

Soziales Kapital

Communities und die Bedeutung sozialer Netzwerke in den USA

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität
München

Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft

vorgelegt von
Meike Zwingenberger M.A.

München 2003

Erstgutachter: Prof. Dr. Gert Raeithel
Zweitgutachter: Prof. Dr. Berndt Ostendorf
Datum der mündlichen Prüfung: 16.02.2004

Vorwort

An dieser Stelle möchte ich verschiedenen Personen für ihre Hilfe danken, die mit ihrer Unterstützung zum Gelingen der Arbeit beigetragen haben. Dank gebührt an erster Stelle Prof. Dr. Gert Raeithel für die intensive Betreuung der Arbeit. Für die Förderung im Rahmen des Hochschul- und Wissenschaftsprogramms der Ludwig-Maximilians-Universität München und den Einsatz von Prof. Dr. Ulla Mitzdorf möchte ich mich ebenfalls bedanken. Weiterhin danke ich der Bayerischen Amerika-Akademie für das erhaltene Stipendium und im besonderen Dr. Stephan Fuchs und Jasmin Falk. Prof. Dr. Berndt Ostendorf, Dr. Dorothea Schwarzhaupt-Scholz und Christian Taube haben mir wertvolle Hilfe geleistet. Mein besonderer Dank gilt Monika Böhning und Olaf Zwingenberger für ihre tatkräftige Unterstützung.

München, im Herbst 2003

Meike Zwingenberger

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1. Fragestellung	7
1.2. Anwendungsbeispiele	8
1.3. Methodologische Vorbemerkungen	10
1.4. Kapitelübersicht	12
Theoretischer Teil	
2. Soziales Kapital	14
2.1. Begriffsklärung	14
2.1.1. Soziale Akteure als Spieler im Feld: Pierre Bourdieu	18
2.1.2. Ressourcen für das Individuum: James Coleman	23
2.1.3. Organisierte Aktivitäten für die Zivilgesellschaft: Robert Putnam	29
2.2. Zentrale Elemente des sozialen Kapitals	40
2.2.1. Soziale Identität	40
2.2.2. Soziale Beziehungen als Netzwerke	45
2.2.3. Soziales Vertrauen und soziale Normen	55
2.3. Konzeptionalisierung und Messbarkeit sozialen Kapitals	58
2.4. Aktualität des Konzepts	65
3. <i>Communities</i>	73
3.1. Gemeinschaft in soziologischer Perspektive	74
3.1.1. Terminologie Gemeinschaft	76
3.1.2. Gemeinschaft und Gesellschaft: Ferdinand Tönnies	77
3.1.3. Rationalität und soziales Handeln: Max Weber	81
3.1.4. System und Lebenswelt: Jürgen Habermas	82
3.2. <i>Community</i> im US-amerikanischen Verständnis	83
3.3. Kommunitaristen	87
3.3.1. Programm des Kommunitarismus: Amitai Etzioni	89
3.3.2. Politik der Differenz: Michael Walzer	94
3.3.3. Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung: Charles Taylor	101
3.4. Soziales Kapital in Gemeinschaften	104

Empirischer Teil

4. <i>Ethnic Communities</i>	106
4.1. Migrationstheorie und Migrationsforschung	106
4.2. Einwanderungsgeschichte	110
4.3. Ethnizität und ethnische Enklavenbildung	112
4.3.1. Theorien der Anpassung	126
4.3.2. Intergruppen-Beziehungen	132
4.3.3. Klassentheorien zu Ethnizität und Rasse	136
4.3.4. Segmentierter Arbeitsmarkt und ethnische Ökonomien	138
4.3.5. Klassenressourcen und ethnische Ressourcen	144
4.4. Schwarze Identitäten und Sozialstruktur	153
4.5. Asiatische Einwanderer als <i>Model Minority</i>	166
4.6. Transnationale Gemeinschaft der mexikanischen Einwanderer	170
4.7. Soziales Kapital in ethnischen Gemeinschaften	175
5. <i>Gated Communities</i>	177
5.1. Suburbanisierung und postsuburbane Nachbarschaften	177
5.2. Formen der <i>Gated Communities</i>	190
5.3. Verwaltungssystem: Gemeinschaft der Wohneigentümer	195
5.4. Lebensraum als Utopie	199
5.5. Simulierte Lebenswelten	203
5.6. Politischer Separatismus	214
5.7. Soziales Kapital in <i>Gated Communities</i>	222
6. <i>Virtual Communities</i>	226
6.1. Technische Voraussetzungen	226
6.2. Virtuelle Welten	230
6.3. Online Kommunikationsformen	237
6.3.1. Email, Mailinglisten und Newsgroups	237
6.3.2. Bulletin Boards, Webseiten und Chats	240
6.3.3. MUDs und MOOs	242
6.4. Identität und Selbstdarstellung	244
6.4.1. Maskerade und Täuschung	254
6.4.2. Kommunikationsprobleme und <i>Gender Bending</i>	256
6.5. Soziale Beziehungen online	259
6.5.1. Kontrolle	262
6.5.2. Gruppenstrukturen	265
6.6. <i>Online Communities</i>	272
6.7. Soziales Kapital in virtuellen Gemeinschaften	281
7. Schlussbetrachtung	285
8. Bibliographie	297

1. Einleitung

Gemeinsinn und Gemeinschaftsfähigkeit sind Grundvoraussetzungen einer Gesellschaft. Soziales Kapital als gesellschaftliche Bindekraft ist zentrale Ressource einer jeden Gesellschaft. Soziales Kapital entsteht, wenn Mitglieder einer Gemeinschaft über effiziente soziale Netzwerke verfügen. So etablieren sich starke Normen und Werte, Solidarität und gegenseitige Unterstützung prägen die Interaktionen. Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile werden als Bedrohung für die Substanz der gemeinschaftlichen Strukturen gesehen. Im Spannungsfeld zwischen der Sehnsucht nach einer harmonischen Gemeinschaft und der Verwirklichung individueller Interessen spielt soziales Kapital als Ressource jedoch weiterhin eine zentrale Rolle. Effiziente soziale Netzwerke können zur Bedrohung für die Gesellschaft werden, wenn die Mitglieder solcher Gemeinschaften (etwa rechtsradikale Gruppen, paramilitärische Gruppen wie die Michigan Miliz, oder gewisse Sekten) ihre Interessen gegen die der Allgemeinheit durchsetzen.

In diesem Sinne besteht die vom deutschen Soziologen Ferdinand Tönnies bereits im Jahr 1880 formulierte Dichotomie zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft weiter.¹ Bedrohlich ist jedoch weniger die zunehmende Individualisierung, sondern die Loslösung einzelner Gruppen aus dem gesellschaftlichen Kontext. Bestehende Gruppenstrukturen tragen zur gesellschaftlichen Fragmentierung bei: *Ethnic Communities* nutzen ihre ethnische Ökonomie, um Arbeit zu finden und sind teilweise vom allgemeinen Arbeitsmarkt abgekoppelt; *Gated Communities* bilden Nachbarschaften, die durch Sicherheitsanlagen von ihrem lokalen Umfeld abgegrenzt sind, deren Straßen und Plätze nicht mehr als öffentlicher Raum zugänglich sind; in *Virtual Communities* suchen Personen Kontakte und schließen Freundschaften, die nicht mehr an face-to-face Interaktionen gebunden sind, sondern auf computervermittelter Kommunikation basieren.² Gemeinsinn und Gemeinschaftsfähigkeit führen immer noch zu höherer Lebenszufriedenheit, weniger Gewalt und stabileren Familienverhältnissen. Allerdings bedeuten die

¹ Ferdinand Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963. Erste Fassung 1880.

² Im folgenden Text werden die Begriffe *Ethnic*, *Gated* und *Virtual Community* nicht mehr kursiv gesetzt. Die deutschen Begriffe ethnische Gemeinschaft für *Ethnic Community* und virtuelle Gemeinschaft für *Virtual Community* werden synonym benutzt.

unterschiedlichen Gemeinschaftsformen nicht immer automatisch Sozialkapital in Form von verantwortlich handelnden, engagierten Bürgern.

Eine zentrale Voraussetzung für gemeinschaftliche Strukturen heute ist das Eingebundensein in das globale Informationszeitalter. Die Informationsgesellschaft zeichnet sich – als dritte technisch-wissenschaftliche Umwälzung nach dem Ende der Agrargesellschaft und als Weiterentwicklung der Industriegesellschaft – vor allem durch drei neue Realitäten aus. Erstens sind transnationale Konzerne in finanzieller Hinsicht wie in bezug auf Produktion und Handel zu bestimmenden Akteuren nationaler und internationaler Wirtschaftsbeziehungen geworden. Globalisierung bedeutet in diesem Zusammenhang nicht nur die Zunahme internationaler Wirtschaftsverflechtungen, sondern auch einen Wandel der Entscheidungsträger. Die Führungsriege der transnationalen oder virtuellen Unternehmen bestimmt nicht nur die Unternehmenspolitik, sondern greift auch in die politischen Entscheidungen der Nationalstaaten ein. Die zweite neue Rationalität besteht darin, dass für die Gestalter der globalen Gesellschaft der nationale Markt nicht länger der dominierende Ort der Reproduktion ihres Kapitals ist. Unternehmen produzieren, wo die Löhne am niedrigsten sind, oder wo sie aus strategischen Gründen Arbeitsplätze aufrechterhalten wollen, verkaufen dort, wo die höchsten Gewinne zu erwarten sind, lassen ihre Buchhaltung von ausgelagerten Firmen in Off-Shore Bankzentren durchführen und investieren ihr Kapital über alle Kontinente verteilt. Der Staat hat dabei als Instrument zur Regulierung dieser Märkte ausgedient. Der in Mexiko-Stadt lebende Soziologe Heinz Dietrich formuliert in seinem mit Noam Chomsky herausgegebenen Werk *Globalisierung im Cyberspace* diese Tatsache folgendermaßen: „Der Staat ist in der neuen Religion des Marktes und des Konsumismus nur noch als Servicebetrieb des Großkapitals vorgesehen; die Demokratie ist aus dem Dekalog der Architekten des *global village* ganz verschwunden.“ (Chomsky und Dietrich 1996, 146; kursiv im Original). Die dritte Realität liegt darin, dass im Bereich der Kommunikation eine substantielle Verwandlung der Schriftkultur in eine visuelle oder Bildkultur stattfindet, in der die immer perfekteren mimetischen Verfahren der elektronischen Medien eine eigenständige virtuelle Realität erschaffen.

Die Gemeinschaftsstrukturen in diesen virtuellen oder durch Medien simulierten Welten gründen nicht mehr auf Zusammenleben, sondern auf Zusammenkommunizieren. Geographische Unabhängigkeit der sozialen Umgebung kann jedoch nicht nur die interaktive Computernutzung bieten, virtuelle Welten sind schon lange in unserem Alltag präsent. Konsumtempel als Kultstätten, *Friends* in der Fernsehwelt und Themenparks als Wohnanlage gehören zu einer Lebensweise, die der Kultur der Simulation entspricht (Baudrillard 1988; 1994; Turkle 1995).³

Staatliche Grenzen werden so in vielfältiger Hinsicht durchlässig. Durch Migrationsströme und technische Vernetzung bilden sich transnationale soziale Räume, die die Ortsbindung von Gemeinschaft aufheben (Beck 1997, 57). Dabei handelt es sich nicht nur um soziale Strukturen, die nationale Grenzen überschreiten, dieser Übertritt hat sowohl im ökonomischen wie politischen Bereich Konsequenzen. Zum Beispiel übertreffen die in der mexikanischen Community New Yorks gesammelten Gelder für die Verlegung von Trinkwasserleitungen in ihren Herkunftsorten oder die Restauration von Kirchen und Dorfplätzen in den mexikanischen Gemeinden nicht selten die öffentlichen Ausgaben für Infrastrukturmaßnahmen (Beck 1997, 58). Die Arbeitsmigration aus Mexiko in die USA wird nicht mehr nur als Lösung der eigenen Beschäftigungsprobleme gesehen, sondern als bedeutendes Potential an Humankapital, wirtschaftlichem und sozialem Kapital. Transnationale Produktions- und Vermarktungsstrukturen wachsen mit den Migrationsströmen, denn die Nachfrage nach spezifischen mexikanischen Nahrungsmitteln und Dienstleistungen steigt.

Die Veränderung wirtschaftlicher, politischer und sozialer Strukturen spricht für ein Weltsystem, das das Bild gegeneinander abgeschlossener Einzelgesellschaften ersetzt durch das Gegenbild, in dem sich alle Gesellschaften, alle Kulturen, alle Klassen, alle Haushalte, alle Individuen in einer Arbeitsteilung verorten und behaupten müssen (Wallerstein 1974; 1983; Balibar und Wallerstein 1991). Die polyzentrische Weltpolitik ist gekennzeichnet durch den besonderen Einfluss transnationaler Organisationen und Strukturen. Gleichzeitig kommt es zu einer immer stärkeren Konvergenz der globalen Kultur (Beck 1997, 81). Eine

³ Populärkulturelle Darstellungen, wie die Fernsehserien *Friends* oder *Seinfeld*, entsprechen der Tendenz, dass Freundschaften traditionelle soziale Verbindungen, wie etwa Verwandtschaftsbeziehungen, tatsächlich zunehmend ablösen.

Universalisierung im Sinne einer Vereinheitlichung von Lebensstilen, kulturellen Symbolen und transnationalen Verhaltensweisen setzt sich durch. Ein Vorgang, der sich schon seit langem beobachten lässt, denn Blue Jeans und Marlboro gehören schon länger zu den Symbolen der freien Welt, sowohl in einem niederbayerischen Dorf, wie in Kalkutta oder Singapur. Inzwischen gelten auch die charakteristischen Merkmale Disneys – wie Mickey Mouse und eine traditionelle Familienorientierung – universal und werden an vielen Orten wiedererkannt. Neben dem politischen und sozialen Weltsystem etabliert sich eine Waren-Welt. Neben den lokalen Identitäten und Kulturen werden Waren-Welt-Symbole geschaffen, die dem Design multinationaler Konzerne entstammen.

Neben der Globalisierung findet gleichzeitig eine Lokalisierung statt. Das Bild abgeschlossener Einzelgesellschaften und ihnen entsprechender kultureller Räume verwerfen die *cultural studies* und beschreiben einen dialektischen Prozess, in dem gleichzeitig Entgegengesetztes möglich wird. Im Rahmen der Dialektik von Globalisierung und Lokalisierung bestehen auch Universalismus und Partikularismus nebeneinander. Die Menschenrechte zeigen dies deutlich – sie sind in so gut wie allen Kulturen als universelle Rechte vertreten, werden kontextabhängig jedoch oft ganz unterschiedlich ausgelegt. Ebenso bestehen Zentralisierung und Dezentralisierung nebeneinander weiter – wie die stark integrierte amerikanische Medienindustrie verdeutlicht, die gleichzeitig eine extreme Dezentralisierung im Internet zur Folge hat, denn *peer-to-peer networks* umgehen diese zentralisierte Ebene. Dabei wird auch die traditionelle Unterscheidung zwischen Zentrum und Peripherie in Frage gestellt. Von *ethnoscapes*, *technoscapes*, *financescapes*, *mediascapes* und *ideoscapes* ist die Rede, die weltweit von verschiedenen Menschen mit Bedeutung versehen werden und so Bausteine imaginierter Welten sind (Appadurai 1990, 6f; 1997). Globalisierung zwingt keine kulturelle Vereinheitlichung herbei. Die sich herausbildenden „glokalen“ Szenerien müssen als zweigesichtige „Imagination möglicher Leben“ begriffen werden, die eine Vielfalt von Kombinationen erlaubt und aus der für die Zwecke der eigenen Lebens- und Gruppenidentitäten jeweils stark variierende, bunte Kollektionen zusammengestellt werden können (Beck 1997, 100).

So verstanden ist die Gemeinschaft in der globalen Gesellschaft verankert. Globalisierung und Lokalisierung sind zugleich Antriebskräfte und Ausdrucksformen einer neuartigen Polarisierung und Stratifizierung der Weltbevölkerung in globalisierte Reiche und lokalisierte Arme.

Der Ausweg wird in einer postulierten Weltbürgergesellschaft gesehen. Bereits Kant hat in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795) das Argument entwickelt, dass Demokratien letztlich nie isoliert in einzelgesellschaftlicher, nationalstaatlicher Form, sondern erst in der Weltbürgergesellschaft möglich werden. Als Vertreter der pragmatischen Theorie beruft sich Richard Rorty in einem kritischen Essay zur Beurteilung des hegemonialen Unilateralismus der Vereinigten Staaten nach dem zweiten Golfkrieg auf eine ähnliche Logik (2003, 13). Auch Seyla Benhabib übernimmt als Vertreterin einer revitalisierten Kritischen Theorie Kants Verständnis von *cosmopolitanism*.⁴ Neben der Selbsterfahrung als Zivilgesellschaft begründen transnational geltende Grundrechte die kosmopolitische Demokratie. Nach Kant kommt es auf die Staffelung von Rechten zwischen Staatsbürgern verschiedener Nationalitäten an, letztlich auf die Gewährleistung eines Weltbürgerrechts für alle. Die darin enthaltene Paradoxie, dass die Garantie von Grundrechten einen Nationalstaat voraussetzen scheint, bleibt bei Kant ungelöst. Nach Beck bildet nicht der transkulturelle Konsens über Grundrechte, sondern Kooperationsverfahren und -abhängigkeiten den Schlüssel für transnationale Grundrechtsgarantien (Beck 1997, 161). Rorty sieht die Europäische Union in einer Vorbildrolle, denn wenn das Bewusstsein, Bürger eines europäischen Gesamtstaates zu sein, im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts ebenso tiefe Wurzeln schlägt, wie es im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts das Bewusstsein von Amerikas Bürgern tat, wird sich die Welt auf gutem Weg zu einer globalen Föderation befinden (Rorty 2003, 13). Die inklusive Souveränität der Einzelstaaten kann wiederhergestellt werden, wenn es zu einer Kooperation kommt. So können nur europäische Initiativen die „virtuellen Steuerzahler“ wieder zur Kasse bitten, um so nicht nur die Voraussetzungen für ein soziales Europa zu schaffen, sondern auch die einzelstaatliche Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen.

⁴ Seyla Benhabib: „Between Hospitality and Sovereignty“. Vortrag an der Bayerischen Amerika Akademie am 11. Juni 2003.

Damit würde der Staat gerade im Rahmen einer stärkeren Kooperation eine Re-Autorisierung in vielen Punkten erlangen. Die Krise der europäischen Wohlfahrtsstaaten, aber auch die finanziellen Lücken im amerikanischen – ohnehin schon minimalen – Sozialsystem sind offenkundig. Um nicht mehr finanzierbare staatliche Leistungen zu ersetzen, wird die Forderung nach mehr bürgerschaftlichem Engagement laut (Putnam 2001; 2002). Dabei sollen nicht nur die Pflege älterer Menschen und die Kinderbetreuung wieder stärker in die Hand der Familien (bzw. Frauen) zurückgelegt, sondern auch die Betreuung von gesellschaftlich marginalisierten Gruppen in ehrenamtlicher Form durchgeführt und die Politikverdrossenheit durch aktives Engagement in politischen Zirkeln überwunden werden. Soziales Kapital wird in diesem Zusammenhang oft auf die Übernahme eines Ehrenamts reduziert und somit als gemeinschaftliches Engagement statistisch messbar gemacht.

Sozialkapital wird meist als Ressource verstanden, die regionalen und nationalen Gesellschaften oder Teilen davon zur Verfügung steht. Diese Ressource kann hinsichtlich des verfügbaren Bestandes in unterschiedlichen Teilgesellschaften variieren und mit der Zeit wachsen oder abnehmen. Bestimmt werden muss jedoch, welche Einheit über Sozialkapital verfügt – eine nationale Gesellschaft, eine Region, eine Stadt, eine Generation, eine Kohorte, eine soziökonomische Statusgruppe oder eine andere Formation. Nationale Gesellschaften können in Bezug auf das Niveau des jeweils verfügbaren Sozialkapitals intern nie eine Gleichverteilung aufweisen. Das gilt auch für Regionen und andere territoriale Einheiten auf der subnationalen Ebene, deshalb muss die Frage geklärt werden, welche soziale Einheit Träger und Nutznießer des sozialen Kapitals ist (Offe und Fuchs, 418).

Soziales Kapital ist eine individuelle Ressource, deren Grundbedingung soziale Beziehungsnetzwerke zwischen den Individuen sind. Gegenseitigen Vertrauen der Mitglieder einer Gemeinschaft, das auf Normen und funktionalen Verhaltensanweisungen basiert, schafft Handlungserleichterungen für das Individuum und so die Möglichkeit, persönliche Ziele zu erreichen. Meine Arbeit steht im Kontext der Diskussion um die Funktionsfähigkeit des Sozialstaats, der Grundlagen demokratischer Gesellschaften, des Politikverständnisses der Bürger

dieser Gesellschaften und ihrer individuellen Rechte, Bedürfnisse und Pflichten als Bürger.

1.1. Fragestellung

Das in dieser Arbeit zu erklärende Phänomen sind Gemeinschaftsstrukturen, die soziales Kapital mobilisieren. Dabei spielt die Untersuchung der vorhandenen sozialen Netzwerke und ihre Funktion für die Mitglieder einer Gemeinschaft eine zentrale Rolle: Wie entsteht soziales Kapital? Welche Aufgaben erfüllt es für die interagierenden Personen? Wie profitiert die Gemeinschaft davon? Folgende Thesen sollen im Rahmen der Arbeit näher untersucht werden:

Wenn soziales Kapital Produkt sozialer Interaktion ist, entsteht es in gemeinschaftlichen Strukturen automatisch.

Soziales Kapital entsteht aus funktionierenden sozialen Netzwerken und kann von den Partizipierenden nur in diesen Netzwerken eingelöst werden.

Politische Ideen und staatliche Vorgaben können soziales Kapital mobilisieren. So kann die Bildung von sozialem Kapital von außen angeregt werden.

Soziales Kapital kann in andere Kapitalformen – wie etwa materielles oder symbolisches – umgewandelt werden.

Sowohl kleine Gruppen wie auch ganze Nationen können als Gemeinschaft soziales Kapital bilden.

Soziales Kapital kann die Solidarisierung mit anderen, die ebenfalls Teil einer Nation sind, verhindern.

1.2. Die Anwendungsbeispiele

Die Anwendungsbeispiele dieser Arbeit sind Ethnic Communities als Einwanderergemeinschaften in den USA, Gated Communities als besondere Form städtischer Nachbarschaften und Virtual Communities, die auf computergestützter Kommunikation via Internet basieren.

Die USA als *nation of nations* oder *nation of immigrants* hat sich in ihrer Geschichte immer durch ethnische Enklaven ausgezeichnet. Für viele Einwanderer stellt die ethnische Gemeinschaft die Möglichkeit dar, erste Kontakte zu nutzen, um Wohnraum und eine Arbeitsstelle zu finden. Im Laufe der Zeit – und damit in den nächsten Generationen – nimmt die Bedeutung ihrer ethnischen Gemeinschaft für einige Migranten ab. Andere dagegen bleiben in diesen Strukturen verhaftet, arbeiten in einer Nischenökonomie, behalten ihre Muttersprache bei und sind weitgehend endogam. Das soziale Kapital, das in der Gruppe mobilisiert wird, ist hierfür ein entscheidender Faktor. Der Zusammenhang zwischen dem ethnischen Selbstverständnis und der möglichen Integration in die Mehrheitsgesellschaft wird in dieser Arbeit ebenso betrachtet, wie die gesamtgesellschaftlichen Grundlagen und die besondere Struktur des amerikanischen Arbeitsmarktes. Die Situation einiger Einwanderungsgruppen wird im letzten Teil detaillierter dargestellt, weil ihre Lebenssituation einen speziellen Aspekt in der Diskussion um soziales Kapital deutlich macht: So zum Beispiel der komplexe Zusammenhang zwischen Identitätskonstruktion, Lebensstil und Sozialstruktur schwarzer Einwanderer und schwarzer Amerikaner; der besonders schnelle sozioökonomische Aufstieg einiger asiatischer Einwanderergruppen; sowie die transnationalen Strukturen der mexikanischen ethnischen Gemeinschaft in den USA.

Gated Communities stellen als Siedlungsform eine Besonderheit dar. Die Entwicklung der Suburbanisierung macht deutlich, inwiefern geplante Vorstädte der amerikanischen Ideologie von der idealen Gemeinschaft entsprechen. Immer wieder wurde versucht mit der Gestaltung von Lebensraum utopische Gemeinschaftsvorstellungen umzusetzen. Die Gated Communities sind durch Sicherheitsanlagen von ihrer Umgebung abgeriegelt und nicht mehr als öffentlicher Raum zugänglich. Besonders durch die autonome Verwaltung, aber auch durch die

Homogenität der Bewohner können sich in diesen Nachbarschaften starke Normen und ein nicht unerheblicher Konformitätsdruck entwickeln. So entsteht starkes soziales Kapital, das allerdings eine besonders homogene Form darstellt und nur nach innen wirkt. Insofern entsprechen die Gated Communities einer simulierten Lebenswelt – sie blenden heterogene Elemente der größeren Gesellschaft aus – und stellen politisch separierte Einheiten dar. Welche Konsequenzen daraus für die umgebende Gesellschaft entstehen und welche Vorteile extrem homogenes soziales Kapital für die Bewohner bedeuten kann, wird in dieser Arbeit ebenfalls untersucht.

Computervermittelte Kommunikation im Internet führt zu sozialen Kontakten zwischen Nutzern. Von einigen Autoren wird die Virtualität der Computerwelten als negatives Element betont. Im aristotelischen Sinne bedeutet Virtualität jedoch nur das Vorhandensein zusätzlicher Möglichkeiten, neben den aktuell genutzten. In diesem Sinne konstituieren auch die virtuellen Welten des Internet eine realen Sozialraum – diese These belege ich, um die im folgenden Text analysierten Sozialstrukturen in computergestützter Kommunikation als reale Interaktionen beschreiben zu können. Meist ist bereits von Online-Communities die Rede, wenn überhaupt eine soziale Interaktion zwischen Kommunikationspartnern zustande kommt, etwa in Form von Email oder Chat. Um deutliche Aussagen über das soziale Kapital in virtuellen Gemeinschaften treffen zu können, erläutere ich die verschiedenen Kommunikationsformen im virtuellen Raum. Nicht alle können als gemeinschaftliche Strukturen gelten. Besonders spannend und interessant im Hinblick auf die angenommene Anonymität im Internet ist die Darstellung von Identität, die die Basis der sozialen Beziehungen ausmacht. Effiziente soziale Netzwerke, wie Bürgernetze, Interessengemeinschaften, Selbsthilfegruppen, Patientennetzwerke und Spielgemeinschaften mobilisieren als Online-Communities soziales Kapital.

Die drei empirischen Kapitel beschäftigen sich mit sehr unterschiedlichen Gemeinschaftsstrukturen, gleichzeitig wird deutlich, dass die in den Theoriekapiteln formulierten Grundbedingungen zur Bildung von sozialem Kapital immer wieder zutreffen: So sind effiziente Netzwerke in denen gegenseitiges Vertrauen entsteht, soziale Normen und ein Gemeinschaftsgefühl dabei unerlässlich.

In der Schlussbetrachtung fasse ich meine Ergebnisse zusammen und komme auf die in der Einleitung formulierten Thesen zurück.

1.3. Methodologische Vorbemerkungen

Für die in dieser Arbeit präsentierte Analyse war eine Verbindung verschiedener methodologischer Ansätze nötig: Neben der erklärenden Soziologie (Esser 1993) wird im Rahmen der Kulturgeschichte ein deduktiver Aspekt genutzt, um die Phänomene zu erfassen. Die erklärende Soziologie stellt eine Explikation sozialer Phänomene nach dem wissenschaftstheoretischen Standard des deduktiv-nomologischen Erklärungsschemas in den Vordergrund (Hempel 1965; Haug 2000). Wird ein Ereignis erklärt, so wird dazu eine allgemeine Gesetzmäßigkeit benötigt, die dieses Ereignis als kausal zwingende Konsequenz bestimmter Bedingungen beschreibt. Aus dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit und den Rahmenbedingungen, die den Prämissen der Gesetzmäßigkeit entsprechen, kann durch logische Ableitung die Vorhersage getroffen werden, dass ein Ereignis notwendigerweise eintritt. Kann dann gezeigt werden, dass diese Rahmenbedingungen vorliegen, so ist das Ereignis hinreichend erklärt. Eine Erklärung nach diesem Ansatz geht immer der Frage nach der Begründung eines Phänomens oder Ereignisses nach. Die Antwort kann verschiedene Formen annehmen. Hier wird der Anspruch verfolgt, eine Kausalerklärung zu geben, das heißt eine Antwort in Form der Notwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit, mit der aus einer gegebenen Situation das zu erklärende Ereignis (Explanandum) folgt.

Gemeinschaftsstrukturen sind kollektive Phänomene. Diese werden durch Rückgriff auf eine allgemeine Handlungsgesetzmäßigkeit und die besonderen Bedingungen, unter denen einzelne Akteure ihre Entscheidung treffen und die zu einem kollektiven Resultat führen, erklärt. Kollektive Phänomene werden so als Ergebnis der Handlungen einzelner Akteure aufgefasst und können deshalb durch Gesetzmäßigkeiten auf der Individual- bzw. Mikroebene erklärt werden (Esser 1993, Haug 2000). Verschiedene Studien und Untersuchungen liefern die Textbasis zur Darstellung dieser Ebene in meinem Text. Im folgenden werden unter Berücksichtigung historischer und im besonderen kulturgeschichtlicher Aspekte

Konsequenzen auf der Meso- und Makroebene untersucht. Der historische Kontext fließt als Teil des Explanandums mit ein. Ohne eigene empirische Befunde auf der Mikroebene (Daten sind vorhanden) können durch die Verbindung beider Ansätze Erkenntnisse sowohl auf Mikro-, wie auch auf Meso- und Makroebene gewonnen werden. So kann eine Verbindung von theoriegeleiteter und empirischer Forschung auf verschiedenen Ebenen entstehen, denn die Partizipation in gemeinschaftlichen sozialen Netzwerken wird im Rahmen historischer Kontexte (Siedlungsmuster, Einwanderungsgeschichte, computergestützte Kommunikation) und sozialer Kontexte (soziale Stratifizierung, Vorurteilsstruktur, Familiensituation) untersucht. Im Sinne Foucaults kommt nicht nur die Soziologie als Disziplin der Analyse von Formen sozialer Interaktion zur Anwendung, sondern eine multiperspektivische Analyse, die historische, politologische und kulturgeschichtliche Annahmen verbindet. Gesellschaft wird damit nicht nur als fundamentale Kategorie der Soziologie verstanden, sondern als ein Amalgam von Diskursen, Institutionen, Praktiken (Rabinow 1984; Best 1994).

Die Darstellung und Analyse der Untersuchungen zu sozialem Kapital machen deutlich, dass es sich als vielseitiges Konzept auf unterschiedlichste Fragestellungen anwenden lässt. Es wird aber auch deutlich, dass die empirischen Ergebnisse nur bereits bekannte Phänomene soziostruktureller Diskriminierung und gesellschaftlicher Marginalisierung belegen. Effizientes soziales Kapital kann die gesellschaftliche Position einer sozialen Gruppe verbessern. Diese Verbesserung ist auf Elemente des sozialen Kapitals zurückzuführen, die an sich in ihrer Bedeutung bereits belegt sind – wie etwa der Zugang zu Bildung und Informationen und die Durchsetzung von Normen als Handlungsanweisungen. Insofern bildet die Untersuchung sozialen Kapitals in gemeinschaftlichen Strukturen oft eine Synthese der Faktoren, die für eine effiziente Nutzung der sozialen Netzwerke einer Gruppe verantwortlich zu machen sind.

Um den aktuellen Forschungsstand wiederzugeben verwende ich Quellen, die aus verschiedenen Disziplinen kommen – etwa der Soziologie, Ökonomie, Sozialpsychologie, Kulturgeschichte. Während sich die empirischen Beispiele

größtenteils auf die USA beziehen, nutze ich zur Darstellung der theoretischen Grundlagen internationale Quellen.⁵

1.4. Kapitelübersicht

Theoretischer Teil

In der Debatte der letzten Jahrzehnte um den Begriff des sozialen Kapitals konnten sich einige wenige zentrale Autoren mit ihrem jeweiligen Konzept etablieren, die in Kapitel 2 vorgestellt werden sollen. Die wesentlichen Elemente des Konzepts werden zusammengefasst. Die Vielschichtigkeit des Begriffs führt nicht nur zu unterschiedlichen Konzeptionalisierungen, sondern auch zu Problemen bei der Feststellung der Höhe des sozialen Kapitals in einer Gemeinschaft. Diese strukturellen Probleme und die Präsenz des Begriffs in Debatten um die Situation der Gesellschaft werden dargestellt. Kapitel 3 analysiert die Entstehung von Gemeinschaften und erläutert die Bedeutung der sozialen Netzwerke im Zusammenhang mit der spezifischen US-amerikanischen Geschichte. Dabei kommen besonders die Kommunitaristen zu Wort, die mit der Frage nach den Grundsätzen des gesellschaftlichen Zusammenhalts indirekt auch die Struktur der Beziehungsnetzwerke diskutieren.

Empirischer Teil

Die Situation der Einwanderer und ihrer Nachkommen als Mitglieder ethnischer Gemeinschaften und die für sie bestehende Notwendigkeit, sich auf funktionierende soziale Netzwerke verlassen zu können, werden als erstes empirisches Beispiel in Kapitel 4 behandelt. Ein besonderer Aspekt der Stadtentwicklung in den USA, der sich derzeit extremen Zuspruchs erfreut, sind Gated Communities, die mit Sicherheitsanlagen von ihrer Umgebung abgeriegelt sind. Die Lebensumstände in solchen Enklaven werden in Kapitel 5 näher betrachtet. In diesen klar abgegrenzten Gemeinschaften findet sich ein besonders hoher Grad an sozialem Kapital. Kapitel 6 beschäftigt sich mit den neuen virtuellen Gemeinschaften und der Mobilisierung von sozialem Kapital in computergestützten Kommunikationsnetzwerken. Eine

⁵ So ist zum Beispiel die sozialpsychologische Untersuchung von Nicola Döring zu computergestützter Kommunikation ein sehr hilfreicher Text, der sich nicht nur mit der deutschen Situation befasst, sondern allgemeine Beziehungsmuster analysiert.

abschließende Schlussbetrachtung findet sich im Kapitel 6 zur Bedeutung sozialen Kapitals in den oben genannten Gemeinschaften.

2. Soziales Kapital

2.1. Begriffsklärung

„Soziales Kapital“ verbindet die fachlich differenzierten Bereiche der Sozialwissenschaft: Soziologie, Politikwissenschaft und Ökonomie. Innerhalb der Sozialwissenschaften ist es die Soziologie, die sich zentral mit sozialer Interaktion und sozialem Handeln beschäftigt. Gerade die interaktionistische Handlungstheorie erhellt, dass ein Handelnder auf das Handeln anderer nicht wie auf einen Reiz reagiert, sondern es deutet.⁶ Interaktion ist also ein interpretativer Prozess, wobei die Handelnden ihre Handlungen als Ausdruck eines zugrundeliegenden Musters verstehen. Kulturelle Elemente können Teil dieses Musters sein (so kommt die Kulturgeschichte als erklärender Faktor hinzu). Vielfach führen die Interaktionen zweier Handelnder zu festen Beziehungsstrukturen. Sind mehrere Individuen auf diese Art vernetzt, entsteht eine soziale Gemeinschaft. In der Politikwissenschaft stellt sich die Gesellschaft als ein politisch konstituiertes und über Rechtsnormen integriertes Gemeinwesen dar. Die Politik gibt so den Rahmen für soziale Handlungen vor. Die Entstehung von sozialem Kapital durch soziales Handeln ist ein Mikroaspekt im politischen Gemeinwesen. Die Verfügbarkeit von sozialem Kapital wird in einer Gemeinschaft als Basis für eine gut funktionierende Ökonomie gesehen, indem es einen Vertrauensvorschuss und soziale Kohäsion erzeugt und gesteigerte Konkurrenzfähigkeit impliziert (Mayer 2001). So entscheidet der Grad an sozialem Kapital in einer Gemeinschaft letztlich die Effizienz der Wirtschaft und damit die Erzeugung von materiellem Kapital mit. Von der Makroebene aus betrachtet, profitiert die Gemeinschaft von einem hohen Grad an sozialem Kapital.

Wenn eine Person sich durch Reichtum auszeichnet, verfügt sie über materielles Kapital. Besitzt er oder sie hohe Bildungsabschlüsse oder Kompetenzen, die sich im Arbeitsleben sinnvoll einsetzen lassen, spricht man von hohem Humankapital. Sowohl ökonomisches Kapital wie Fähigkeiten und Eigenschaften eines Menschen sind klar definierte empirische Befunde. Soziale Verbindungen, die Sozialkapital ausmachen, lassen sich weniger deutlich fassen. Selbst in Deutschland sprechen Politiker wie Kurt Biedenkopf oder Joschka Fischer im Zusammenhang mit der

⁶ Zur interaktionistischen Handlungstheorie siehe unter anderen Herbert Blumer.

niedrigen Wahlbeteiligung und den abnehmenden Sozialkontakten der Bevölkerung von einem „gesellschaftlichen Verlust sozialen Kapitals“. Soziologen untersuchen vielfältige Aspekte, so den Zusammenhang zwischen Sozialkapital und Kettenmigration (Haug 2000) oder Sozialkapital und Stadtentwicklung (Mayer 2001). Die Verwendung des Begriffs vom sozialen Kapital hat in den letzten Jahren inflationär zugenommen. Dabei geht es meist um die Gemeinschaft als Profiteurin des sozialen Kapitals.

Besonders die Stärke der Zivilgesellschaft – verstanden als Gemeinschaft der politisch und sozial engagierten Bürger – resultiert aus der Höhe des sozialen Kapitals. Das Verständnis von sozialem Kapital als einem gemeinschaftlichen Gut, das von individuellen Ressourcen unabhängig ist, findet in Politik und Gesellschaft weite Verbreitung. So fordert Bundeskanzler Schröder in einer Rede vor dem Siemens-Forum München „mehr Zivilgesellschaft“ nicht im Sinne von weniger Staat, sondern weniger paternalistisches, etatistisches Denken. Soziales Kapital versteht Schröder in diesem Zusammenhang als Spenden der Unternehmen für kulturelle oder gemeinnützige Veranstaltungen oder ein soziales Projekt. Unternehmen, die Projekte in Deutschland oder auch in den Entwicklungsländern unterstützen, die ihren Mitarbeitern über Gratifikationen bürgerschaftliches Engagement ermöglichen und nahe legen – von der Renovierung eines Jugendzentrums bis hin zum temporären Wechsel in soziale Einrichtungen –, verbessern damit nach Schröder nicht nur ihr Image, sondern bilden auch soziales Kapital.⁷ Unternehmen sollen so eine Stärkung der Zivilgesellschaft unterstützen. Interessanterweise betont Schröder auch, wie wichtig in diesem Zusammenhang nicht nur die Akkumulation des sozialen Kapitals der Mitarbeiter ist, die sich für solche Projekte engagieren, sondern dass sich das soziale Kapital auch als „Gratifikationen“ in symbolisches und materielles Kapital verwandeln lässt.

Unterschieden werden muss zwischen formellem und informellem Sozialkapital. Eine Elternvertretung oder eine Gewerkschaft sind formal organisiert, also mit offiziellen Funktionären, Mitgliedschaftsbedingungen, Beiträgen, regelmäßigen Versammlungen und anderen festen Strukturen. Andere Formen von Sozialkapital sind ausgesprochen informeller Natur, wie Treffen eines Stammtischs oder ein

⁷ Siehe Auszüge aus der Rede in der Süddeutschen Zeitung Nr. 79 vom 4. April 2001, Seite 17.

spontanes Basketballspiel. Beide Arten stellen Netzwerke dar, in denen sich gegenseitige Beziehungen entwickeln können, aus denen wiederum privater und öffentlicher Nutzen entstehen kann.

Soziales Kapital verstanden als funktionierende soziale Netzwerke, die das Erreichen von Zielen der Mitglieder eines solchen Netzwerks erleichtern, ist ein einflussreiches Konzept bei der Analyse vielschichtiger Probleme in der sozialen Welt, aber eben auch auf der politischen Ebene. Der Begriff taucht in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Diskursen auf: Ökonomen fragen nach der Messbarkeit sozialen Kapitals, Soziologen untersuchen die Effizienz von sozialen Netzwerken, die als zentrale Grundlage des sozialen Kapitals gesehen werden, Kommunikationswissenschaftler untersuchen die Kommunikationsstruktur, in der es erst zu vielschichtigen sozialen Interaktionen kommt.

Da die Basis für die Entstehung von sozialem Kapital soziales Verhalten und damit auf der Mikroebene sichtbar ist, müssen an dieser Stelle auch die Grundlagen für soziales Handeln und Verhalten betrachtet werden. In den Sozialwissenschaften kann eine Erklärung von sozialem Verhalten von Individuen und Gruppen auf der Grundlage einer Situationsanalyse erfolgen. Nach den philosophischen Betrachtungen Karl R. Poppers als Vertreter (des später so benannten) Kritischen Rationalismus werden dabei Modelle typischer gesellschaftlicher Situationen konstruiert, die den Rahmenbedingungen einer Erklärung nach dem deduktiv-nomologischen Schema entsprechen (Popper 1967, 351ff; 1992, 114ff).⁸ Menschen handeln in Übereinstimmung mit der Situation, in der sie sich ihrer Meinung nach befinden. Die Angepasstheit des Handelns entspringt einem Rationalitätsprinzip. Auch die Nutzentheorie entspricht diesem Rationalitätsprinzip. Zwei Annahmen liegen dieser Nutzentheorie zugrunde: Erstens handeln Menschen nutzenmaximierend und zweitens besitzen sie eine Präferenzordnung, die die Wahl der jeweils besten Alternative erlaubt. Allerdings muss zugestanden werden, dass die

⁸ Karl R. Popper hat die Diskussion über Wissenschaftstheorie in bezug auf die Sozialwissenschaften nachhaltig beeinflusst. In seinem Werk *Die Logik der Forschung* (1935) formulierte er das Kriterium der Wissenschaftlichkeit und seine Auffassung von wissenschaftlichem Fortschritt. Sein Vortrag bei der Tübinger Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahr 1961 markiert eine der Positionen des sogenannten Positivismusstreits. Karl R. Popper: „Die Logik der Sozialwissenschaften“, in: Theodor W. Adorno (Hg.): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied-Berlin: 1969, 103ff.

Situationswahrnehmung beim Menschen subjektiven Verzerrungen unterliegt. Die Nutzentheorie kann nur von einer perfekten Informiertheit der Akteure ausgehen und ist daher nicht in der Lage diese Verzerrungen widerzuspiegeln. Zur Erklärung des Handelns wird der Rational-Choice-Ansatz bemüht. Diese Entscheidungstheorie besagt, dass zum Beispiel in der Ökonomie die Maximierung des monetären Nutzens als Ziel des Handelns vorausgesetzt wird.

Soziales Handeln bedeutet jedoch vielfältigere Ziele als nur die Mehrung des monetären Nutzens. Zurückgehend auf Adam Smith nehmen verschiedene Autoren (Smith 1950; Esser 1993, 243) für menschliches Handeln zwei Oberziele an: physisches Wohlbefinden und soziale Anerkennung. Daraus können verschiedene andere Ziele abgeleitet werden. Die Entscheidung, welches Handeln das richtige ist, hängt von vielfältigen Faktoren ab, so zum Beispiel von der Risikowahrnehmung. Gerade unter entscheidungstheoretischen Erwägungen, also zum Beispiel um dem Problem der Unsicherheit bei der Risikoeinschätzung zu begegnen, kann die Betrachtung des sozialen Kapitals sich als sinnvoll erweisen, da das soziale Umfeld auf die Entscheidung einwirkt. Die unterschiedlichen Unterstellungen über die menschliche Motivstruktur lassen sich grob zu zwei Richtungen zusammenfassen: Einige Autoren folgen dem Rational-Choice-Ansatz und reduzieren alles menschliche Handeln auf strategische Nutzenmaximierung, andere Autoren hingegen anerkennen die Eigenständigkeit von normorientiertem (wertrationalem) Handeln.

Im folgenden soll ein Theorieüberblick geliefert werden, der Aufschluss über die Brauchbarkeit des Konzeptes bei der Untersuchung der Effizienz gemeinschaftlicher Strukturen geben kann. Erst mit einem Kaleidoskop wissenschaftlicher Instrumente kann die interdisziplinäre Analyse der aktuellen Situation in den USA erfolgen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu und der amerikanische Soziologe James Coleman sehen soziales Kapital als instrumentell einsetzbare, individuelle, aber nicht unabhängig von anderen Personen verfügbare Ressource. Parallelen und Unterschiede der theoretischen Ansätze werden in den folgenden Kapiteln betrachtet. Auch das Verständnis des amerikanischen Historikers Robert Putnam, der soziales Kapital als Ressource von Gesellschaften beschreibt, wird ausführlich analysiert.

2.1.1. Soziale Akteure als Spieler im Feld: Pierre Bourdieu

Der im Jahr 2002 verstorbene französische Soziologe Pierre Bourdieu beschäftigte sich bereits seit 1972 mit „sozialem Kapital“ und verwendet den Begriff in verschiedenen Studien (1985; 1992; 1992a; 1993).⁹ Es wird als individuelle Ressource neben ökonomischem, kulturellem und symbolischem Kapital in eine allgemeine Kapitaltheorie eingebettet. Bourdieu geht davon aus, dass soziale Interaktionen sich wie ein Spiel gestalten und die Verhaltensformen der einzelnen Personen jeweils Spielzügen der Figuren gleichen. Dieses Spiel ist bestimmten Regeln unterworfen. Sie resultieren einerseits aus der Struktur des Spiels, ergeben sich also gewissermaßen aus dem Umfeld, der Organisation des Spielfelds. Dies sind die Regeln, die den sozialen Raum bestimmen. Es gibt andererseits Einschränkungen, nämlich Zwänge, die durch die Knappheit der Ressourcen definiert sind, die den Akteuren zur Verfügung stehen. Im Unterschied zum Glücksspiel bestimmen nicht der Zufall, sondern die Ressourcen der Mitglieder und deren Fähigkeit, diese strategisch sinnvoll einzusetzen, das Resultat eines solchen Spieles. Die soziale Praxis ist also bedingt durch die Verfügungsgewalt über spezifische Ressourcen, die Bourdieu als „Kapital“ bezeichnet. Der „Habitus“ ist Teil dieser speziellen Ressourcen und beeinflusst die Bildung von Kapitalformen.

Bereits in den 1960er Jahren führte Bourdieu sein Konzept vom Habitus ein. Dieser stellt ein System von flexiblen Schemata dar, die Subjektivität mit der Sozialstruktur verbinden, ohne die Bedeutung des einen zugunsten des anderen zu vernachlässigen. Er bezeichnet also Verhaltensschemata, die nicht nur aufgrund rationaler Entscheidungen entstehen, sondern durch die Gruppen- oder Familienzugehörigkeit eines Individuums quasi vorher schon definiert sind. Die Regeln des Spiels – um diese Darstellung noch einmal aufzugreifen – sind also zum Teil durch die Sozialisierung der einzelnen Spieler (= ihren Habitus) definiert. Das Spielfeld ist eine mehr oder weniger begrenzte Fläche, auf der sich die sozialen Interaktionen abspielen. Die Begriffe „Spiel-Feld“ und „Kapital“ sind in der Theorie Bourdieus eng verbunden. Feld und Kapital definieren sich in gewisser Weise wechselseitig – der Rahmen des Spiels bestimmt auch das Spiel – und gehören deshalb zusammen.

⁹ Pierre Bourdieu hat als Soziologe, Gesellschaftswissenschaftler und Mitglied der Académie Française entscheidende philosophische Diskussionen der letzten Jahre mitbestimmt.

Bourdieu unterscheidet ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital. Die verschiedenen, analytisch und begrifflich unterscheidbaren Kapitalformen stellen das theoretische Kriterium zur Differenzierung spezifischer Felder dar (Schwingel 1995, 79ff). Die Verfügbarkeit der entsprechenden Sorte an Kapital bedingt somit die Handlungs- und Profitchancen, die ein Akteur innerhalb eines spezifischen sozialen Feldes hat. Nach Bourdieu determiniert eine bestimmte Kapitalsorte die Profitchancen im entsprechenden Feld, wie Trümpfe in einem Kartenspiel. Jedes Feld oder Teilfeld korrespondiert faktisch mit einer Kapitalsorte, die in ihm als Machtmittel und Einsatz im Spiel ist (Bourdieu 1985, 10).

Die bedeutendste Form des Kapitals stellt in einer Marktwirtschaft das ökonomische Kapital dar, denn es gibt in einer solchen eben eine tendenzielle Dominanz des ökonomischen Feldes. Gerade in den westlichen Staaten wird dies an der zentralen Bedeutung von Beruf, Arbeitsleben, Verdienst und Eigentum deutlich. Dies darf jedoch nicht als reiner Ökonomismus, nicht als Reduktion gesellschaftlicher Sachverhalte auf ihren materiell-wirtschaftlichen Aspekt missverstanden werden.¹⁰ Bourdieus Kapitaltheorie formuliert gerade eine Kritik des Kapitalbegriffs der Wirtschaftstheorie, denn der wirtschaftswissenschaftliche Kapitalbegriff reduziert die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warenaustausch, der objektiv und subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) Eigennutz geleitet ist. Damit erklärt die Wirtschaftstheorie implizit alle anderen Formen sozialen Austauschs zu nicht-ökonomischen, „uneigennütigen“ Beziehungen (Bourdieu 1992a, 50f). Bourdieu kritisiert dieses Postulat der Uneigennützigkeit, das sich in der Wirtschaftswissenschaft auf die verschiedenen kulturellen, sozialen und symbolischen Praxisformen bezieht. Denn dieser reduzierte Kapitalbegriff kann nicht die Profitmaximierung in all diesen Feldern erfassen. Bourdieu spricht deshalb von einer „ganzen Welt von Ökonomien“ und meint damit die verschiedenen Felder, auf denen Akteure tätig sein können (1993, 96). Er begründet mit seiner Kapitaltheorie eine allgemeine Praxiswissenschaft, die alle Erscheinungsformen von Kapital und Profit erfasst.

¹⁰ Siehe hierzu auch Schwingel 1995, 81.

An dieser Stelle soll Bourdieus Verständnis der Kapitalformen ausführlicher dargestellt werden: „Ökonomisches Kapital“ ist zumindest in Gesellschaften mit ausdifferenzierter Marktökonomie mehr oder weniger direkt in Geld umtauschbar und durch das Eigentumsrecht institutionalisiert; hierzu zählen die verschiedenen Formen des materiellen Reichtums.

„Kulturelles Kapital“ hingegen, obwohl unter bestimmten Bedingungen wieder in ökonomisches Kapital transformierbar, hat eine kulturelle Eigenlogik, die von der Logik materiellen Reichtums deutlich differiert. Bourdieu unterscheidet drei Zustände des kulturellen Kapitals.¹¹ Kulturelles Kapital in „objektiviertem Zustand“ liegt beispielsweise in Form von Büchern, Gemälden, Kunstwerken, Maschinen oder technischen Instrumenten vor. Diese Objekte haben einen materiellen Wert und sind damit in Geld umtauschbar oder mit Geld bezahlbar. Kulturelles Kapital in „inkorporiertem Zustand“ hingegen meint sämtliche kulturelle Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man durch Bildung im allgemeinen – nicht nur im schulisch-akademischen Sinne – erwerben kann. Die Arbeit, diese Art von Kapital zu akkumulieren, muss jeder Akteur für sich leisten. Die Körpergebundenheit dieser Kapitalform bedeutet auch, dass verinnerlichte Kompetenzen einen Bestandteil der Dispositionen des Habitus darstellen. Nicht jeder kann sich jede Form des kulturellen Kapitals aneignen. Erziehung und Familientraditionen sind für das Interesse, kulturelles Kapital zu erwerben, sehr wichtig. Die „Währung“, mit der für inkorporiertes kulturelles Kapital bezahlt wird, besteht demnach in der Zeit, die für die Aneignung kultureller Fähigkeiten investiert werden muss und kann. Schließlich ist als dritter Zustand des kulturellen Kapitals dessen „Institutionalisierung“ in Form von Bildungstiteln zu nennen. So kann erworbenes kulturelles Kapital in ein finanzielles Einkommen, d. h. ökonomisches Kapital, umgewandelt werden, wenn es in institutionalisierter Form als Schul-, Berufs- oder Bildungsabschluß vorliegt. In institutionalisierter Form – zum Beispiel als akademischer Titel – ist das kulturelle Kapital zugleich symbolisches Kapital.

„Symbolisches Kapital“ beinhaltet die gesellschaftliche Anerkennung, die mit einem bestimmten Titel oder Status verbunden ist. Symbolisches Kapital kommt mittels

¹¹ Die Analyse der einzelnen Kapitalformen in Bourdieus Theorie entnehme ich größtenteils Schwingel 1995, 83ff.

gesellschaftlicher Anerkennungsakte zustande, die bestimmten Akteuren oder gesellschaftlichen Gruppen einen „Kredit“ an Ansehen und damit ein bestimmtes Prestige einräumen.

Neben ökonomischem, kulturellem und symbolischem Kapital betrachtet Bourdieu das „soziale Kapital“ als eine weitere eigenständige Form von Ressourcen. Sozialkapital resultiert aus der Nutzung eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens, in das ein Akteur eingebunden ist. Auf dieses Netz kann ein Akteur zurückgreifen, wenn er der Unterstützung durch einzelne oder durch die Gruppe bedarf.

Die verschiedenen Kapitalformen sind untereinander verbunden: Je umfassender ein Netz an sozialen Beziehungen und je effizienter dieses Netz gestaltet ist, desto größer auch die Chancen des Akteurs sein ökonomisches und kulturelles Kapital zu reproduzieren. Das soziale Kapital hat so bezüglich der anderen Kapitalformen einen „Multiplikatoreffekt“ (Bourdieu 1992a, 64).¹² Claire Smrekar beschreibt in einer Studie aus dem Jahr 1996, wie stark kulturelles und soziales Kapital untereinander verbunden sind und beispielsweise die Zufriedenheit der Eltern mit der Schule und deren Effizienz beeinflussen. Um die Muster der Interaktionen zwischen Familie und Schule zu verstehen und zu zeigen, wie sie sich durch soziale Klasse unterscheiden, fokussiert sie auf drei Punkte: Erstens Elemente des kulturellen Kapitals, das in Verbindungen zwischen Schule und Familie aktiviert wird, zweitens den Effekt dieser Elemente und drittens *mediating conditions*, die das Verhältnis zwischen Schule und Familie beeinflussen. Besonders Aktivitäten, die Eltern in die Organisationsform der Schule einbinden – wie etwa Projekte oder Freizeitgestaltung –, schaffen ein soziales Netzwerk zwischen Lehrern, Eltern und Schülern und erhöhen die Zufriedenheit merklich (Smrekar 1996).

Für das soziale Kapital ist besonders wichtig, dass die sozialen Beziehungen der Mitglieder einer Gruppe potentielle Ressourcen darstellen und – wann immer nötig – mobilisiert werden können:

Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen*

¹² Der Multiplikatoreffekt wird bei Bourdieu nur für das soziale Kapital deutlich formuliert, gilt aber auch für andere Kapitalformen. So bedingt materieller Wohlstand auch einen größeren Spielraum kulturelles Kapital zu erwerben.

gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen. (Bourdieu 1992a, 63; kursiv im Original)

Dabei dient das Gesamtkapital, das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, ihnen allen als Sicherheit und verleiht ihnen „Kreditwürdigkeit“. Die Höhe des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt also einerseits von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, sowie andererseits vom Umfang des ökonomischen, kulturellen oder symbolischen Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht. Damit sind die Profite, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe ergeben, die Grundlage für die Solidarität innerhalb dieser Gruppe, die gleichzeitig wieder Grundlage für den Profit ist. Ein Beziehungsnetzwerk entsteht in Bourdieus Argumentation nicht natürlich und ist auch keine soziale Gegebenheit, sondern ein Produkt „individueller und kollektiver Investitionsstrategien“ (1992, 65).

Ursprüngliche Zufallsbeziehungen zum Beispiel in der Nachbarschaft, bei der Arbeit, oder die Beziehungen unter Verwandten werden in besonders ausgewählte und notwendige Beziehungen umgewandelt, die dauerhafte Verpflichtungen nach sich ziehen. In der Bewertung dieser Beziehungen trägt der einzelne Akteur der symbolischen Wirklichkeit Rechnung, die qua institutionelle Garantien (Rechtsansprüche) einen Verwandten zum Beispiel zum Erben, zum Ältesten usw. machen. Deshalb sind die Träger eines berühmten Familiennamens, der auf ein ererbtes Sozialkapital deutet, nach Bourdieu in der Lage, ihre Gelegenheitsbekanntschaften leichter in dauernde Beziehungen umzuwandeln: Wegen ihres Sozialkapitals sind sie besonders gefragt (1993, 107f). Zu ergänzen wäre vielleicht, dass auch das symbolische Kapital, jemanden zu kennen, der oder die einen Adelstitel trägt, die Bereitwilligkeit erhöht in Verbindung zu treten. In Lloyd Warners *Yankee City*-Studie aus den 1940er und 50er Jahren bedeutet ein großzügiges, altes Wohnhaus Prestige, das sich auf den Besitzer überträgt. Für diejenigen, die nicht Träger eines berühmten Namen oder anderer symbolischer Kapitalformen sind, ist für die Reproduktion von Sozialkapital eine unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten notwendig.

Andrea Maria Dederichs macht in ihrer Studie darauf aufmerksam, dass Bourdieus Ansatz gewisse „Unschärfen“ oder „Präzisionsschwächen“ aufweist, so wird etwa

soziales und symbolisches Kapital nur unklar voneinander abgegrenzt (1999, 129). Soziales Kapital erscheint bei Bourdieu in multifunktionaler Gestalt und stellt darüber hinaus die praxis- und handlungsrelevanteste Kapitalsorte dar, denn es ist das faktische Produkt materieller oder symbolischer Tauschbeziehungen, deren Struktur es in der Aufrechterhaltung der Beziehungen reproduziert. Mit der Anerkennung des sozialen Kapitals einer Person ist es bereits symbolisches Kapital in der Gestalt von Prestige und Ehre. Dederichs weist darauf hin, dass symbolisches Kapital aber laut Bourdieu aus transformierten Kapitalsorten entsteht und eine Vorstufe zur perzeptiven Zuschreibung von Status ist – also der Zuordnung von bestimmten Charakteristika durch reine Wahrnehmung. Diese Ungenauigkeit erschwert ihrer Meinung nach eine Differenzierung des Kapitals in Sorten, weist aber gleichzeitig auf die Verschränkung der Kapitalsorten hin. Dederichs bezeichnet die Überschneidung einiger Elemente – wie etwa „Manieren“ oder honorige „Titel“ – als „Präzisionsschwäche“, weil sie sowohl soziales wie auch kulturelles Kapital darstellen. Diese Schwächen sind allerdings für die Theorie kaum relevant. Die von Dederichs genannten Beispiele enthalten sogar eine dritte Kapitalform, nämlich symbolisches Kapital. Diese Überlappung einzelner Kapitalformen wird von Bourdieu als strukturelle Tatsache durchaus akzeptiert.

Im Jahr 1989 organisiert Bourdieu zusammen mit James Coleman eine Konferenz zum Thema *Theory for a Changing Society* (Bourdieu und Coleman 1991). Obwohl beide Autoren zu diesem Zeitpunkt schon einige Werke zum Thema verfasst hatten, wurden die Unterschiede im Verständnis in den Beiträgen nicht diskutiert. Jene sollen im folgenden Abschnitt deutlich gemacht werden.¹³

2.1.2. Ressourcen für das Individuum: James Coleman

James Colemans Arbeit zu sozialem Kapital ist von seinem Interesse gekennzeichnet, das Wissen aus zwei Disziplinen – der Soziologie und Ökonomie – zu verbinden. Coleman war als Anhänger der *Rational Choice Theory* und Autor einiger empirischer Studien zu Jugend und Bildung bei seinem Tod Mitte der 1990er Jahre

¹³ Siehe hierzu auch Tom Schullers Einführung „Social Capital: A Review and Critique“. In Stephen Baron, John Field und Tom Schuller (Hg.): *Social Capital: Critical Perspectives*, Seite 5.

einer der bekanntesten Sozialtheoretiker der USA. So verfasste er ausführliche Langzeituntersuchungen zum schulischen Erfolg von Highschool-Schülern in unterschiedlichen Schultypen der USA. Er stellt dabei einen Zusammenhang zwischen dem höheren Erfolg der Schüler in katholischen Schulen und den ebenso höheren Erwartungen der Lehrer in diesen Schulen fest. Davon schienen besonders schwache Schüler mit schwierigem familiären Hintergrund zu profitieren (Hoffer, Greeley und Coleman, 74-97). Obwohl die Ergebnisse der Studie eine Kontroverse erzeugten, hatte sie großen Einfluss auf die Bildungsplaner.

Coleman bezieht sich in seinem Verständnis von sozialem Kapital sehr stark auf den Ansatz von G. A. Loury. In Lourys Terminologie ist mit sozialem Kapital die Menge der Ressourcen gemeint, die in Familienbeziehungen und in sozialer Organisation der Gemeinschaft enthalten sind und die kognitive oder soziale Entwicklung eines Kindes oder Jugendlichen fördern. Hier taucht der Begriff des „Humankapitals“ auf, als jenes Kapital, das Wissen und Fähigkeiten einer Person beschreibt. Ressourcen sind von Person zu Person unterschiedlich und können für Kinder und Heranwachsende im Hinblick auf die Entwicklung ihres Humankapitals von großem Vorteil sein (Loury 1977). Colemans Konzept ist jedoch als eine milde Kritik an der herrschenden Dominanz des Humankapitalansatzes zu sehen. Er argumentiert statt dessen, dass das soziale Kapital einen grundlegenden positiven Effekt auf die erfolgreiche Aneignung von schulischen Abschlüssen und Bildungsabschlüssen insgesamt hat.

Coleman kritisiert Adam Smiths Vision der „vollständigen Konkurrenz in einem Markt“ in dessen ökonomischer Theorie, denn sie beruht auf Handlungen völlig unabhängiger Individuen. Er hinterfragt auch Hobbes' Ansatz, der das Eigeninteresse als Gegenmittel zu fanatischer Gruppenloyalität sieht, weil es von einer Philosophie gerechtfertigt wird, die besagt, dass jede Person gewisse Naturrechte innehat. Der philosophischen und ökonomischen Argumentation des 17. und 18. Jahrhunderts folgten weitreichende soziale Veränderungen hin zu stärkerem Individualismus. Dagegen formuliert Coleman, dass Individuen nicht unabhängig voneinander handeln, Ziele nicht unabhängig erreicht werden und Interessen nicht völlig eigennützig sind (Coleman 1995, 390). Aktuelle wirtschaftswissenschaftliche Ansätze untersuchen soziales Kapital dann auch stärker als soziale Ressourcen, die

für die Entwicklung von Humankapital von Nutzen sind oder fragen, inwieweit Formen sozialer Organisation den ökonomischen Austausch beeinflussen.

Coleman bestimmt soziales Kapital über seine Funktion (1995, 392). Es ist kein Einzelgebilde, sondern aus einer Vielzahl verschiedener Gebilde zusammengesetzt, die zwei Merkmale gemeinsam haben: Sie alle bestehen aus einem Aspekt der Sozialstruktur, und sie begünstigen damit bestimmte Handlungen von Individuen, die sich innerhalb der Struktur befinden. Soziales Kapital ist produktiv, wie andere Kapitalformen auch, denn es ermöglicht die Verwirklichung bestimmter Ziele, die ohne es nicht zu verwirklichen wären. Dabei kann eine bestimmte Form des sozialen Kapitals, die eine Handlung begünstigt, für eine andere nutzlos oder gar schädlich sein. Im Gegensatz zu anderen Kapitalformen, die das Individuum eigenständig nutzen kann, wohnt soziales Kapital den Beziehungsstrukturen zwischen zwei und mehr Personen inne (Coleman 1995, 392). Soziale Beziehungen, die entstehen, wenn Individuen versuchen, ihre Ressourcen auf bestmögliche Art und Weise einzusetzen, müssen nach Coleman nicht nur als Komponenten sozialer Strukturen betrachtet werden. Man kann sie auch als Ressourcen für die Individuen ansehen (Coleman 1995). Herrschafts- und Vertrauensbeziehungen sowie Normen stellen verschiedene Formen von sozialem Kapital dar. Der Begriff hat damit zwei Komponenten: Erstens ist soziales Kapital Aspekt der Sozialstruktur, zweitens besteht seine Wirkung in einer Handlungsbegünstigung.

Flap dagegen definiert nicht die Zugriffsmöglichkeit als soziales Kapital, sondern die Beziehung selbst: „Someone’s social relations can be interpreted as his social capital since they are instrumental for his goal attainment.“ (Flap 1995, 1) Burts Ansatz entspricht eher dem von Coleman, denn soziale Netzwerke als Manifestation von sozialem Kapital werden als Zugriffsmöglichkeit zu bestimmten Ressourcen betrachtet (Burt 1992, 11). Soziales Kapital ist beiden Parteien einer Beziehung zugänglich und keine der beiden kann es ohne die andere nutzen. Daher verschwindet es für beide, wenn einer sich aus der Beziehung zurückzieht.

Einige empirisch beobachtete Beispiele für soziales Kapital erläutern Colemans Verständnis. Er beschreibt eine Organisation radikaler Studenten in Südkorea. Sie arbeitet sehr effizient, weil die Studenten sich bereits sehr lange kennen und alle aus

derselben Oberschule stammen. Solche oppositionellen Aktivitäten werden von Coleman für eine besonders wertvolle Form sozialen Kapitals gehalten. Ein weiteres Beispiel ist der Vertrauensrückgang zwischen Arzt und Patient in den USA und die daraus resultierende Flut an Klagen. Der Rückgang an Vertrauen ist nach Coleman das Ergebnis eines Mangel an sozialen Beziehungen, denn auf sie kann Vertrauen aufgebaut werden. Ein weiteres Beispiel beschreibt einen Markt in Kairo, der von einem Netz von Beziehungen durchzogen ist. Der Markt besteht eigentlich aus einer Menge individueller Kaufleute, die aber durchaus Kunden zum Laden eines Freundes bringen oder verschiedene Funktionen in einer Person vereinen (Händler, Geldwechsler). So können alle Kaufleute auf einen umfangreichen Grundstock an sozialem Kapital zurückgreifen (Coleman 1995, 392ff).

Anhand dieser Beispiele wird deutlich, wie vielfältig und unkonkret soziales Kapital sein kann. Im Gegensatz dazu besitzt zum Beispiel physisches Kapital – Werkzeug, Maschinen usw. – eine sichtbare substantielle Form. Humankapital ist weniger konkret, da es durch die Fertigkeiten und das Wissen verkörpert wird, das ein Individuum erwirbt. Soziales Kapital ist noch unkonkreter, denn es entsteht in den Beziehungen zwischen Personen. Definiert werden kann es allerdings über seine Funktion. Dies ist der Wert, den Aspekte der Sozialstruktur für Akteure haben, und zwar in Gestalt von Ressourcen, die von den Akteuren dazu benutzt werden können, ihre Interessen zu realisieren (Coleman 1995, 395). Der Begriff des sozialen Kapitals erklärt somit Ergebnisse auf der Ebene individueller Akteure. Gleichzeitig ermöglicht er den Übergang von der Mikro- zur Makroebene vorzunehmen, ohne näher auf soziostrukturelle Einzelheiten einzugehen. Coleman sieht den größten Nutzen des Konzepts für qualitative Analysen von sozialen Systemen und für diejenigen quantitativen Analysen, in denen qualitative Indikatoren verwendet werden.

Formen des Sozialkapitals können gleichzeitig Element der Sozialstruktur sein. Ein wichtiger Aspekt der Sozialstruktur sind gegenseitige „Verpflichtungen“ und „Erwartungen“ der Personen, die soziale Beziehungen pflegen. Colemans Erläuterungen der Verflechtungen der Markthändler in Kairo zeigen, wie durch das gegenseitige „etwas füreinander tun“ eine Art Gutschrift entsteht, die von den

Händlern eingelöst werden kann. Hier ergibt sich eine Analogie zum Finanzkapital, denn Gutschriften bedeuten in beiden Fällen eine Kreditmasse.

„Vertrauenswürdigkeit“ ist ein zentrales Element dieser Art gegenseitiger Hilfe. Der Wert der Vertrauenswürdigkeit kann am Beispiel rotierender Kreditvergaben in südostasiatischen Kites dargestellt werden (Coleman 1995, Light 1991). Nur in einem Rahmen des gegenseitigen Kennens und Vertrauens sind die Mitglieder bereit weitere Einzahlungen zu leisten, wenn sie auch schon sehr früh in der Rotation eine Ausschüttung bekommen haben. Im Rahmen seines Rational-Choice-Ansatzes zeigt Coleman auch, dass einer anderen Person einen Gefallen zu tun, durchaus eine rationale und eigennützige Entscheidung sein kann.¹⁴ Dies geschieht normalerweise, wenn die andere Person Hilfe braucht und der helfenden Person selber keine großen Kosten daraus erwachsen. Wer sich rational verhält und ganz eigennützig handelt, achtet darauf, dass diese Gefälligkeit so wichtig ist, dass die zweite Person bereit ist, einen Gegengefallen zu erweisen und zwar einen solchen, der einen größeren Gewinn verschafft, als dieser Gefallen die erste Person kostet. Die Rentabilität für den Geber besteht darin, dass der Empfänger den Gefallen erst dann erwidert, wenn der Geber selber Hilfe braucht (Coleman 1995, 401f). Bourdieu arbeitet hier mit dem Begriff des symbolischen Kapitals, das der Gefallen, den ich jemandem tue, mir einbringt. Eine möglichst hohe Zahl an Gutschriften zu erlangen, bedeutet nach Bourdieu die Akkumulation symbolischen Kapitals.

Eine weitere Form von sozialem Kapital ist das „Informationspotential“, das soziale Beziehungen in sich bergen (Coleman 1995, 402). Eine Möglichkeit, sich Informationen zu beschaffen, besteht im Rückgriff auf soziale Beziehungen. So kann es hilfreich sein, über einen Trendsetter in Modefragen im Bekanntenkreis zu verfügen, wenn man sich neu und aktuell einkleiden möchte, oder Spezialisten für ihren Bereich (z. B. Mediziner) zu kennen, die informell um Rat gefragt werden können. In diesem Fall sind Beziehungen besonders wertvoll wegen der Informationen, die sie bieten, und nicht wegen der Gutschriften, die gewonnen werden können.

¹⁴ Tom Wolfe spricht in seinem Roman *The Bonfire of the Vanities* (1987) von „the favor bank“.

„Wirksame Normen“ – etwa im Sinne von Normen in einer Gemeinschaft, die Belohnungen für hohe schulische Leistungen fördern und bieten – können ebenfalls eine einflussreiche Form von sozialem Kapital sein (Coleman 1995, 403). Normen, wie sie in demokratischen Gemeinschaften ausgehandelt werden, erfüllen diese Funktion ebenso, wie Normen einer despotischen Struktur. In diesem Sinne kann auch in Herrschaftsbeziehungen soziales Kapital entstehen, wenn mehrere Akteure Kontrollrechte auf einen anderen Akteur übertragen.

Soziales Kapital besitzt aber auch einige Eigenschaften, die es von anderen Gütern unterscheiden. Die wichtigste ist die „faktische Unveräußerlichkeit“ (Loury 1977; Coleman 1995, 409). Als Element der Sozialstruktur, in die eine Person eingebettet ist, kann keine der Personen, die von sozialem Kapital profitieren, es als Privateigentum betrachten. Ein weiterer Unterschied wird deutlich, wenn man Sozialkapital mit physischem und Humankapital vergleicht. In beiden Fällen gilt: Die Person, die Zeit und Ressourcen investiert, erntet auch die Gewinne. Soziales Kapital – besonders in Form von Normen – nimmt den Aspekt eines „öffentlichen Guts“ an: Alle, die zur Gemeinschaft gehören, in der die Normen gelten, profitieren davon.

Ein wichtiger Aspekt für die Aufrechterhaltung und Zerstörung von sozialem Kapital ist nach Coleman die „Geschlossenheit sozialer Netze“, die für die Emergenz von Normen und für die Vertrauensbildung innerhalb des Netzes eine zentrale Rolle spielt. Die „Stabilität der Sozialstruktur“ steht damit im Zusammenhang: Das Zerbrennen von sozialen Organisationen oder sozialen Beziehungen kann soziales Kapital in hohem Maße zerstören. Ideologien – zum Beispiel in Form von religiösen Lehren – können soziales Kapital hervorrufen, da Individuen im Interesse dieser Religionsgruppe oder sozialen Utopie handeln. Eine Ideologie der Eigenständigkeit, wie sie im antiken Griechenland von den Epikuräern vertreten wurde, oder protestantische Lehren, die betonen, dass jedes Individuum eine separate Beziehung zu Gott hat, kann die Erzeugung von sozialem Kapital behindern (Coleman 1995, 412ff). Die Stabilität der Sozialstruktur kann durch Wohlstand gefährdet werden, denn die Abhängigkeit von gegenseitiger Hilfe wird verringert, wenn entsprechende Unterstützungsleistungen nicht mehr notwendig sind, sondern zum Beispiel als Dienstleistungen eingekauft werden können. Dasselbe trifft für verschiedene Formen staatlicher Unterstützung zu. Sie können die einzelnen Akteure ebenfalls

unabhängiger von sozialen Kontakten und informellen Netzwerken werden lassen. Einige Wohlfahrtskritiker in den USA argumentieren mit der Zerstörung sozialen Kapitals durch staatliche Maßnahmen.

Für die Sozialwissenschaft liegen mit Bourdieu und Coleman zwei unterschiedliche Konzepte vor. Beide gehen in ihren Texten, obwohl sie zeitgleich zum Thema schreiben, nicht aufeinander ein. Eine Parallele zwischen beiden Autoren ist ihre Beschäftigung mit der Frage nach der Bedeutung sozialen Kapitals für Bildung und Erziehung. Besonders Colemans Ansatz bietet viel Angriffsfläche für feministische Kritik, denn sein Funktionalismus birgt ein fast organistisches Konzept sozialen Kapitals. Coleman unterscheidet „primordiale“ Formen sozialer Organisation, die ihre Wurzeln in den sozialen Beziehungen haben, die in der frühen Kindheit entstanden sind – also im wesentlichen die Familie – und „konstruierte“ Formen, denen eine definierte Absicht zugrunde liegt. Da nach Coleman soziales Kapital vorrangig in den primordialen Formen vorhanden ist, sieht er den Niedergang der Familie als eine Bedrohung des sozialen Kapitals. Die Kritik an Coleman setzt einerseits bei der Unterscheidung zwischen primordialen und konstruierten Formen sozialer Organisation an, die nicht klar formuliert ist. Zum Zweiten wird seine undifferenzierte Sicht der Beziehungen innerhalb der Familie kritisiert (Schuller 2000, 8). Ein besonderes Verdienst Colemans bleibt es, das Konzept des sozialen Kapitals empirischen Studien unterworfen und damit eine gewisse Operationalisierung für wissenschaftliche Zwecke erreicht zu haben. Robert Putnam hat in seiner Studie zum zivilen Engagement in Italien aus Colemans *Foundation of Social Theory* zitiert. Durch die starke Betonung des Verfalls von sozialem Kapital in den USA in einem Aufsatz von 1986 hat Putnam Coleman in der öffentlichen Diskussion verdrängt.

2.1.3. Organisierte Aktivitäten für die Zivilgesellschaft: Robert Putnam

Der Historiker und Politologe Robert Putnam hat mit seinem vieldiskutierten Aufsatz „Bowling Alone“ die Frage nach dem sozialen Kapital in der aktuellen amerikanischen Gesellschaft im politischen Diskurs populär gemacht. Der Begriff des Sozialkapitals – so wie der Autor ihn versteht – taucht bereits vor fast einem

Jahrhundert bei Lyda Judson Hanifan 1916 auf. Hanifan kehrt als junger progressiver Pädagoge nach seinem Universitätsabschluss in seinen Heimatstaat West-Virginia zurück und stellt dort fest, dass die tiefgreifenden gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Probleme der Gemeinden nur zu lösen seien, wenn die solidarischen Netzwerke zwischen Bürgerinnen und Bürgern gestärkt werden. Bestimmte Gebräuche und zivile Beteiligungsformen in den ländlichen Nachbarschaften – wie beispielsweise „debate societies“, „barn raisings“ und „apple cuttings“ – wurden nicht mehr praktiziert.

In the use of the phrase social capital I make no reference to the usual acceptance of the term capital, except in a figurative sense. I do not refer to real estate, or to personal property or to cold cash, but rather to that in life which tends to make the tangible substances count for most in the daily lives of people: namely good will, fellowship, sympathy, and social intercourse among the individuals and families who make up a social unit. [...] The individual is helpless socially, if left to himself. [...] If he comes into contact with his neighbor, and they with other neighbors, there will be an accumulation of social capital, which may immediately satisfy his social needs and which may bear a social potentiality sufficient to the substantial improvement of living conditions in the whole community. (Hanifan 1920, 9f; zitiert nach Putnam 2002, 4)

Zu dieser Zeit sah niemand die Lösung gesellschaftlicher Probleme in der Auseinandersetzung mit verlorengangenen Sozialkapital, so dass die begriffliche Neuschöpfung verschwand. Knappe hundert Jahre später hat Putnam mit seiner Darstellung des Verlusts an sozialem Kapital durch den Niedergang zivilen Engagements in den USA viel Aufsehen erregt, denn plötzlich schienen Erklärungen für vielerlei gesellschaftliche Probleme gefunden. Die Intention von Putnam ist es, eine Lösung für Probleme des kollektiven Handelns durch starke gemeinschaftliche Bande und in ihnen entstehendes Vertrauen zu finden. Es soll eine Aufhebung der Ambiguität zwischen kultureller und struktureller Erklärung ermöglicht werden. Gleichzeitig werden die komplexen Zusammenhänge von Normen und Einstellungen einerseits sowie Sozialstruktur und Verhaltensmustern andererseits dargestellt (Haug 2000, 64).

Putnams Arbeit kann im Wesentlichen in drei Teilen erfasst werden. Eine erste wichtige Arbeit war die Untersuchung der regionalen Regierungen in Italien mit dem Titel *Making Democracy Work* (1993), in der Putnam mit zwei Kollegen die Unterschiede zwischen regionalen Verwaltungen im Norden und Süden des Landes untersucht. Der Kern der Studie konzentriert sich auf Effizienz und Funktionsweise der Institutionen mit einem starken Fokus auf politische Prozesse. Die Studie findet in der Stärke der *civic community* eine entscheidende Erklärungsvariable für

wirtschaftlichen Erfolg (Schuller 2000, 9). Erst gegen Ende des Buches ist von sozialem Kapital die Rede – im Zusammenhang mit rotierenden Kreditgesellschaften von Java bis Nicaragua (Putnam, Leonardi und Nanetti 1993, 167ff). Gerade bei der Untersuchung der Bedeutung sozialen Kapitals auf einer kollektiven Ebene produziert Putnam Tautologien: „At the collective level, a tautology occurs when the success or failure of a particular community is identified a posteriori with the presence or absence of social trust or social capital.“ (Portes und Landolt 1996, 4) So geschehen bei Putnams Analyse der erfolgreich regierten Städte Norditaliens und der negativen Beispiele Süditaliens:

„Civic‘ communities value solidarity, civic participation, and integrity, and here democracy works. At the other pole are ‘uncivic‘ regions like Calabria and Sicily, aptly characterized by the French term incivisme. (Zitiert nach Portes 1996, 4; siehe auch Putnam, Leonardi und Nanetti 1993).

Dieselben Eigenschaften werden hier als Determinanten und Konsequenzen definiert.

Putnam hat seine Aufmerksamkeit dann auf die USA gelenkt und dort einen Niedergang im zivilen Engagement festgestellt. Der Titel des Aufsatz „Bowling Alone“ faszinierte viele: Die Art zu kegeln, wird bei Putnam als symptomatisch für den Gesellschaftszustand dargestellt. Während noch vor Jahren Kegeln eine Aktivität war, die in Clubs ausgetragen wurde, als Wettkampf in Bowling-Ligen und als wichtiger Bestandteil des sozialen Lebens wahrgenommen wurde, kegelt heute eben jeder für sich. Bei seiner Analyse der Einstellungen und Verhaltensweisen – vom Kaffee trinken mit den Nachbarn zu aktiver politischer Partizipation – identifiziert Putnam eine generelle Abnahme der organisierten sozialen Interaktionen und damit des sozialen Kapitals. In seinen neuesten Arbeiten differenziert Putnam die Funktionen des sozialen Kapitals stärker. Die zentralen Elemente des sozialen Kapitals in Putnams Untersuchungen in den USA werden im folgenden genauer dargestellt.

Putnam geht zurück bis zu Alexis de Tocqueville, der schon bei seinem Besuch in den 1830er Jahren feststellt, wie wichtig die *civic associations* für die Demokratie in den USA sind (Tocqueville 1839). Des weiteren stützt sich Putnams Analyse auf Untersuchungen im Zusammenhang mit Erziehung, städtischer Armut, Arbeitslosigkeit, der Kontrolle von Kriminalität, Drogenhandel, Drogenkonsum und Gesundheit, die ergeben, dass der Erfolg bei der Kriminalitätsbekämpfung in

bürgerlich engagierten Communities um einiges höher ist (Putnam 1995, 66). Auch für ethnische Gruppen in den USA können die sozialen Verbindungen den entscheidenden Schlüssel zum ökonomischen Erfolg darstellen.

Putnam beschreibt, inwiefern starke soziale Verbindungen, die das Leben in einer Gemeinschaft erleichtern, einen Vorrat an sozialem Kapital schaffen:

In the first place, networks of civic engagement foster sturdy norms of generalized reciprocity and encourage the emergence of social trust. Such networks facilitate coordination and communication, amplify reputations, and thus allow dilemmas of collective action to be resolved. (Putnam 1995, 67)

Hier treten drei wichtige Faktoren des sozialen Kapitals auf: „Normen“ der Gemeinschaft, die in „gegenseitiger Reziprozität“ akzeptiert werden, und die Entstehung von „sozialem Vertrauen“ der Mitglieder einer Gemeinschaft untereinander. So wird in der Gemeinschaft ein Wir-Gefühl geschaffen. Gemeinsam errungene Erfolge verstärken den Zusammenhalt für die Zukunft. Dabei dehnt Putnam seine Analyse immer auf beide Bereiche aus: Die positive Beeinflussung zivilen Engagements auf das öffentliche Leben und die privaten Dinge.

Veränderte Muster politischer Partizipation machen nach Putnam den Niedergang des bürgerschaftlichen Engagements deutlich: Darunter die Abnahme der Wahlbeteiligung in nationalen Wahlen, der Rückgang derjenigen, die aktiv an Bürgerversammlungen teilnehmen, und ein psychologischer Rückzug von Politikern (Putnam 1995, 67f). Diese Veränderungen seien auf die politischen Tragödien und Skandale seit den 1960ern zurückzuführen. Seine Auswertung der Ergebnisse des *General Social Survey*¹⁵ zeigt verschiedene Ebenen sozialen Engagements, die nach Putnam in den letzten Jahrzehnten alle zurückgegangen sind: Der wöchentliche Kirchgang, die Gewerkschaftsmitgliedschaften, die Beteiligung an *Parent-Teacher Associations*, die Mitgliedschaft in traditionellen Frauengruppen (wie etwa der *Federation of Women's Clubs*, oder *League of Women Voters*), die Zahl der Freiwilligen bei den Pfadfindern und dem Roten Kreuz, die Mitglieder studentischer Bruderschaften und die sportliche Betätigung in Bowling Ligen und organisierten Clubs.

¹⁵ Studie zur Bevölkerungsstatistik.

Neue Formen, die traditionelle Organisationen ablösen, zum Beispiel Umweltschutzverbände wie den *Sierra Club*, tut Putnam allerdings als Massen-Organisationen ab und findet ein neues Etikett für sie: Es handele sich um *tertiary associations*, die im Vergleich zu *secondary associations* eine viel losere Mitgliedschaft bedeuten, die sich oft nur im Ausschreiben des jährlichen Schecks oder im Lesen des monatlichen Infoblattes ausdrückt (Putnam 1995, 71). Während der *Sierra Club* jedoch wirklich viele aktive Mitglieder hat, die sich in vielfältigen Projekten engagieren, ist der Verband der *retired persons* vielleicht ein treffenderes Beispiel für eine Organisation, die keine aktive Mitgliedschaft erfordert, sondern nur das regelmäßige Überweisen eines Beitrags. Ein ähnlicher konzeptioneller Fehler würde nach Putnam den sogenannten „Dritten Sektor“ der Non-profit-Organisationen betreffen, denn die Personen, die sich hier durch diverse Interessen zusammenfinden, lassen noch keine soziale Nähe entstehen. Soziales Kapital findet Putnam nur in den sogenannten *support groups*, also Selbsthilfegruppen wie den Anonymen Alkoholikern. Die Qualität dieser Gruppen sei jedoch anders, da es sich um eine lose Verbindung handle, der soziale Vertrag nicht sehr verbindlich, da das Verlassen der Gruppe sehr einfach ist (Putnam 1995, 72).

Für Putnam sind Familie und kleine Einheiten – wie die Nachbarschaft – quasi soziale Institutionen. Die Veränderungen innerhalb dieser „Institutionen“ in den letzten Jahrzehnten sind – neben dem Niedergang des bürgerschaftlichen Engagements – die wichtigsten Erklärungen für die Erosion des sozialen Kapitals. Besonders drastisch wirken sich nach Putnam die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen, größere Mobilität und andere demographische Faktoren aus, wie etwa die Zunahme an Scheidungen und die geringere Anzahl der Kinder pro Familie.

Ein weiterer wichtiger Erklärungsfaktor für die Abnahme ist auch das Fernsehen. Putnam bezeichnet die Entwicklung des erhöhten Fernsehkonsums als „technological transformation of leisure“. Diese Transformation habe zu einer „Privatisierung“ oder „Individualisierung“ der Freizeit geführt, denn vor dem Fernseher sitzen Personen im Allgemeinen allein zu Hause (Putnam 1995, 74f). Putnam identifiziert das Fernsehen als „villain“, verantwortlich dafür, dass die Amerikaner keine Zeit mehr haben, sich um ihre sozialen Beziehungen zu kümmern. Diese Analyse scheint etwas zu kurz gegriffen. Eine neues Medium bzw. verändertes mediales Konsumverhalten für

gesellschaftliche Fehlentwicklungen verantwortlich zu machen, hat eine lange Tradition und gehört zum „Standardrepertoire konservativer Modernitätskritik“ (Graf 1999, 13). Der oberflächliche Konsum von Tageszeitungen und Journalen, Groschenromane, Comics, das Radio und schließlich der Kinofilm sind im Laufe der Zeit in diese Negativrolle gerückt.

Putnams Krisendiagnose hat vielfältige Kritik gefunden. In einem Aufsatz machen Alejandro Portes und Patricia Landolt einen zentralen Unterschied zwischen den oben genannten Autoren deutlich: Während Bourdieu und Coleman sich noch darauf beschränken, soziales Kapital als die Vorteile und Möglichkeiten, die einem *Individuum* als Mitglied in einer Gemeinschaft zur Verfügung stehen oder als *individuelle Ressource* dieser Person zu definieren, wird bei Putnam Kapital zum *Eigentum von Gruppen* oder sogar einer ganzen *Nation* (1996). Kollektives soziales Kapital kann jedoch nach Portes und Landolt nicht einfach als die Summe individuellen sozialen Kapitals gelten – denn gerade radikale Gruppen, wie zum Beispiel die *Michigan Miliz*, bilden als Gruppe durchaus soziales Kapital, das allerdings dem Gemeinwohl entgegenläuft. Wenn soziales Kapital eine Ressource ist, die durch soziale Netzwerke verfügbar ist, dann können die Ressourcen, die manchen Individuen nutzen, anderen sogar schaden (Portes und Landolt 1996).

Die amerikanische Soziologin Theda Skocpol sieht Putnam als einen von Tocqueville verführten „Sozialromantiker“, der die Gegenwart an unhistorisch abstrakten Modellen spontaner Vergemeinschaftung der Individuen messe. Aufgrund dieses idealisierten Maßstabs könne er beim Vergleich immer nur zu negativen Ergebnissen gelangen (Skocpol 1996). In der Tat ist nach den methodischen Voraussetzungen von Putnams Argumentation und der empirischen Validität der Ergebnisse zu fragen. Ein wichtiger Kritikpunkt lässt sich an seiner Methode festmachen, denn die Angaben der *General Social Survey*, auf die er sich hauptsächlich verlässt, verzeichnen nur Typen von Organisationen, zu denen die Befragten gehören, nicht konkrete Gruppenmitgliedschaften. Weil sich Gruppen innerhalb einzelner Kategorien vermehrt haben, ist es möglich, dass das Engagement der Personen in der Studie nicht entsprechend reflektiert wird (Skocpol 1996, 2). Skocpol weist auch darauf hin, dass neue Aktivitäten hinzugekommen sind, wie zum Beispiel der Besuch der Bowlingbahn mehrerer Familien zusammen – um noch

einmal das Kegeln als Beispiel zu bemühen. Überhaupt scheinen Aktivitäten von Familien stärker spontanen und flexiblen Interessen zu entsprechen. Sie sind weniger institutionell eingebunden als noch vor Jahrzehnten und so über generelle Untersuchungen der Institutionen nicht zu erfassen. Putnam selbst führt die Verwendung von Daten, die sich nur auf formal organisatorische und institutionelle Kontexte beziehen, darauf zurück, dass eine genaue quantitative Einschätzung des Wandels Daten voraussetzt, die über eine Reihe von Jahren zusammengetragen wurden (Putnam 1999). Allerdings führt er auch selber an, dass informelle Normen und Netzwerke sehr wichtige Formen des Sozialkapitals sind, in solchen offiziellen Datensammlungen nicht dargestellt werden. Putnam sieht in der Abnahme der institutionellen Formen des sozialen Kapitals den Niedergang desselben und nicht etwa einen Wandel zu mehr informellen sozialen Strukturen.

Ein weiterer Kritikpunkt setzt bei den empirischen Beispielen an, nämlich Veränderungen der amerikanischen Gesellschaft, die Putnam in seinem Text nicht berücksichtigt. Wichtige Organisationen, die in den letzten Jahren an Bedeutung verloren haben – wie die *Parent Teacher Association* oder *American Legion* – sind Organisationen, deren Mitglieder aus verschiedenen Klassen oder Schichten kommen. Diesen Faktor, der für die Dauerhaftigkeit von Organisationsstrukturen maßgeblich sein kann, ignoriert Putnam in seiner atomistischen Konzeption. In der US-Geschichte waren gerade die gebildeten und wirtschaftlich abgesicherten Bürger oft Gründer, Führungspersonen und essentielle Mitglieder von freiwilligen Vereinigungen. Deshalb haben die Veränderungen vielleicht weniger mit den Fernsehgewohnheiten zu tun als mit abnehmendem solidarischen Verhalten der Elite. Mitglieder der oberen Mittelklasse, die gut ausgebildet sind, haben sich von den auf dem gemeinsamen Ort basierenden Bürgervereinigungen gelöst. Früher bedeutete die Mitgliedschaft und eine aktive Führungsrolle – zum Beispiel in der *American Legion* – eine wichtige Stufe für die Karriereleiter. Um den eigenen Status zu festigen und sich Chancen auf sozioökonomische Mobilität zu eröffnen, sind heute Organisationen in den Hintergrund getreten – wichtiger sind Netzwerke, die am Arbeitsplatz aufgebaut werden. Gutverdienende Manager, Ärzte und Angestellte verbringen ihre Zeit besser in der Firma – länger zu arbeiten und Kontakte mit Kollegen zu pflegen ist erfolgsversprechender (Skocpol 1996, 4). Die Solidarität der Mittelklasse mit den weniger Privilegierten, sowie gemeinsame Aktionen und die

soziale Interaktion zwischen sozioökonomisch unterschiedlichen Statusgruppen haben in den letzten Jahrzehnten deutlich abgenommen.

Nicht nur die Solidarität zwischen Personen, die zu unterschiedlichen sozialen Schichten gehören, ist geringer geworden, sondern auch die Übereinstimmung der Interessen von Personen, die zu verschiedenen Generationen gehören. Obwohl Putnam stark auf die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen der 1960er und 1970er Jahre eingeht, lässt er doch eine Entwicklung aus, die für bürgerliche Vereinigungen elementar ist – den Generationskonflikt. Gerade diejenigen, die in den 1960ern und 1970ern jung waren, haben den Lebensstil ihrer Eltern in den USA nicht weiterführen wollen. Sie äußerten Protest gegen den Vietnam-Krieg, und waren begeisterte Anhänger der neu entstehenden *counterculture*. Damit verloren auch die organisierten Freizeitaktivitäten der Eltern ihre Anziehungskraft. Amerikaner, die in Zeiten der Bürgerrechtsbewegung und des Vietnam-Kriegs aufwuchsen, sahen die Welt anders als diejenigen, die den zweiten Weltkrieg noch bewusst erlebt hatten. Dieser Bruch spiegelt sich wider im Altersdurchschnitt der Mitglieder der *American Legion* und der *Veterans of Foreign Wars* (Skocpol 1996, 5). Zusätzlich haben ein verändertes Rollenverständnis und die Aufhebung der Segregation zu einer gesellschaftlichen Öffnung geführt, die neue Verbindungen und Loyalitäten möglich machte.

Die Funktionalität bestimmter Arten von sozialen Netzwerken, die sich im Laufe der Geschichte durchaus verändert haben könnte, wird von Putnam als statisch betrachtet. Skocpol macht anhand einer historischen Analyse deutlich, wie es um die Freiwilligkeit gemeinschaftlicher Aktivitäten und damit den alternativen Rahmen zum Staat bestellt ist. Die romantische Konstruktion Tocquevilles besagt, dass Gruppen von Freiwilligen sich spontan zusammenfanden, um als Individuen in kleinen geographischen Einheiten außerhalb von Staat und Regierung aktiv zu werden. Skocpol weist auf einige wichtige Gründe hin, wieso dieses Engagement durchaus funktionalen Charakter hatte. In einem Land ohne Staatskirche, mit konkurrierenden religiösen Orientierungen, hat besonders das *Second Great Awakening* Ideen verbreitet, die mit persönlichem Engagement und moralischer Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft verbunden waren (Skocpol 1996, 5). Die Amerikanische Revolution und die Organisation von nationaler Regierung und

einzelstaatlichen Regierungen unter der Verfassung von 1789 förderte die Gründung von Zeitungen und Verbänden von Freiwilligen. Die Offenheit des Kongresses und der Einzelstaatenregierungen für Petitionen unterstützten diesen Prozess noch. Tocqueville hat als Kritiker des zentralisierten Staates des post-revolutionären Frankreich natürlich die Absenz des bürokratischen Staates in den USA idealisiert. So bedeuten die strukturellen Gegebenheiten der Staatsgründung einen starken Impetus für Freiwilligenverbände, die aber durchaus eine feste Anbindung an den institutionellen Rahmen haben. Die *American Legion* zum Beispiel wurde von hohen Beamten des Militärs während des Ersten Weltkriegs lanciert und später von der *Veterans Administration* unterstützt (Skocpol 1996, 6).

Gerade die *Parent Teacher Association*, bei Putnam eine romantisierte Freiwilligenorganisation, ist auch nicht von unten nach oben entstanden. Sie wurde 1897 als *National Congress of Mothers* von einer Mutter, verheiratet mit einem bekannten Rechtsanwalt in Washington DC, gegründet. Sie wollte eine Frauenorganisation schaffen, die wie der US Kongress arbeitete und die Anliegen von Frauen mit Kindern so in alle Sphären des amerikanischen Lebens brachte. Zu Anfang war diese Organisation eine elitäre Vereinigung von bekannten Frauen, die ihren Freundinnen schrieben, um nach und nach die lokalen, einzelstaatlichen und nationalen Regierungsebenen beeinflussen zu können. Schon von der Idee her war der *Congress of Mothers* – ab 1924 dann *Parent Teacher Association* – aktiv beteiligt an der Entwicklung von politischen Ideen und Konzepten und deren Umsetzung (Skocpol 1996, 6). Tocqueville-Romantiker wie Putnam liegen nach Skocpol falsch in der Annahme, dass „[...] spontaneous social association is primary while government and politics are derivative“ (Skocpol 1996, 6). Im Gegenteil, bürgerschaftliches Engagement wurde angeregt von der Amerikanischen Revolution, dem Bürgerkrieg, dem New Deal, dem Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Bedeutung des Verhältnisses zwischen Individuum und Politik, das sich in den vergangenen Jahrzehnten stark geändert hat: Wählermobilisierung durch lokale Organisationen ist Fernsehwerbung für Kandidaten gewichen, direkter Kontakt findet nur noch massenmedial gesteuert statt und wurde durch Post-Mailings von Parteien und Kandidaten ersetzt. Eine Ausnahme aus dem rechten politischen Spektrum ist die *Christian Coalition*, die seit den

1980ern verschiedene Formen der politischen Mobilisierung – auch von unten nach oben – nützt. Politiker versuchen die Wähler direkt anzusprechen, indem sie sich der Öffentlichkeit vor Ort stellen. Insgesamt ist jedoch die Tendenz der professionellen Eliten sehr stark, sich aus lokalen Kontexten auszugliedern und sich auch politisch nicht mobilisieren zu lassen. Skocpol scheint es in diesem Zusammenhang geradezu ironisch, dass genau diese Eliten, die sich aus den lokalen Verbindungen gelöst haben, nun von den weniger Privilegierten, die sie gewissermaßen zurückgelassen haben, fordern, sie sollten den sozialen Zusammenhalt der Nation wieder herstellen. Die grundsätzliche Annahme, die Putnams Argumentation beinhaltet, dass die Probleme in der Zivilgesellschaft lägen und damit außerhalb von – oder gar im Gegensatz zu – Staat und Regierung, sollte gerade bei der Suche nach progressiven Lösungsansätzen angezweifelt werden. Die Reetablierung lokaler Freiwilligengruppen wird weniger zur Verbesserung der Situation beitragen, als eine Verbindung aus organisierter Zivilgesellschaft und demokratischer Politik.

Putnam denkt in kulturkritischen Mustern von Verfall und Niedergang, obgleich die USA in den letzten Jahrzehnten doch ökonomisch als überaus erfolgreich gelten müssen. Putnam spricht über den Erfolg der sozialen Institutionen, die Qualität des öffentlichen Lebens oder die *prosperous community*, als ob ein selbstverständlicher Konsens über das Gemeinwohl voraussetzbar wäre. Dabei hinterfragt er nicht, inwieweit seine sozialwissenschaftlichen Deutungsmuster durch kulturspezifische Leitbilder des Sozialen geprägt sind. Seinen Aussagen über soziales Kapital liegt immer die normative Annahme zugrunde, dass die in vielen Kulturbereichen zu beobachtende Individualisierungstendenzen schon als solche kritisch, nämlich als Auflösung vertrauter gemeinschaftlicher Sozialstrukturen zu sehen sind (Graf 1999, 14). Damit übernimmt Putnam unreflektiert die Stereotypen der Individualismuskritik, die unter anderem von führenden Theoretikern des Kommunitarismus formuliert werden.¹⁶ Er vernachlässigt die kulturwissenschaftlichen Debatten über den strukturellen Wandel von Vergemeinschaftungsformen in der Moderne. Diese ahistorische Grundtendenz in Putnams Theoriekonzept ermöglicht es ihm auf sozialromantische Topoi gelungener Vergemeinschaftung zurückzugreifen. Räumliche Veränderungen – oft sind Arbeitsplatz, Schule und Kindergarten nicht mehr in der Nachbarschaft – bedeuten,

¹⁶ In Kapitel 3.3. gehe ich ausführlich auf die Kommunitaristen ein.

dass die Kontakte zu Personen in größerer Entfernung wichtiger werden. Putnam berücksichtigt diese Entwicklung nicht, geht statt dessen aber davon aus, dass das Interesse, Kontakte zu pflegen, insgesamt abgenommen hat. Graf weist darauf hin, dass es für viele Menschen gerade einen großen Vorzug moderner Gesellschaften gegenüber traditionell strukturierten Lebenswelten darstellt, dass sie ihre Sozialkontakte zu den Nachbarn auf einen freundlichen Gruß und kleine Hilfestellungen im Alltag – Blumengießen und Briefkastenleeren während der Abwesenheit der Nachbarn – reduzieren können (Graf 1999, 17).

Heute beschäftigt sich Putnam sehr stark mit der Unterscheidung zwischen *bridging* und *bonding forms* des sozialen Kapitals (Putnam 2002). *Bonding social capital* bezieht sich auf Kontakte zwischen Personen einer Lebensstilgruppe. So werden innerhalb der Gruppe starke Beziehungen aufgebaut, gleichzeitig bekommt die Grenzziehung mehr Gewicht und führt zur Abwehr derjenigen, die sich nicht für die Gruppe qualifizieren (Schuller 2000, 10). Amerikanische Studentenverbindungen wären ein Beispiel für diese Art des *bonding*. *Bridging social capital* bezieht sich im Gegensatz dazu auf die Entstehung von Kontakten zwischen heterogenen Gruppen (Putnam 2001, 28f). Diese Verbindungen sind zwar in der Tendenz fragiler, führen aber eher zu einer sozialen Inklusion.

In seinen neueren Analysen betont Putnam neben der Bedeutung von sozialem Vertrauen auch die *reciprocity* (Putnam 2001). Viele Personen verfügen über einen hohen Grad an sozialem Vertrauen, bleiben aber trotzdem sozial inaktiv oder verhalten sich gar antisozial. Andererseits können Personen, die zum Beispiel in einer Gegend mit hoher Kriminalität leben, einen guten Grund haben, weniger vertrauensvoll zu sein und trotzdem einen großen Beitrag zur Akkumulation von sozialem Kapital in Form von Bürgerprojekten leisten (Schuller 2000, 11). Die Verbindungen zwischen hohem sozialem Kapital und den unterschiedlichsten Formen von wünschenswerten sozialen Bedingungen – wie etwa eine niedrige Kriminalitätsrate, wirtschaftliche Prosperität, bessere Gesundheit der Allgemeinheit und erfolgreiche Bildungsvermittlung – werden ausführlich beschrieben (Schuller 2000; Putnam 2001).

Die Unterscheidung zwischen *bridging* und *bonding forms* zeigt, dass auch Putnams Untersuchungen im Laufe der Jahre differenzierter wurden. Soziales Vertrauen und Gegenseitigkeit spielen dabei innerhalb einer Gruppe eine große Rolle. Soll soziales Kapital über kleine Einheiten hinaus gebildet werden, ist die Entstehung von Normen ein zentrales Element dieser sozialen Entität. In den folgenden Kapiteln werden die verschiedenen zentralen Elemente des sozialen Kapitals deutlich gemacht.

2.2. Zentrale Elemente des sozialen Kapitals

Vorbedingung für soziales Kapital sind soziale Verbindungen, aus denen Normen resultieren, die Handlungserleichterungen für das Individuum darstellen.

Unterschieden werden können *bonding ties* auf der horizontalen Ebene sozialer Interaktionen, da diese Verbindungen oft durch emotionale Nähe ausgezeichnet sind, während die vertikalen Verbindungen soziale Grenzen überwinden und so als *bridging ties* bezeichnet werden. Nur wenn soziale Beziehungen eine gewisse Dauerhaftigkeit aufweisen, können sie ein funktionierendes Netzwerk darstellen. So wird Vertrauen gefördert und Normen, die als Verhaltensanweisungen in einer Gemeinschaft gelten können, haben Bestand. Auf diese zentralen Bestandteile für die Bildung sozialen Kapitals werde ich im folgenden Text eingehen.

2.2.1. Soziale Identität

In der Frage nach der Bedeutung von sozialem Kapital spielt die Identitätsdiskussion eine Rolle, da vor allem moderne gesellschaftliche Individualisierungsprozesse oft im Zusammenhang mit einem Verlust an gemeinschaftlichen Strukturen gesehen werden. Als Folge dieses Verlusts verstehen Autoren wie Putnam den Niedergang des sozialen Kapitals. Deshalb soll im folgenden Abschnitt deutlich gemacht werden, dass die Veränderung gesellschaftlicher Grundbedingungen nicht notwendigerweise die Bedeutung der sozialen Identität für die Individuen schmälert.

Begreift man moderne Individualisierungsprozesse nicht als den Verlust, sondern nur als eine Veränderung sozialer Beziehungen, wird deutlich, wie relevant soziale Netzwerke weiterhin für die Identitätsbildung sind. Die Auflösung traditioneller Strukturen führt auf der einen Seite zu einem Verlust traditioneller sozialer Einbindung und Verhaltenssicherheit. Auf der anderen Seite werden so die Zwänge durch soziale Kontrolle und Normierung reduziert. Damit geht ein individueller Freiheitsgewinn einher. Das Individuum hat zunehmend die Möglichkeit „Wahlverwandtschaften“ anstelle von „Zwangsgemeinschaften“ einzugehen. Allerdings trägt jeder einzelne stärker die Verantwortung für die eigene soziale Integration – was als Belastung oder gar Überforderung erlebt werden kann (Keupp 1999, 153).

Der deutsche Soziologe Georg Simmel hat schon um die Jahrhundertwende eine Gesellschaftstheorie entworfen, die sich mit der stärker werdenden Individualisierung beschäftigt. Die Entwicklungsrichtung der Industriegesellschaften bestimmt er aus dem Zusammenwirken der beiden Prinzipien der Funktionalisierung und der Individualisierung (Simmel 1968). Die gesellschaftliche Arbeitsteilung zergliedert Lebenszusammenhänge und segmentiert das soziale Leben zeitlich und räumlich. Dies führt nach Simmel dazu, dass der moderne Mensch je nach konkretem Handlungsziel unterschiedlichen Gruppen angehört (Simmel 1968). Individualisierung führt zu einer Verschiebung von traditionellen Sinnzusammenhängen, die durch die automatische Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinde, einer Berufsgruppe, einer Familie bestimmt waren, hin zu Zusammenhängen, die durch eigene Beziehungsarbeit erst geschaffen werden müssen. Die soziale Identität ist in dieser Situation nicht mehr durch traditionelle Rollen, sondern durch freiwillig ausgewählte soziale Kontakte definiert.

Die soziale Integration einer Person hängt in westlichen Gesellschaften sehr stark von der schichtenspezifischen Position, den persönlichen Ressourcen und der Beteiligung an der Erwerbsarbeit ab. So bedeutet die Verfügbarkeit von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital eine bessere Ausgangslage. Besondere Bedeutung kommt der Frage nach der sozialen Integration zu, wenn man davon ausgeht, dass im Rahmen der Entwicklungen der Spätmoderne Identität nur noch als soziale Konstruktion zu begreifen ist. Der obsessive Individualismus, die

Vorstellung von einer klar abgegrenzten autonomen Person hat in den letzten Jahren viele Kritiker gefunden. Die Identitätsfrage lautet dementsprechend nicht mehr: „*Wer bin ich?*“, sondern *Wer bin ich im Verhältnis zu den anderen? Wer sind die anderen im Verhältnis zu mir?*“ (Keupp 1999, 95; kursiv im Original). Kritiker betonen, Identität sei eine soziale Realität, die kontinuierlich produziert wird durch die Interaktionen der Individuen. So wird analysiert, wie den einzelnen Personen die Konstruktion von Identität gelingt, angesichts vielfältiger Selbsterfahrungen in unterschiedlichen sozialen Lebenswelten und Rollen und den Erwartungen der sozialen Umwelt. Askriptive Charakteristika wie Ethnizität, Rasse, Geschlecht, werden in die Selbst-Konstruktion von Identität mit aufgenommen, da sie in Form von allgemeiner Wahrnehmung durch andere, Stereotypisierung und Diskriminierung als soziale Erfahrung in Erscheinung treten.

Offenbar ist Identität beides zugleich: Antizipierte Erwartungen der anderen und eigene Antworten des Individuums. G. H. Mead hat diesen doppelten Aspekt der Identität in seinem Begriff des Selbst berücksichtigt, der ein „me“, die von anderen übernommenen Einstellungen, und ein „I“, die individuelle Antwort auf die Erwartungen der anderen enthält. Als Klassiker der Sozialpsychologie steht Meads Werk *Mind, Self and Society* (Originalausgabe 1934) in der amerikanischen Tradition pragmatischen und behavioristischen Denkens, das in Europa zunächst kaum aufgenommen wurde. Auch Meads grundlegendes Buch kam erst auf dem Umweg über die nach dem Weltkrieg rezipierten modernen sozialwissenschaftlichen Theorien zur Geltung. Besonders im Hinblick auf die Frage nach sozialer Identität sind seine Einsichten von unverminderter Aktualität. Mead schreibt, dass sich die Identität aus einem gesellschaftlichen Prozess entwickelt, der die gegenseitige Beeinflussung der Mitglieder der Gruppe, also das vorherige Bestehen der Gruppe selbst voraussetzt (1995, 207). Eine zentrale Rolle spielt die Wahrnehmung der anderen und die sich damit auseinandersetzende Selbstreflexion.

Ein weiterer Klassiker, der diesem Gedanken Rechnung trägt ist Erik Eriksons *Childhood and Society* (1950). Bei der Betrachtung der Identität als gesellschaftliches Phänomen verbindet er klinische Psychoanalyse mit kulturanthropologischen Elementen. Nach Erikson (1950; 1968) entspricht es der

Fähigkeit des Ego, die eigene Libido, soziale Rollen und Identifizierungen durch andere zu verbinden:

It is the accrued experience of the ego's ability to integrate these identifications with the vicissitudes of the libido, with the aptitudes developed out of endowment, and with the opportunities offered in social roles. The sense of ego identity, then, is the accrued confidence that the inner sameness and continuity are matched by the sameness and continuity of one's meaning for others, as evidenced in the tangible promise of a 'career'. (Erikson 1950, 228)

Erving Goffman unterscheidet als Soziologe zwischen zwei Aspekten der Identität. Er beschäftigt sich mit situativen Handlungssystemen, nicht wie die Funktionalisten mit dauerhaften Strukturen, sondern mit Momentaufnahmen des Verhaltens von Menschen, die gemeinsam etwas tun. An Stelle der Erklärung großer Strukturen wählt er einen atomistischen Bezugsrahmen und fragt nach dem Tun in einer bestimmten Situation. Das Ausdrucksverhalten tritt dementsprechend bei Goffman stark in den Vordergrund (Goffman 1997; zuerst 1959). Das Verhalten des Individuums ist zwar inhaltlich bestimmt, aber daneben werden Signale ausgesendet, die Ausdruck dieses Inhalts, aber auch von ganz anderen Dingen sein können. Darin klingt die Diskrepanz zwischen verbaler und nonverbaler Kommunikation an. Mit Hilfe des Ausdrucksverhaltens erzeugt der Mensch bewusst oder unbewusst Eindrücke von sich selbst bei anderen. Das Ausdrucksverhalten wird zum *impression management*: So manipuliert das Individuum den Eindruck, den es bei anderen erzeugen will (Goffman 1997). Ausdrucksverhalten kann bewusst eingesetzt werden, um zu täuschen, kann aber ebenfalls den anderen nicht beabsichtigten Aufschluss über die eigene Person geben. Dieses vielschichtige Geschehen analysiert Goffman mit Hilfe der Prinzipien des Theaters, die er auf die soziale Interaktion anwendet.

Zu den wichtigen Ergebnissen der Analyse Goffmans gehört, dass er die I-Me Relation, die in der Meadschen Sozialpsychologie in stetem inneren Dialog das Selbst konstituiert, als gespaltene Identität des Menschen interpretiert und als die existentielle Grundbedingung menschlichen Seins sieht. Die soziale Identität wird dabei in zweifacher Weise relevant: Der Handelnde versucht, Erwartungen zu erfüllen und dennoch seine Definition der Situation durchzusetzen. Oder anders formuliert: Menschen handeln in Situationen nicht unabhängig voneinander, sondern als Beteiligte an der Situation. Sie orientieren sich dabei an Verhaltensmustern, die

sie aber erst durch ihre „Darstellung“ zum Leben erwecken und interpretieren.¹⁷

Goffman hat sich im Zusammenhang mit der sozialen Identität differenziert mit dem Rollenbegriff auseinandergesetzt. An manche Rollen gibt es eine größere Anpassung, weil sie regelmäßig wiederkehren – typisch dafür sind Berufsrollen (Goffman 1997, 19ff). Er analysiert das Rollenverhalten im Alltag, das weniger stark einer strukturellen Ordnung entspricht.

Je nach Struktur unterscheidet sich die Rigidität der Rollenvorgaben in sozialen Netzwerken sehr stark – Netzwerke können einen informellen oder auch formalen Charakter haben. Neben der Ablehnung von festgeschriebenen sozialen Rollen können soziale Zuschreibungen willkommen sein, weil sie Verhaltenssicherheit bieten: Rollenmodelle definieren, was ein „normaler“ Vater, Ehemann, Chef oder Mitarbeiter zu tun hat. Zuschreibungen können aber zu Problemen führen, wenn das Subjekt spürt, dass es selbst anders ist, als die Rolle es ihm oder ihr vorgibt. Allerdings führt auch die Überanpassung nicht zu sozialer Anerkennung. Identität geht nicht in den einzelnen Rollen auf, sondern entwickelt sich in Spannung zu ihnen. Rollenvorgaben für die soziale Identität der Mitglieder eines Netzwerks sind ein bedeutendes Element, da eben durch die Identitätsbildung im Netzwerk eine Verhaltenssicherheit entstehen kann, die auch das Selbstbewusstsein eines Individuums stabilisiert.

Im postmodernen Verständnis von Identitätskonstruktionen verlieren soziale Rollen und damit das Eingebundensein in soziale Kontexte ihre Bedeutung, denn:

While embattled, alienated, and proliferating, modern identity was nevertheless destined to find its expression in distinct social roles and relationships within the productive structures of modern life. These structures have provided for an identity premised on relatively fixed boundaries of the self based on distinctions between interior and exterior, self and other. [...] In contrast, theories of postmodernity project an image of a fluid self characterized by fragmentation, discontinuity, and a dissolution of boundaries between inner and outer worlds. (Dunn 1998, 64)

Nach diesem Verständnis hat sich der Ursprung der Identität von der Internalisierung und Integration sozialer Rollen verschoben hin zu einer Übernahme von möglichen Gegenständen, Bildern und Techniken, die alle zum Repertoire der Konsumkultur gehören. Je nach Situation kommt ein Aspekt des „fließenden Selbst“ zur Geltung.

¹⁷ Daneben bedeutet persönliche Identität eine Definition aus der Außenperspektive, etwa durch Pass oder Daumenabdruck.

Die Instrumentalisierung von Rollen und Identitäten des modernen Individuums war bestimmt durch Elemente der Vernunft und des Gefühls – also der inneren Einstellung. Dieses normative Konzept des Individuums war verbunden mit der Vorstellung einer dauerhaften Gemeinschaft. Die Form der Gemeinschaft, die von sozialer Interaktion durch face-to-face Verbindungen bestimmt war, wird von veränderten Faktoren beeinflusst: „In contrast, consumerism, mass media, and information systems are a major departure from substantial community, creating 'artificial' or 'virtual' communities based on novel modes of consumption and technology“. (Dunn 1998, 76)¹⁸ Gerade die Vorstellung vom fragmentierten Selbst bedeutet jedoch, dass soziale Netzwerke als Koordinaten weiterhin Rahmenbedingungen darstellen. So stellt Keupp in einer Untersuchung von Identitätskonstruktionen Jugendlicher fest, dass neben Familie und Arbeit die Freizeitgestaltung stark von der Einbindung in Netzwerke abhängt. Die Freizeitorientierung junger Erwachsener ist bestimmt durch ihre individuellen Ressourcen – dazu gehören ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital, sowie Interesse, Motivation oder soziale Kompetenz (Keupp 1999, 159).

2.2.2. Soziale Beziehungen als Netzwerke

In den letzten Jahren ist es zu einer fast inflationären Verwendung des Begriffs *networking* gekommen. Verschiedenste Interessengruppen wurden so begrifflich zu Netzwerken, neben Eltern, Berufsgruppen und sozialen Einrichtungen werden auch Unternehmensgruppen, Kirchengemeinden und andere zu Netzwerken deklariert. Der Begriff verdeutlicht, dass es sich um enge Beziehungsstrukturen der Mitglieder innerhalb eines solchen Netzes handelt. Soziale Netzwerke bezeichnen die spezifischen Webmuster alltäglicher sozialer Beziehungen. Durch die zunehmende Auflösung traditioneller Lebensmuster sind alltägliche soziale Beziehungsmuster krisengeschüttelt und verstärkter Analyse unterworfen.

¹⁸ Zur Frage nach den Grundlagen für diese „neuen“ Gemeinschaften und der Identitätskonstruktion des Individuums findet sich ausführliches Material im Kapitel zu den virtuellen Gemeinschaften des Internet.

Soziale Beziehungen dienen als Kapital. Wie schon gezeigt, spielen in der Sozialkapitaltheorie Bourdieus und Colemans soziale Beziehungen eine zentrale Rolle. Soziales Kapital ist – mikroperspektivisch analysiert – Produkt und Resultat der Beziehung zwischen mindestens zwei Menschen, die in ein größeres soziales Netzwerk eingebunden sind. Erst dieses Beziehungsgeflecht macht aus einer Zweierbeziehung eine soziale Ressource. Das Verhältnis zwischen sozialem Kapital und sozialen Beziehungen stellt ein Kontinuum dar, denn je stabiler soziale Beziehungen sind, um so mehr soziales Kapital kann in ihnen mobilisiert werden. Die Mobilisierung von sozialem Kapital in Form von sozialem Vertrauen und Normen als Handlungsanweisungen bedeutet gleichzeitig eine Stabilisierung der bereits bestehenden sozialen Beziehungen und eine effiziente Grundlage für die Entstehung zusätzlicher neuer Beziehungen.

Mit „Beziehungsarbeit“ kann der Prozess des Aufbaus, der Pflege und des Einsatzes von sozialen Netzwerken umschrieben werden (Dederichs 1999, 142). Erfolgreich ist Beziehungsarbeit, wenn als ihr Resultat stabile Beziehungen in sachlicher, zeitlicher und sozialer Dimension bestehen. Diese Art des Beziehungserfolgs setzt das Wissen um den adäquaten Einsatz der richtigen Mittel voraus – zum Beispiel emotionale, soziale oder materielle Ressourcen. Dabei sind nicht alle Beziehungen gleich stark und erfordern nicht den gleichen Einsatz von Mitteln. Mark Granovetter macht einen Unterschied zwischen *strong ties* und *weak ties* aus: Gerade die schwachen Beziehungen können oft wertvolle Informationen beinhalten – zum Beispiel im Hinblick auf eine potentielle Arbeitsstelle – und deshalb viel soziales Kapital bilden (Granovetter 1983, 201-233). Seine These basiert auf der logisch begründeten Annahme, dass Informationen über Arbeitsstellen, die zu sozialer Mobilität führen, vor allem durch schwache Beziehungen weitergegeben werden. Denn schwache Beziehungen zu Personen aus anderen Netzen ermöglichen den Informationsfluss zwischen Gruppen. Dichte Familiennetzwerke sind hierfür weniger geeignet.

Beziehungsarbeit setzt den Einsatz von Gütern oder Eigenkapital voraus. Private oder persönliche Güter können Emotionen, Vertrauenswürdigkeit, Status und eigenes soziales Kapital sein. Der Tauschakt in der Beziehungsarbeit ist dabei geprägt durch den Austausch von Geschenken oder Zeit. Geschenke ist eine Sammelbezeichnung für ausgetauschte Güter, die für einen der Partner von besonderem Wert sind. Diese

können in materialisierter Form als Gabe oder immateriell als Information oder Dienstleistung auftreten (Dederichs 1999, 143). Durch kleine Geschenke werden die historisch entstandenen Normen der Reziprozität sozialer Beziehungen erfüllt und gleichzeitig funktionalisiert: Werbegeschenke von Unternehmen dienen in diesem Sinne der Pflege der Geschäftsbeziehung. Dabei haben die Individualisierungsschübe der „Zweiten Moderne“ Aufmerksamkeiten und Zuwendungen jeder Art zu einem kostbaren Gut werden lassen (Beck 1997, 24ff). Voraussetzung für ein erfolgreiches Schenken und damit das Entstehen von Sozialkapital ist das Wissen um den Beschenkten. Der Schenkende trägt das Risiko des Scheiterns durch die Wahl eines falschen Geschenks (Dederichs 1999, 144). Neben Geschenken signalisiert investierte Zeit die Bedeutung einer Beziehung. Erst wenn eine zeitliche Stabilisierung der Beziehung stattgefunden hat, kann sie auch als informelle Instanz genutzt werden. Zusätzlich dient die Zeit zur Verschleierung der kapitalistischen Absichten von Geschenk und Gegengeschenk. Durch den zeitlichen Abstand zwischen beiden entsteht eine Warteschleife, die die Absicht des Austauschs verschleiert.

Dederichs weist daraufhin, dass die vorliegenden Theoreme zum sozialen Kapital von Coleman und Bourdieu um interaktive Aspekte und Kategorien des dramaturgischen Handelns ergänzt werden müssen. Denn die dialogische Situation ist der soziale Ort, an dem Beziehungen entstehen, bewusst oder unbewusst. Sie nennt ein Beispiel für das subtile Zusammenspiel objektiver und subjektiver Faktoren: Ein Akteur möchte ein Bankkonto einrichten. Während der Bankangestellte die Formulare ausfüllt, geraten die beiden in ein Gespräch über die Zufriedenheit am Arbeitsplatz. Der geschäftliche Tauschakt wird also zunehmend durch gegenseitige Anteilnahme (nach Luhmann ein Eindringen in den Erlebnisbereich des anderen) überlagert. Der Akteur hat keine Verdienstbescheinigung bei sich und möchte trotzdem einen hohen Dispositionskredit. Er bekommt ihn, obwohl der offizielle Betrag viel geringer hätte sein müssen (Dederichs 1999, 146).

Damit sind „Interaktions“- und „Inszenierungsqualitäten“ ein wichtiger Bestandteil bei der Akkumulation von Sozialkapital in sozialen Beziehungen. In der Politik beispielsweise treffen sich Politiker in Konfliktsituationen häufig „leger“ – so setzten

sich der deutsche Bundeskanzler Kohl und der russische Präsident Jelzin einmal in Strickjacken zusammen, um den Part des schwierigen Geschäfts durch den Einsatz inszenierter Freundschaftssymbole zu überlagern (Dederichs 1999, 147). Neben Bourdieus habitualisierter Notwendigkeit zur Distinktion, bei der Beziehungsverhalten eine sozialstrukturelle Determination darstellt, schiebt die interaktionistische Perspektive einen neuen Aspekt des Beziehungsverhaltens in den Vordergrund: Interaktionen sind ein Austausch von Erwartungen und Wünschen, die symbolisch-interpretativ ausbalanciert werden. Goffman erweitert den Gedanken der Rollenübernahme durch verstehendes Handeln in seinen Untersuchungen um den Aspekt des „dramaturgischen Handelns“ (1997).

Zu gewissen Inszenierungsqualitäten kann im Hinblick auf den Status einer Person auch das Erlangen einer Reputation gehören. Dabei erweist sich das Prinzip der „Kumulation von Vorteilen“ als ausgesprochen funktional etwa im wissenschaftlichen System: Gleich einer *self-fulfilling-prophecy* werden immer nur die Wissenschaftler gelesen und rezipiert, die immer schon gelesen und rezipiert wurden, so dass der Eindruck einer „geschlossenen Gesellschaft“ in der *scientific community* entsteht. Dysfunktional kann es für den aufstiegsorientierten unbekanntem Wissenschaftler werden, der innerhalb des Wissenschaftssystems kaum soziales Kapital in Form von Reputation akkumulieren kann (Dederichs 1999, 155). In der Wissenschaft zeigt sich die Überlappung des sozialen und symbolischen Kapitals besonders gut. Die Wahrnehmung von bereits akkumuliertem Kapital als Prestige hat symbolischen Wert, der in allen weiteren Aktionen (z.B. Vorträge, Aufsätze, Diskussionsbeiträge etc.) als Multiplikatoreffekt wirken und die Netzwerkfunktion verbessern kann.

Der Netzwerkbegriff stößt an Grenzen, denn ein Netzwerk beschreibt im Gegensatz zum System, das auch die funktionalen Differenzierungen umfasst, nur das Beziehungsgeflecht der Systemakteure in der Nähe-Distanz-Relation. So kann über die Machtverhältnisse zwischen den Statusgruppen deshalb kaum eine Aussage getroffen werden. Hier greift Bourdieus Begriff vom „Feld“. Im Feld sind Machtinteressen und soziale Nähe gleichermaßen abgebildet, denn es stellt einen soziokulturellen Ausschnitt der Gesellschaft dar. Die Netzwerkforschung unternimmt den Versuch, das Feld sozialer Beziehungen systematisch zu erkunden. Dabei wird

untersucht, wie Beziehungsnetze in verschiedenen Alltagswelten aussehen und sich verändern, und welche Funktionen sie für die Identität der Personen und für deren Alltagsbewältigung haben. Das Netzwerkkonzept ist relativ schlicht und deshalb leicht zu definieren. Es bezeichnet die Tatsache, dass Menschen mit anderen sozial verknüpft sind, und vermittelt dieses Faktum via bildhafter Darstellungsmöglichkeit: Menschen werden als Knoten dargestellt, von denen Verbindungsbänder zu anderen Menschen laufen.

Eine zentrale Frage der Netzwerkforschung ist, ob ein solches Netzwerk nur als Metapher zu begreifen ist, einen realen Gegenstand bezeichnet oder sich als Methode begreifen lässt. Je nach Ansatz hat die Netzwerkforschung dann auch ganz unterschiedliche Funktionen. In der Sozialanthropologie bot das Netzwerkkonzept die Möglichkeit, vor allem in Großbritannien, den vorherrschenden Strukturfunktionalismus zu überwinden, der an den Stabilitätsbedingungen sozialer Systeme orientiert war. Gerade für die sich wandelnden und komplexer werdenden Kulturen waren strukturfunktionalistische Analysen unzureichend (Keupp 1987, 14). In den Kommunikationswissenschaften wird unter anderem der Frage nachgegangen, wie sich in einem sozialen System Wissen verbreitet. Es wird argumentiert, dass gerade die für die modernen Gesellschaften typischen losen und schwachen sozialen Verbindungen der Menschen bevorzugt Transportmittel von Wissen sind. Der amerikanische Kommunikationswissenschaftler Herbert I. Schiller hat in seinem Werk *Mass Communication and American Empire* (1992) gezeigt, in welchem Maße die neuen Formen der Datenverarbeitung zu einer Informationskonzentration führen können, die weltweit neue Machtstrukturen erzeugt.

Der Netzwerkbegriff taucht in der Auseinandersetzung mit der Informationsgesellschaft als Schlüsselbegriff auf. Die Netzwerkmetapher wird – etwa in den Informationswissenschaften – dazu genutzt, um neue technologische Informationskanäle zu beschreiben und zugleich die damit verbundenen sozialen Konsequenzen zu erfassen. Informationsnetze werden aus Sicht mancher Kritiker immer mehr zu hegemonialen Steuerungssystemen. Im Kontext dieser Diskussion um die weltweite Neuverteilung von Macht und Einfluss auf der Grundlage neuer technologischer Potentiale bekommt der Netzwerkbegriff Konnotationen von einer ungeheuren Zusammenballung nichtkontrollierbarer Machtpotentiale. Auf die

gleichen technologischen Veränderungspotentiale werden auch Hoffnungen gesetzt, die der Netzwerkmetapher eine Chance zu tiefreichenden kulturellen Umwälzungsmöglichkeiten zusprechen.

Im Gegensatz zum normativ-utopischen Gehalt dieser Verwendung der Netzwerkmetapher hat das Netzwerkkonzept im fachwissenschaftlichen Kontext der Sozialwissenschaften seinen festen Platz. Schon eine sehr frühe Studie von Elisabeth Bott (1953) zum typischen Beziehungsgefüge innerhalb eines Londoner Arbeiterbezirks hat gewisse Kriterien eines engmaschigen sozialen Netzes definiert. Sie sind charakterisiert durch die schnelle Verfügbarkeit ihrer Mitglieder, die bei alltäglichen Problemen und Notsituationen helfend eingreifen können. Die Autorin hat die Funktion dieser sozialen Netzwerke als eine Art privater Sozialversicherung für Krisensituationen charakterisiert (Keupp 1987, 22). Fast alle Mitglieder wohnen im gleichen Stadtviertel, oft lebten schon die Eltern dort, ein Großteil der Verwandtschaft hält sich im selben Viertel auf – die Mitglieder dieser Netzwerke haben einen ausgeprägten lokalen Bezug. Diese Beschreibung stammt aus einer Zeit, bevor innerstädtische Wandlungsprozesse als Verlustereignisse erlebt wurden. Der Untersuchung dieses erlebten Verlusts von Vertrautheit, Zugehörigkeit, Nachbarschaft wurde in der soziologischen Stadtforschung viel Raum gegeben. Die engmaschigen Netzwerke in Milieus der Arbeiterklasse waren kompensatorische Reaktionen auf Notlagen und Bedrohungen der Existenz. Von diesen negativen Gefahren befreit, fordern Netzwerke, die weniger traditionell ausgelegt sind, eine hohe Eigenleistung der Individuen im Sinne permanenter Beziehungsarbeit.

Als Methode werden in der Netzwerkforschung soziale Beziehungen genau erfasst und so die Netzwerke gewissermaßen vermessen. In der Regel werden partielle Netzwerke erforscht, deren Begrenzungen durch das jeweilige Erkenntnisinteresse bestimmt sind. Besonders sozialwissenschaftliche Methodiker haben sich mit dieser formalen Seite von Netzwerken beschäftigt. Bezieht sich der Interessenschwerpunkt auf die funktionale Seite von Netzwerken, so spielt die Frage nach der Qualität sozialer Beziehungen eine größere Rolle (Keupp 1987, 27f). Neben den quantitativ erfassbaren strukturellen und interaktiven Dimensionen gehört zu einer umfassenden Netzwerkanalyse auch mehr und mehr die Untersuchung der funktionalen und qualitativen Dimensionen. Eine zentrale Funktion des Netzwerks, nach dem

zunehmend gefahndet wird, ist soziale Unterstützung. Die diffuse, wenngleich positiv besetzte Kategorie „soziale Unterstützung“ erfreut sich eines verstärkten Gebrauchs (Keupp 1987, 30). Neben der Veränderung von Milieus ist die Entwicklung hin zu mehr Individualisierung ein wichtiger Faktor für die Veränderung der sozialen Beziehungen. Soziale Unterstützung ist damit ein weniger automatisch ablaufender und traditionell definierter Prozess geworden.

Die Stabilität und Dauerhaftigkeit eines Netzwerks ist abhängig von verschiedenen Faktoren (etwa investierte Zeit, finanzieller Aufwand, Höhe der Beziehungsarbeit). Je höher der Bildungsstand, desto größer sind die Netzwerke, über die eine Person im Durchschnitt verfügt – wobei die Größe der Netzwerke nichts über die Effizienz aussagen muss, wie einige Studien belegen (Keupp 1987, 40). Ein weiterer wichtiger Faktor ist die finanzielle Situation: Mit dem Einkommen steigt die Zahl der vertrauten Personen. Mit dem Alter werden die sozialen Netzwerke kleiner, soziale Unterstützung wird weniger verlässlich und soziale Beziehungen sind räumlich stärker beschränkt. Kinder schränken die soziale Vernetzung ihrer Mütter ein. Frauen mit kleinen Kindern haben weniger Freunde, sind weniger an sozialen Aktivitäten beteiligt, haben weniger verlässliche Unterstützung und stärker lokal bezogene Netzwerke als berufstätige Frauen (Keupp 1987, 40ff). Neben eher messbaren objektiven Faktoren wie Einkommen und Bildung, haben auch emotionale Faktoren einen Einfluß auf die Funktionsfähigkeit sozialer Netze. Ein wichtiger Aspekt ist hierbei die „Dichte“ eines Netzwerks. Die subjektive Bedeutung der Dichte eines sozialen Netzwerks ergibt sich aus individuellen Beschreibungsmustern dieses Merkmals. Folgende Merkmale klären den Begriff der Dichte näher: Dauer und Intensität der Beziehungen, Häufigkeit der Interaktionen, Erreichbarkeit, Informationsfluß, Wissen übereinander, Homogenität und Mobilität. Diese Merkmale werden als Dichte-Indikatoren gewertet und in ihren übergeordneten Zusammenhängen betrachtet (Stein 1987, 111).

Zusätzlich ergibt sich ein wesentlicher Faktor, der mit der Aktivität der Mitglieder in Netzwerken zusammenhängt: Die Effizienz von Netzwerken ist stark beeinflusst durch die Beziehungsarbeit der Individuen. Netzwerke können so als aktive Leistungen des Subjekts betrachtet werden. Durch Individualisierung wurde das Verhalten aus institutionellen und normativen Zusammenhängen gelöst, die für fast

alle Situationen denkbare Handlungsoptionen festgelegt haben. Nun kommt eine Beziehung nur nach Übereinkunft der Beteiligten zustande. Dieses „Beziehungsmanagement durch Aushandeln“ wird zur gesellschaftlichen Normalform, die entstehenden Sozialbeziehungen und Kontakte werden individuell selektiert, individuell hergestellt, erhalten und immer wieder erneuert (Keupp 1987, 39).

Neben der Beziehungsarbeit ist die Zuschreibung bestimmter Charakteristika entscheidend für die Beteiligung an sozialen Netzwerken. Mitglieder einer Gruppe definieren anhand äußerlich erkennbarer Aspekte der Identität wer dazugehört und wer ausgeschlossen wird. Charakteristika wie Ethnizität, Rasse, Geschlecht, nationaler Hintergrund und soziale Klasse definieren die Zugehörigkeit. So hängt soziales Kapital durch Normen der Exklusion und Inklusion stark vom Prozess der Identitätsbildung ab.

Im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Individualisierungsdynamik und damit verbunden dem Abbau kollektiver Lebenszusammenhänge und Solidaritätsformen wird die Frage nach dem Zugang zu sozialen Ressourcen besonders relevant. Die Handlungsmöglichkeiten einer Person hängen stark von ihrer Fähigkeit ab, für sich spezifische Ressourcen zu mobilisieren. Neben den ökonomisch-materiellen Ressourcen gehören – wie oben bei Bourdieu gezeigt – dazu auch das kulturelle, soziale und symbolische Kapital. Das individualisierte soziale Netz wird von vielen Seiten auch als neuer möglicher Ersatz für staatlich finanzierte Sozialpolitik gesehen. Nachdem die spätkapitalistischen Wohlfahrtsstaaten in die Krise geraten sind und die bisherigen Leistungen nicht mehr finanzierbar scheinen, wurden auf der Suche nach Entlastungsstrategien die informellen Hilfsnetzwerke im Alltag als Ersatz für institutionelle Hilfe entdeckt. Natürlich haben soziale Netzwerke eine gewisse Pufferfunktion. Soziale Unterstützung hilft Belastungen oder Krisen aufzufangen. Traditionell oblag ein großer Teil dieser sozialen Arbeit den Frauen, z. B. Kindererziehung und Pflege von Familienmitgliedern. Nachdem mehr und mehr Frauen im professionellen Erwerbssektor tätig sind, ist die Zeit für diese zusätzlichen Aufgaben beschränkt. So würde eine Reduzierung staatlicher Leistungen einerseits eine Verlagerung in den Sektor privater Dienstleistungen bedeuten (z. B. Kranken- und Altenpflege für diejenigen, die es sich leisten können), andererseits wieder eine

stärkere Belastung durch familiäre Leistungen, die hauptsächlich Frauen zu spüren bekommen. Ein weiterer wesentlicher Kritikpunkt ist, dass der informelle Hilfssektor die Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit reproduziert. Austausch in sozial benachteiligten Schichten kann dann allenfalls zu gemeinsamer Verwaltung von Mangel führen. Nach Keupp ist eine Neuverteilung der Ressourcen über die Strukturen der informellen Sozialsysteme nicht möglich, hierzu wären sozialpolitische Lösungsansätze nötig (1987, 49).

Soziale Unterstützung hat einen positiven Einfluss auf viele Lebensbereiche. So wird in den letzten Jahren in Studien der Einfluss auf die Gesundheit und das Empfinden von Stress untersucht. Selbst bei Arbeitslosigkeit kann ein funktionierendes soziales Netzwerk einen Stabilisierungsfaktor darstellen: Ein gutes soziales Netzwerk lindert in diesem Zusammenhang nicht nur die psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit, sondern bietet auch die Möglichkeit, Selbstbestätigung zu erhalten, die vorher durch den Beruf gegeben war. Strehmel und Degenhardt weisen darauf hin, dass das Netzwerk allerdings auch zur Belastung werden kann, wenn der Anteil der Arbeitslosen im sozialen Netzwerk zu groß ist. In diesem Fall bringen weniger Personen die Energie auf, Unterstützung zu leisten (Strehmel und Degenhardt 1987, 144).

Der Begriff Netzwerk taucht in der globalen Informationsgesellschaft verstärkt in wirtschaftlichen Zusammenhängen auf. Seit der Umstrukturierung extrem hierarchischer und bürokratischer Unternehmen in den USA in den 1980er Jahren, die von kleineren, flexibleren und schneller arbeitenden Firmen abgelöst wurden – als Beispiele seien nur AT&T und IBM genannt – hat das Interesse an flexibleren Unternehmensstrukturen stetig zugenommen. Damit traten dezentral organisierte Firmen ihren Siegeszug an und eine neue flexiblere Form der Organisation wurde beschworen. Friedrich von Hayek und andere haben schon vor fünfzig Jahren beschrieben, wie unflexibel sich zentralisierte Unternehmen mit starken Hierarchien verhalten. Parallel zur Veränderung der formalen Organisation von Unternehmen spielen die technischen Netzwerke des Internet eine große Rolle. Oft ist heute von virtuellen Unternehmen die Rede, da einzelne Netzwerke des Unternehmens weltweit verstreut arbeiten und nur für bestimmte Projekte zusammengebracht werden. Auch im wirtschaftlichen Bereich gibt es noch keine klare Definition, was

mit Netzwerk denn eigentlich gemeint ist. Manche verstehen darunter eine Kategorie formaler Organisationen, in der nur die höhergestellte Autorität fehlt, andere bezeichnen informelle Verbindungen und Kontakte zwischen Organisationen, die über Verträge definiert sind, als Netzwerke.

Der amerikanische Historiker Francis Fukuyama nennt als Beispiele für diese unterschiedlichen Arten von Netzwerken japanische Keiretsu-Gruppen, Allianzen kleiner Firmen in Italien und Boeings Verbindungen mit den Zulieferern in den USA (Fukuyama 1999, 199). Sogar in der Ökonomie kann ein Netzwerk nicht nur als Organisationstyp verstanden werden, sondern als soziales Kapital: „A network is a group of individual agents who share norms or values beyond those necessary for ordinary market transactions.“ (Fukuyama 1999, 199) In diesem Sinne kann ein Netzwerk, das zur Erreichung eines Unternehmenszieles gegründet wird, auch als Vertrauensverbindung gesehen werden, die auf gemeinsamen Werten und einer gemeinsamen Moral basiert. Innerhalb einer Nation finden sich dann „multiple networks of trust“, die nicht in hierarchischen Verhältnissen zueinander stehen (siehe Abbildung in Fukuyama 1999, 200). Insofern unterscheidet sich auch der ökonomische Austausch in einem Netzwerk von ökonomischen Transaktionen auf dem freien Markt: Bei Markttransaktionen findet sich nur ein minimales Niveau an Normen, wie zum Beispiel die Bereitschaft, Ware gegen Geld zu tauschen, und die Ablehnung eines Austauschs unter Zwang – etwa durch Gewaltanwendung.

Ein weiteres Beispiel für wirtschaftliche Vorteile innerhalb einer Netzwerkstruktur sind ethnische Gemeinschaften, die Kreditgesellschaften bilden – sogenannte *ethnic rotating credit associations* – die durch Normen und Vertrauen in einer Netzwerkstruktur effizienteres Handeln ermöglichen und Geldquellen eröffnen (Light 1991). Mitglieder behandeln sich gegenseitig nicht wie anonyme Individuen, sondern sind durch ihr gegenseitiges Vertrauen bereit, manchmal sehr lange auf ihre Ausschüttung zu warten. So beeinflussen informelle Normen und gemeinsame Werte massiv die Effizienz eines Netzwerkes in der Ökonomie.

2.2.3. Soziales Vertrauen und soziale Normen

Wenn Beziehungsstrukturen – und damit Netzwerke – die Vorbedingungen für die Entstehung von sozialem Kapital sind, so stellen soziales Vertrauen und die Durchsetzbarkeit von Normen die Konsequenzen dar. Soziales Kapital kann so zum Beispiel die Wirtschaftlichkeit eines Unternehmens erhöhen, weil die Menschen sich gegenseitig vertrauen, da sie alle nach bestimmten ethischen Normen handeln. Wenn sich Menschen nicht vertrauen, erfordert die Zusammenarbeit starke Regulierung und die Durchsetzung von Hierarchien. Normen sind gesellschaftlich verbindliche Verhaltensregeln, die auf das Handeln von Individuen orientierend, ordnend und lenkend einwirken und sie fähig und bereit machen, als soziale Wesen in Rücksicht auf andere Mitglieder einer Gesellschaft zu handeln. Normen sind mit Erwartungen eines regelhaften Verhaltens verbunden und beziehen sich auf konkrete Handlungsabläufe.

Normalerweise ist für Vertrauen eine lange und intensive Beziehung zueinander notwendig. Erst nach jahrelanger Interaktion kann das Verhalten der anderen Person eingeschätzt werden und damit auch seine oder ihre Vertrauenswürdigkeit. Gerade in sehr starken und lang andauernden Netzwerken kann eine solche Vertrauensstruktur durch den intensiven Kontakt und die starken sozialen Bindungen zwischen den Mitgliedern aufgebaut werden. Neben dem persönlichen Kontakt, der eine zentrale Basis darstellt, ist oft die Rede vom sozialen Vertrauen, das man einer Gemeinschaft oder gar einem Wirtschaftssystem entgegenbringt. Diese Art des Vertrauens ist natürlich ebenfalls durch vorherige positive Erfahrungen gekennzeichnet. So vertrauten die Schweden lange auf die sozialen Leistungen ihres Wohlfahrtsstaates, um in einer wirtschaftlichen Rezession feststellen zu müssen, dass auch die Funktionen des Sozialstaates vom nationalen wirtschaftlichen Erfolg abhängen.

Francis Fukuyama formuliert seine These in seinem Werk *Trust* (1995) anders. Gerade der wirtschaftliche Erfolg einer Nation hängt unmittelbar mit dem sozialen Vertrauen der Bevölkerung zusammen. Wirtschaftliche Aktivitäten seien ein essentieller Teil des sozialen Lebens. Als gesellschaftlicher Prozess sind sie mit einer Vielzahl von Normen, Regeln und moralischen Zwängen verbunden. Fukuyama untersucht die globale Wirtschaftsordnung nach dem postulierten „Ende der

Geschichte“ (Fukuyama 1992), um das versteckte Prinzip zu finden, das eine finanziell gutgestellte und funktionsfähige Gemeinschaft auszeichnet. Er verwirft sowohl den durch rationale Entscheidungen begründeten radikalen Individualismus der politischen Rechten wie auch den Glauben an die Steuerbarkeit einer Marktwirtschaft der Linken. Nach Fukuyama wird eines durch die Untersuchung wirtschaftlichen Lebens ganz deutlich: Der Zustand einer Nation, so wie die Fähigkeit, im internationalen Wettbewerb zu bestehen, ist bestimmt durch eine einzige entscheidende, kulturelle Charakteristik, nämlich durch den Grad des Vertrauens in der Gesellschaft (Fukuyama 1995, 7ff).

Kulturelle Mechanismen wie Religion, Tradition oder historische Gewohnheiten definieren nach Fukuyama die Basis: Soziales Kapital kann in der kleinsten und grundlegendsten sozialen Gruppe – der Familie – genauso entstehen wie in der größten aller Gruppen – der Nation – aber es unterscheidet sich eben insofern von anderen Formen des Humankapitals, als es über kulturelle Mechanismen geschaffen und weitergegeben wird (Fukuyama 1995, 26). Die Akkumulation von sozialem Kapital erfordert eine Gewöhnung an die moralischen Normen einer Gemeinschaft und im entsprechenden Kontext einen Erwerb von Werten wie Loyalität, Ehrlichkeit, Verlässlichkeit. Die Gruppe muss gemeinsame Normen akzeptieren, bevor das Vertrauen unter den Mitgliedern Allgemeingut wird. Soziales Kapital kann nicht entstehen, wenn Personen als rationale, nutzenmaximierende Individuen auftreten, denn es basiert auf sozialen und nicht auf individuellen Tugenden. Die Neigung zur Geselligkeit sei viel schwieriger zu erwerben als andere Formen des Humankapitals, denn ihre Grundlage sei eben keine „rational investment decision“. Aber weil sie auf ethischen Gewohnheiten beruht, ist sie auch viel schwieriger zu modifizieren oder zu zerstören (Fukuyama 1995, 26f).

Vertrauen ist das zentrale Element einer gut funktionierenden und konkurrenzfähigen Nation: Wenn in Krisenzeiten alle Arbeiter auf Kurzarbeit mit Lohnverzicht umgestellt werden – und nicht ein Teil der Personen entlassen wird – entsteht daraus eine Solidarisierung, die auch nach der wirtschaftlichen Erholung anhält (Fukuyama 1995, 8). Die Gemeinschaft wird nicht aus egoistischem Eigennutz unterstützt, sondern aus Solidarität. Mit einer Tendenz zu grober Verallgemeinerung beschreibt Fukuyama, warum ein Vorarbeiter in Deutschland diese Solidarität entwickelt, in

Frankreich dagegen nicht. In Deutschland kennt ein Vorarbeiter die Tätigkeiten seiner Untergebenen und kann deren Platz einnehmen. Er teilt die Arbeiter für bestimmte Aufgaben ein und evaluiert sie durch den täglichen direkten Kontakt zu ihnen. Zusätzlich gibt es eine große Flexibilität in der Beförderung: Sogar ein einfacher Arbeiter kann zu einem Ingenieur ausgebildet werden, indem er verschiedene Trainingsprogramme in der Firma absolviert, ohne an eine Universität gehen zu müssen. In Frankreich dagegen sind die Verbindungen zwischen Vorarbeiter und Arbeitern gekennzeichnet durch die Regulierungen, die zentral von einem Ministerium in Paris vorgegeben werden. Die Franzosen tendieren dazu, den Führungspersonen nicht zuzutrauen, persönlich und individuell ihre Untergebenen zu evaluieren. Der Vorarbeiter kann die Arbeiter also nicht einteilen, wie er es für richtig hält, und hat große Schwierigkeiten, Innovationen durchzusetzen. Zusätzlich entsteht durch die Organisationsstruktur in Frankreich keine Solidarität am Arbeitsplatz. Das geringe Vertrauen in dieser Arbeitssituation führt zu einer schlechten wirtschaftlichen Leistung und hat soziale Folgen, wie beispielsweise mangelndes Verständnis füreinander (Fukuyama 1995, 118ff). Die bis heute anhaltenden großen französischen Streikbewegungen berücksichtigt Fukuyama in seiner Darstellung allerdings nicht. Wo es zu gemeinschaftlichem Handeln kommt, ist somit auch die wirtschaftliche Effizienz höher. In diesem Sinne bedeuten Gesetze, Verträge und wirtschaftliche Rationalität eine notwendige, aber nicht ausreichende Basis für stabile und prosperierende postindustrielle Gesellschaften. Sie müssen ergänzt werden durch Gegenseitigkeit, moralische Verpflichtungen, Pflichten gegenüber der Gemeinschaften und Vertrauen, das stärker auf Gewohnheit basiert als auf rationaler Kalkulation.

Besonders am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde mit einer Vielzahl von Begriffen für normative Regelungen operiert. Brauch, Sitte und Recht waren hier die zentralen Kategorien, wobei sich hinter dieser Differenzierung zumeist ein historisch-evolutionäres Konzept verbarg – von einer Gesellschaft, die eben durch Brauch und Sitte bestimmt war, hin zu einer mehr durch Rechtsnormen bestimmten Sozialordnung. Aber selbst heutzutage gibt es für Normverstöße eine negative Sanktionierung: Der Abweichende wird gestraft, missachtet oder beschimpft, man nimmt ihm sein Prestige, seinen Besitz, seine Freiheit. Allerdings lässt sich als Begründung für die Einhaltung von Normen nicht nur die angedrohte

Sanktionierung sehen, sondern weit stärker liegt sie begründet in der inneren Kontrolle eines Akteurs, der die Norm zu einer selbstverständlichen Handlungsvorlage gemacht hat. Je selbstverständlicher ein Verhalten ist – weil es durch biologischen Antrieb unterstützt oder durch frühe Sozialisation eingeübt wird – um so weniger bedarf es eines Zwangs, um Handelnde zu normativem Verhalten zu bewegen. Der Sozialisationsprozess als Vorgang des Hineinwachsens in eine Gesellschaft oder Gruppe sorgt für die Internalisierung normativer Erwartungen. Mit ihrer Verinnerlichung werden Normen so selbstverständlich für das Handeln. Normen sind also nicht nur etwas von außen zugeführtes, sondern werden Bestandteil der persönlichen Identität. Im Gegensatz zur Soziologie werden die Ursprünge von Normen in der Wirtschaftstheorie oft nicht in der Sozialisation gesehen, sondern in der rationalen Entscheidung, sich altruistisch zu verhalten, um so individuelle Ziele und Wünsche möglichst effizient zu realisieren (Fukuyama 1999, 151). In jedem Fall tragen stabile Normen zur Mobilisierung sozialen Kapitals bei, da sie Verhaltensanweisungen geben, abweichendes Verhalten nicht nur negativ sanktionieren, sondern auch positiv belohnen – zum Beispiel durch die Solidarität der Gruppe.

2.3. Konzeptionalisierung und Messbarkeit sozialen Kapitals

Durch die Entstehung von Normen und gegenseitigem Vertrauen trägt soziales Kapital zur größeren Identifizierung mit einer Gemeinschaft bei, fördert die Effizienz der sozialen Institutionen und macht das Leben in einer Gemeinschaft insgesamt angenehmer. Zur Lösung der vielfältigsten gesellschaftlichen Probleme wird von Politikern und Wissenschaftlern darauf hingewiesen, dass das soziale Kapital einer Gemeinschaft erhöht werden muss.

Dabei zeigt sich, dass die Konzeptionalisierung von sozialem Kapital erhebliche Probleme schafft. Über die Jahre haben Sozialwissenschaftler verschiedene Definitionen für soziales Kapital gewählt. Diese Definitionen fallen in zwei Kategorien: Entweder liegt der Fokus auf den sozialen Verbindungen, die ein Akteur mit anderen unterhält, oder die interne Struktur einer Organisation wird charakterisiert. Die erste Gruppe beschäftigt sich mit sozialem Kapital als Ressource,

die Handlungen des Akteurs erleichtert. Diese Interpretation wird hauptsächlich von Soziologen vertreten, die davon ausgehen, dass die Handlungen von Individuen und Gruppen durch das Eingebundensein in soziale Netzwerke erleichtert werden. So kann soziales Kapital zur Erklärung unterschiedlich starken Erfolgs von Individuen und Firmen in einer kompetitiven Wirtschaft beitragen. Politische Wissenschaftler und Ökonomen konzentrieren sich stärker auf den Zusammenhang zwischen sozialem Kapital und der Stärke einer Organisationsstruktur. Ersteres Konzept kann auch als „external view“ und letzteres als „internal view“ betrachtet werden (Adler 2000, 93). Beide Wahrnehmungen schließen sich gegenseitig jedoch nicht aus, sondern hängen in vielen Fällen zusammen. Die bereits behandelten Autoren Coleman und Portes würden demnach eher der externen Perspektive entsprechen, während Fukuyama und Putnam der internen Untersuchung folgen (Adler 91 ff).

Um im folgenden Text die positiven und negativen Ergebnisse sozialen Kapitals klarer darstellen zu können, möchte ich an dieser Stelle das von mir verwendete Konzept ausführen. Demnach ist die Vorbedingung für soziales Kapital „ein dauerhaftes Netz mehr oder weniger institutionalisierter Bedingungen“, in dem „Austauschakte“ stattfinden (Bourdieu 1992a). Auch Coleman (1995) nennt Beziehungsstrukturen als zentrale Bedingung, während bei Putnam der Fokus sehr stark auf traditionellen Familienstrukturen und dem *civic engagement* liegt. Ziviles Engagement stellt sicher ebenfalls eine Grundlage sozialen Kapitals dar, grenzt aber viele andere wichtige Sphären aus. Bei der Frage „Was ist soziales Kapital?“ möchte ich mich mit der Antwort eine „individuelle Ressource“ ebenfalls Bourdieu anschließen. Coleman sieht es eher als „soziale Ressource“, die in Familienbeziehungen und sozialer Organisation der Gemeinschaft enthalten ist. Ein Ansatz, der mir ebenfalls zu begrenzt und eher traditionell erscheint.¹⁹

Die positiven Konsequenzen des sozialen Kapitals für das Individuum sind: Durch Beziehungsnetzwerke entsteht Sicherheit. Diese Sicherheit und das damit verbundene Vertrauen ermöglichen eine „Kreditwürdigkeit“ (Bourdieu 1992a). Soziales Kapital ermöglicht Handlungsbegünstigungen und die Verwirklichung bestimmter Ziele (Coleman 1995). Gegenseitiges Vertrauen, Informationsvermittlung

¹⁹ Damit verwerfe ich Putnams Annahme, dass soziales Kapital als Erleichterung der Koordination und Kommunikation Dilemmata der *collective action* als Eigentum von Gruppen oder ganzen Nationen lösen kann.

und wirksame Normen stellen unterschiedliche Formen sozialen Kapitals dar. Durch bestimmte Eigenschaften des sozialen Kapitals wie die „faktische Unveräußerlichkeit“ und besonders die „Geschlossenheit sozialer Netze“ (Coleman 1995) entstehen ebenso negative Konsequenzen für das Individuum: In besonders dichten Netzwerken kann der soziale Druck erhöht und Konformität erzeugt werden, die unter Umständen zu einer Erstarrung führt und die Wirtschaftlichkeit eines Netzwerks geradezu gefährdet (Portes und Landolt 1996).

Verschiedene Sphären des sozialen Kapitals bedeuten, dass Individuen gleichzeitig in einer davon gewinnen, während sie in einer anderen verlieren können. Beispielsweise verstärken die Manager, die sich länger in der Firma aufhalten und ihre sozialen Netzwerke pflegen ihr soziales Kapital in diesem Bereich. Als Konsequenz wird das familiäre soziale Kapital geschwächt, wenn sie weniger Zeit mit ihrer Familie verbringen.²⁰

Neben den Effekten für das Individuum hat soziales Kapital auch Konsequenzen für das Gesamtsystem: Parteipolitischer Klüngel (Scheuch und Scheuch 1992) betrifft nicht nur die beteiligten Individuen – bzw. die Ausgeschlossenen – sondern hat einen Einfluss auf das System. Bei der Untersuchung der Formen und Konsequenzen des sozialen Kapitals muss also jeweils nach positiven und negativen Aspekten für das Individuum und auf Aggregatsebene unterschieden werden.

Die im folgenden Text dargestellten Studien haben in den letzten Jahren auf sehr innovative Weise versucht, soziales Kapital zu messen. Schwierigkeiten entstehen jedoch wiederum aus folgenden Faktoren: Die Definition für soziales Kapital ist multidimensional und beinhaltet verschiedene Ebenen und Einheiten der Analyse.

Haug stellt verschiedene Ansätze zur Operationalisierung von sozialem Kapital dar (Haug 2000, 70 ff). Ein Faktor für soziales Kapital im Haushalt ist der Grad an Zuwendung, die ein Kind erhält. Neben der Zeit, die die Eltern mit dem Kind verbringen, können unterschiedliche Indikatoren wie die Anwesenheit von Elternteilen, die Geschwisterzahl, die außerhäusliche Erwerbstätigkeit von

²⁰ Deshalb sind die von den Unternehmen organisierten Grillnachmittage in den USA wohl so beliebt, denn sie verbinden beide Strukturen.

Elternteilen, die Kommunikations- und Interaktionsstrukturen Berücksichtigung finden. Auf das familiäre soziale Kapital wirken sich weiterhin die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder, die Vorbildfunktion der Eltern, sowie ihre informelle, soziale Kontrolle in Form von Verboten aus. Das Konzept von sozialem Kapital in der Familie scheint mir allerdings theoretisch wenig fundiert und zu stark mit traditionellen Vorstellungen von Familie verbunden zu sein – ein Vorwurf, der besonders für Colemans Ansatz gilt. Nicht nur in der Familiensituation wird auf Indikatoren zurückgegriffen, die die Höhe des sozialen Kapitals abbilden. Verwendete Indizes in anderen Studien sind zum Beispiel: Vertrauen in die Regierung, Wählerentwicklung, Mitgliedschaft in bürgernahen Organisationen oder verbrachte Stunden mit freiwilligem und unbezahltem Engagement. Die operationale Definition von sozialem Kapital stammt je nach Zielsetzung der Studie aus unterschiedlichen Forschungsbereichen.

Generalisiertes Vertrauen ist ein häufig verwendeter Indikator für soziales Kapital, der besonders auf die Arbeiten von Putnam und Fukuyama zurückzuführen ist. Hier wird nicht das soziale Kapital eines einzelnen gemessen, vielmehr soll der Grad an generalisiertem Vertrauen der Befragten auf der Makroebene das soziale Kapital einer Gemeinschaft widerspiegeln. Ein weiterer Indikator beruht auf Tocquevilles These, wonach in den USA die Bedeutsamkeit freiwilliger Assoziation mit einer hohen Demokratiefähigkeit der Gesellschaft einhergeht. Die hohe Vielfalt der Mitgliedschaft in Organisationen wird bei den Befragten als Indikator für hohes soziales Kapital und eine starke Fähigkeit zur Lösung kollektiver Probleme in der Gemeinschaft interpretiert.

Eine weitere Herangehensweise an das Konzept stellen die bereits beschriebenen Netzwerkansätze dar. Als erster Aspekt wird die schlichte Existenz einer Beziehung gesehen, woraus sich die Größe des Netzes berechnen lässt. Stärke und Intensität der Beziehung, sowie der Faktor der Reziprozität können den Grad des sozialen Kapitals beeinflussen. Wenige Studien problematisieren die Operationalisierung von sozialem Kapital. Um soziales Kapital in Gemeinschaften zu messen, wurden Typen und Kombinationen von qualitativen, komparativen und quantitativen Untersuchungsmethoden verwendet. Die folgenden Beispiele verdeutlichen die Vielfältigkeit der Operationalisierungsvorschläge.

Komparative Untersuchungen können sowohl quantitative wie auch qualitative Methoden benutzen. Zu den quantitativen Studien gehört eine Untersuchung von Knack und Keefer (1997), die nach Indikatoren für Vertrauen und Normen in 29 Marktwirtschaften im *World Values Survey* gesucht haben. Narayan und Pritchett führten im selben Jahr eine quantitative Studie in Tansania durch, die das soziale Kapital auf dem Land messen sollte. Sie benutzten Daten aus dem tansanischen *Social Capital and Poverty Survey*. Diese breit angelegte Studie befragte Personen nach dem Ausmaß und der Art ihrer Aktivität im sozialen Bereich und ihrem Vertrauen in verschiedene Institutionen und Individuen. Sie führten diese Angaben mit Daten zum Haushaltseinkommen in denselben Dörfern zusammen und konnten so herausfinden, dass soziales Kapital auf der Ebene einer Dorfgemeinschaft das Haushaltseinkommen erhöht.²¹

Eine der bekanntesten Studien ist die bereits erwähnte Untersuchung von Putnam im Jahr 1993 zu den Unterschieden zwischen bürgerlichem Engagement in Nord- und Süditalien. Putnam misst vor allem die Wahlbeteiligung, das Lesen von Zeitungen, die Mitgliedschaft in Chören und Fußballvereinen sowie das Vertrauen in öffentliche Institutionen. In Norditalien, wo all diese Indikatoren höher waren, wird die Leistung der Institutionen als besser empfunden. Auch bei seinen Arbeiten zu den USA verwendet Putnam eine ähnliche Methode. Er benutzt eine Verbindung aus akademischen Quellen und Wirtschaftsdaten, um damit den dauerhaften Niedergang des sozialen Kapitals in den USA deutlich zu machen. Er vergleicht dabei die Daten aus verschiedenen Quellen mit den Ergebnissen der *General Social Survey*, eine der verlässlichsten Studien zum sozialen Leben in den USA. Allerdings wurde die empirische Validität der Untersuchungen Putnams in Zweifel gezogen. Viele Autoren haben Daten benutzt, die deutlich machen, dass im Gegensatz zu Putnams Annahme die Mitgliedschaft in Gruppen in den letzten Jahrzehnten nicht geringer geworden ist, sondern im Gegenteil zugenommen hat. Wie schon deutlich gemacht, hängt Putnams Ergebnis stark mit seiner Orientierung an Mitgliedschaften in organisierten Gruppen zusammen.

²¹ Quelle für beide Studien waren die Webseiten der Weltbank:
<http://www.worldbank.org/poverty/scapital/Scowmeas1.htm> (Besuchsdatum: 9.10.2001).

Komparative Studien, die sich mit der sozialen Situation von verschiedenen Einwanderergemeinschaften in den USA beschäftigen, stammen von Portes und Zhou (1994), sowie von Light (1991). Sie zeigen, dass einige Gruppen – zum Beispiel Koreaner in Los Angeles oder Chinesen in San Francisco – wirtschaftlich erfolgreicher sind als andere – etwa die Mexikaner in San Diego oder Einwanderer aus der Dominikanischen Republik in New York. Einer der Faktoren, die den potentiellen Erfolg einer Einwanderergruppe mitentscheiden, ist die Struktur der im Land bereits bestehenden ethnischen Gemeinschaft. Starke ethnische Communities sind in der Lage neuen Einwanderern Hilfe zu leisten bei informeller Kreditvergabe, Versicherungen, Unterhaltsleistungen für Kinder, Sprachtraining und der Suche nach Arbeit. Weniger effiziente Communities sind nicht in der Lage, Neuankömmlinge mit diesen wichtigen Dienstleistungen zu versorgen (Portes 1995).²²

Eine wichtige qualitative Studie zu sozialem Kapital stammt von Portes und Sensenbrenner (1993): Hier wurde untersucht, was mit einer Einwanderergemeinschaft passiert, wenn einige Mitglieder ökonomisch erfolgreich sind und die Community verlassen wollen. Diese Interviews zeigen den Druck, den starke Verbindungen innerhalb einer ethnischen Community auf die Mitglieder ausüben können. Einige Personen ließen ihre Namen anglisieren, um sich selbst von der Belastung der Zugehörigkeit zur Community zu lösen (Portes und Sensenbrenner 1993). In einer weiteren Studie bezeichnet Portes den sozialen Druck, der in einer ethnischen Gemeinschaft besteht, als einen Aspekt der „downside of social capital“ (Portes und Landolt 1996). Portes macht in seinem Artikel auch deutlich, dass gerade von den durch soziales Kapital geförderten Normen zusätzlich Personen außerhalb der Gemeinschaft profitieren können (Portes und Landolt 1996). Hierin liegt ein Problem, versucht man die Art und Höhe des sozialen Kapitals in einer Gemeinschaft zu messen. Neben der Möglichkeit, dass nicht nur die Mitglieder der Gemeinschaft von Normen profitieren, können auch normative Vorgaben entstehen, die objektiv betrachtet einen negativen Effekt auf die einzelnen Mitglieder einer Gruppe haben.

Ein solches Beispiel beschreibt die Soziologin Fernández-Kelley: Sie untersucht die Situation junger Mädchen in urbanen Ghettos in Baltimore. Diese Studie ergab, dass

²² Ausführliche Analysen der Situation unterschiedlicher Einwanderergemeinschaften finden sich in Kapitel 4.

der normative Druck, die Schule zu frühzeitig zu verlassen, als Teenager schon ein Baby zu bekommen und eine formale Ausbildung abzulehnen, für die Mädchen sehr stark war. In einer Umgebung, die durch Gewalt, Arbeitslosigkeit und Drogenabhängigkeit geprägt ist, war die einzige Möglichkeit für die Mädchen, ihre Identität und ihren Status zu definieren, ein Baby zu bekommen und so eine eigene Familie zu gründen (Fernández-Kelley 1996).

Die qualitative Ebene des sozialen Kapitals ist entscheidend, da sich Gruppen in ihrer Sozialstruktur sehr stark unterscheiden. Ein Freundeskreis pflegt eine andere Art von Beziehung, als sich etwa die Sozialkontakte in einer Kirchengemeinde oder einem Fußballclub darstellen.

Eine Studie, die quantitative und qualitative Elemente verbindet, entstand in fünf Gemeinden in New South Wales in Australien. Die Forscher Bullen und Onyx führten 1998 in Zusammenarbeit mit Nachbarschafts- und Community-Zentren eine Fragebogenaktion durch, die auf mehreren Ebenen nach dem Vorhandensein und der Höhe des sozialen Kapitals in der Gemeinschaft fragt. Folgende acht Elemente wurden erfasst, die soziales Kapital definieren:

1) Participation in local community, (2) proactivity in a social context, (3) feelings of trust and safety, (4) neighborhood connections, (5) family and friends connections, (6) tolerance of diversity, (7) value of life, (8) work connections.

Die Hälfte der Faktoren beschreiben Aktivitäten und soziale Interaktionen, die andere Hälfte eher Emotionen und Einschätzungen des Individuums. Diese Verbindung aus Partizipationsmustern und Einschätzungen ist für effizientes soziales Kapital sehr relevant. Um den ersten Aspekt „participation in local community“ zu überprüfen, wurden beispielsweise folgende Fragen gestellt:

Do you help out a local group as a volunteer? Have you attended a local community event in the past 6 months (eg church fete, school concert, craft exhibition)? Are you an active member of a local organisation or club (eg sport, craft, social club)? Are you on a management committee or organising committee for any local group or organisation? In the past 3 years, have you ever joined a local community action to deal with an emergency?²³

Deutlich wird, dass sowohl quantitative wie qualitative Untersuchungen zu sozialem Kapital ihre Berechtigung haben. Die Frage nach der Messbarkeit spielt gerade im

²³ Informationen zu Fragebogen und Ergebnissen finden sich im Internet unter <http://www.mapl.com.au/A2.htm> (Besuchsdatum 9.10.2001). Selbst nach genauem Studium der Unterlagen bleibt offen, was der qualitative Aspekt der Untersuchung ist.

Zusammenhang mit der Förderung eine große Rolle. Sowohl in den USA, wie in Europa wird in der Stärke der sozialen Netzwerke ein Ausweg aus gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krisen gesehen. Strukturen effizienter sozialer Netzwerke werden nach dieser Idee auf andere soziale Kontexte übertragen.

2.4. Aktualität des Konzepts

Ein Erklärungsversuch für die Aktualität des Konzepts liegt in der Vielseitigkeit sozialen Kapitals und den größtenteils positiven Ergebnissen von funktionierenden sozialen Netzwerken für Individuum und die Gemeinschaft. Bereits frühe theoretische Arbeiten heben den Effekt von sozialem Kapital auf den Erwerb von Humankapital hervor und bestätigen gleichzeitig die Reproduktion der sozialen Ungleichheit (Loury 1977; Bourdieu 1983; 1985). Auch die positiven Einflüsse sozialer Bekanntschaftsbeziehungen bei der Vermittlung einer neuen Stelle sind nachgewiesen (Granovetter 1974). Nach Flap ist auf dem deutschen Arbeitsmarkt die Bedeutung sozialer Netzwerke im Zuge beruflicher Mobilität zu beobachten – dabei ist oft die Rede von „Seilschaften“ (1997). Sozialkapital beeinflusst das moralische Verhalten, das kollektive Handeln und die Kooperationsbereitschaft, sowie das Engagement und die Zufriedenheit der Bürger (Jacobs 1961; Putnam 1993) hat positive Auswirkungen auf die kognitive und soziale Entwicklung von Kindern (Keupp 2000) und senkt die Tendenz zur Kriminalität und Delinquenz (Keupp 2000). Weiterhin wurden Effekte auf die Assimilation und Integration von Immigranten (Zhou 1997) und die Gründung von Unternehmen bei Migranten (Portes 1995; Zhou 1997) gezeigt. Hohes soziales Kapital hat meist positive Effekte für das Individuum, denn soziale Chancen vergrößern sich.

Problematisch ist das Übertragen der Phänomene, die oft für kleine Gruppen oder abgeschottete Gemeinschaften belegt sind, auf große Bevölkerungsgruppen oder Nationen. Wie bereits gezeigt, entspricht individuelles nicht unbedingt kollektivem sozialem Kapital. Viele Studien müssen wegen der vorgenommenen Generalisierung angezweifelt werden, etwa Ergebnisse wie: Ein hoher Grad an Sozialkapital kann die Demokratiefähigkeit und Effizienz der Verwaltung, die Qualität des öffentlichen Lebens, die Performanz von sozialen Institutionen und die Wirtschaftsentwicklung

beeinflussen (Putnam 1993; 1995a; Fukuyama 1995; 1995a, Studie des Landes Nordrhein-Westfalen).

Weiterhin muss formelles und informelles Sozialkapital unterschieden werden. Elternvereinigungen und Gewerkschaften sind beispielsweise formell organisiert, also mit offiziellen Funktionären, Mitgliedschaftsbedingungen, Beiträgen, regelmäßigen Versammlungen usw.; während ein spontan stattfindendes Basketballspiel informeller Natur ist. Beide Arten stellen Netzwerke dar, in denen sich soziale Beziehungen entwickeln können, aus denen privater wie auch öffentlicher Nutzen entstehen kann. Auch die Unterscheidung zwischen „innenorientiertem“ und „außenorientiertem“ Sozialkapital ist relevant. Innenorientierte Formen sind demnach stärker darauf gerichtet, die materiellen, sozialen oder politischen Interessen von Mitgliedern zu verfolgen, während außenorientierte Formen sich mit öffentlichen Gütern befassen. „Brückenbildendes“ und „bindendes“ Sozialkapital sind mit der innen- und außenorientierten Dichotomie verknüpft, unterscheiden sich jedoch konzeptionell von ihr. Brückenbildendes Sozialkapital bezieht sich auf Netzwerke die Grenzen überschreiten (etwa sozialer Art) und so unterschiedliche Menschen zusammenbringen; bindendes Kapital verknüpft ähnliche Menschen (etwa durch gemeinsame Identitätsaspekte wie Ethnizität, Alter, Geschlecht, sozialer Status usw.) (Putnam 2001, 25ff).

Neben den zahllosen Beispielen für einen positiven Effekt des sozialen Kapitals in der Gemeinschaft, wird das Augenmerk inzwischen jedoch auch auf die negativen Konsequenzen gelegt. Dieselben starken sozialen Verbindungen, von denen die Mitglieder einer Gruppe profitieren, versperren anderen den Zugang. So führte die Kontrolle der „weißen Ethnics“ – Nachkommen der italienischen, irischen und polnischen Einwanderer – über das Bauwesen, und die Gewerkschaften der Feuerwehr und Polizei in New York City zu einer geschlossenen Gemeinschaft (Waldinger 1995). Die Rolle der koreanischen Lebensmittelhändler in den großen Städten, das traditionelle Monopol jüdischer Diamantenhändler in New York und die Dominanz der Kubaner über einige Wirtschaftszweige in Miami weisen eine ähnliche Struktur auf (Portes 2000). In all diesen Fällen führt das aus gegenseitiger Solidarität und Vertrauen entstandene soziale Kapital zum wirtschaftlichen Erfolg der Gruppe und gleichzeitig zu starker Abgrenzung. Schon von zweihundert Jahren

sprach Adam Smith von einer „conspiracy against the public“, als Kaufleute sich zu Absprachen trafen. Ein erster negativer Effekt des sozialen Kapitals für die Gemeinschaft ist diese Abgrenzung bestimmter Gruppen. *Social closure* der Gruppe entsteht in diesem Fall durch starkes soziales Kapital.

Wenn die Gruppensolidarität auf einer oppositionellen Position zur Mehrheitsgesellschaft oder Diskriminierungserfahrungen beruht, gefährden individuelle Erfolgsgeschichten die Solidarität und werden deshalb als unmöglich negiert. Dies ist ein weiterer negativer Aspekt starken sozialen Kapitals, denn die Oppositionshaltung der Gruppe gegenüber der Mehrheitsgesellschaft verhindert Solidarisierungen über die Gruppe hinaus. In diesem Fall resultieren aus der Zusammengehörigkeit der Gruppe Normen, die den Opferstatus zementieren (Fernández Kelly 1996; Rumbaut 1996b).

Angesichts der wirtschaftlichen Krisen müssen staatliche Maßnahmen gekürzt, können soziale Leistungen eingespart werden, wenn Unterstützung durch private Kanäle geleistet wird. Verschiedene Studien machen deutlich, dass so jedoch nur die sozialen Ungleichheiten reproduziert und kein Ausgleich von unten nach oben geschaffen wird. Soziale Mobilität ist in solchen Strukturen nicht möglich, da die sozialen Netzwerke sich alle auf derselben horizontalen Ebene befinden (Wacquant und Wilson 1991; Fernández-Kelly 1995; Waters 1996b; 1999). Als erster negativer Aspekt für das Individuum lässt sich festhalten, dass soziales Kapital kein Ausgleich für staatliche Leistungen sein kann.

Ein zweiter negativer Effekt sozialen Kapitals für einzelne Mitglieder einer Gruppe resultiert aus dichten Netzwerken, die neue wirtschaftliche Unternehmungen verhindern. Enge Beziehungen und eine starke Solidarität führen dazu, dass weniger effiziente Mitglieder der Gruppe mitgetragen werden müssen (Portes 2000). Insofern kann der wirtschaftlicher Erfolg eines Individuums sogar zugunsten der Gemeinschaft reduziert werden.

Einen dritten negativen Effekt für das Individuum stellt die starke Konformität dar, die durch die Anpassung an die Gruppe entsteht. Die soziale Kontrolle kann in solchen Strukturen sehr stark sein und somit die persönliche Freiheit eingeschränken.

Ein Phänomen, das bereits von Simmel in seinem Kapitel über „Die individuelle Freiheit“ (1900) erkannt wurde. Während sich heute viele Autoren für stärkere Netzwerke und die Durchsetzung von Normen in der Gemeinschaft aussprechen (wie die im nächsten Kapitel besprochenen Kommunitaristen) trat Simmel für individuelle Freiheit, persönliche Autonomie und Verantwortung ein.

In der Debatte um soziales Kapital werden diese negativen Effekte meist negiert und nur die möglichen Verbesserung der Lebensverhältnisse in der Gemeinschaft diskutiert. In einem Artikel des *Atlantic Monthly* wird Christopher Laschs Werk *Culture of Narcissism* (1979) bemüht, um eine Erklärung für die Präsenz des Begriffs zu finden. Demzufolge hat sie mit einem bestimmten Segment der Bevölkerung zu tun, das relativ klein ist, aber großen Einfluss auf die Politik hat. Die Mitglieder der gutverdienenden Akademiker- und Manager-Haushalte in Boston und Washington – Zentren der intellektuellen und der politischen Debatten des Landes – sehen durch ihre eigene Situation den Niedergang des sozialen Kapitals bestätigt, da sie nie genug Zeit für Familie und soziale Aktivitäten haben (und negieren dabei vielleicht, dass sie mehr Zeit im Unternehmen verbringen um dort soziale Beziehungen zu knüpfen, die für die berufliche Mobilität von Vorteil sein könnten). Sie finden einen Teil ihrer sozialen Identität in den beschriebenen Strukturen wieder. Schuller dazu: „From their dinner tables is the tenor of the debate fashioned.“ (Zitiert nach Schuller 2000, 5f)²⁴

Soziales Kapital hat inzwischen selbst in ökonomischen Zirkeln eine gewisse Prominenz erlangt. Die Autoren Fine und Green sehen darin ein Konzept, das bei Auseinandersetzungen zwischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eingesetzt werden kann, denn es sei quantifizierbar und verwandt mit traditionellen ökonomischen Variablen wie den Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts (2000, 78). So kann mit Hilfe des Konzepts ein soziales Element in die Analyse von ökonomischen Phänomenen eingeführt werden und in diesem Zusammenhang neben die anderen Säulen des physischen, finanziellen und Humankapital gestellt werden, um als Resultat ein stärker integrales Verständnis sowohl der wirtschaftlichen wie der nicht-wirtschaftlichen Welt zu erlangen (Fukuyama 1995).

²⁴ Christopher Lasch analysiert in seinem Werk *The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy* (1995) die Isolierung der Eliten in ihren Netzwerken und Enklaven und das damit verbundene Aufbrechen der Solidarität zwischen den Klassen in den USA der 1990er Jahre.

Die Weltbank hat unter Mitarbeit bekannter Ökonomen ein extensives Programm zur weiteren Untersuchung und Verbreitung des Konzepts gestartet. Dabei wird soziales Kapital als eine Art „missing link“ im Verständnis wirtschaftlicher Entwicklung betrachtet. Bei den Entwicklungsprojekten der Weltbank wird soziales Kapital im Zusammenhang mit wirtschaftlicher Verbesserung gesehen und als förderlich für ein ökonomisches Vorankommen erkannt. Um die wirtschaftlichen Perspektiven von Gemeinschaften oder Nationen zu verbessern, sollen das Erziehungs- und Gesundheitssystem gefördert, und stabile politische Institutionen geschaffen werden. Berechtigte Forderungen, die auch ohne den Zusammenhang mit sozialem Kapital sinnvoll wären. Denn es ist ebenfalls soziales Kapital, das in manchen Entwicklungsländern lokalen Eliten die Macht gibt, das Gesundheitssystem zu überwachen und Dienstleistungen nur Mitgliedern dieser Gruppen zugänglich zu machen.²⁵

Verwunderlich scheint in diesem Zusammenhang auch nicht mehr, dass Gary Becker, einer der führenden neoklassischen Wirtschaftswissenschaftler und Nobelpreisträger, zusammen mit James Coleman an der University of Chicago ein Seminar zur Anwendung der *Rational Choice Theory* in den Sozialwissenschaften veranstaltet hat. Später hat Becker die Idee des sozialen Kapitals auch in seine gedruckten Werke aufgenommen (Becker 1996). Nach Fukuyama stehen soziales Kapital und der Kapitalismus in einem Verhältnis, von dem beide profitieren. Quasi automatisch wird es in einer Situation, in der Menschen in der Lage sind Geld zu machen, gebildet (Fukuyama 1999). Diese Aussage beinhaltet allerdings eine gewisse Redundanz, denn wirtschaftlicher Erfolg und ein hohes Einkommen ermöglichen oft erst die Entstehung von effizienten sozialen Netzwerken und damit auch von sozialem Kapital.

Im Diskurs zunehmender Globalisierung haben Autoren die sozialen Verbindungen wiederentdeckt (Rifkin 1999). Neoliberale predigen die Bedeutung einer funktionierenden Zivilgesellschaft und beschwören die Vermehrung sozialen Kapitals. In seinem Werk *The End of History and the Last Man* (1992) liefert

²⁵ Webseiten der Weltbank <http://www.weltbank.org/poverty/scapital/scwhyre11.htm> (Besuchsdatum 9.10.2001).

Fukuyama eine ökonomische Interpretation der Geschichte. Dieses Werk ist das Ergebnis der Diskussion um einen Artikel, den Fukuyama unter demselben Titel für die Zeitschrift *The National Interest* (1989) verfasst hat. Fukuyama geht davon aus, dass gerade die hochentwickelten Länder keine Alternative zum demokratischen Kapitalismus – amerikanischer Prägung – haben. Allerdings bedeutet die Anlehnung der Institutionen an dieses Modell nicht, dass es keine gesellschaftlichen Herausforderungen mehr gebe. Große staatliche Lösungen, wie etwa der Versuch von Präsident Clinton 1994 das Gesundheitswesen in den USA zu reformieren, müssen in diesem Modell nach Fukuyama erfolglos bleiben. Seiner Meinung nach sieht auch in Europa niemand mehr die Lösung der Arbeitslosigkeit oder der Einwanderungsproblematik beim Wohlfahrtsstaat (Fukuyama 1995, 5).

Hier treffen sich radikale Kritiker am Kapitalismus genauso wie Konservative. Sie alle stimmen ein in die allgemeine Forderung nach mehr Gemeinsinn und einer funktionierenden Zivilgesellschaft. Richard Sennett schreibt in diesem Zusammenhang von der Korrosion des Charakters²⁶, die bedingt ist durch die veränderte Arbeitswelt des neuen Kapitalismus. Er führt nach Sennett zu erhöhter Mobilität und zu einer Isolierung der Kerneinheit Familie. Auch im Rahmen der Auseinandersetzung mit Globalisierung läßt sich die Frage nach der Zukunft des sozialen Kapitals stellen. Es ist die Rede von virtuellen Steuerzahlern und im Zusammenhang mit der Ökonomie auch dem Ausbruch des Politischen aus dem kategorialen Rahmen des Nationalstaates (Beck 1997, 55f). Transnationale Unternehmen sind in der Lage, Produkte und Dienstleistungen zu zerlegen und arbeitsteilig an verschiedenen Orten der Welt zu erzeugen. Sie können Nationalstaaten oder Produktionsorte so gegeneinander ausspielen, um die besten Steuerkonditionen und günstigsten Infrastrukturleistungen zu bekommen. Die Führungskräfte können dort leben und wohnen, wo es am schönsten und Steuern zahlen, wo es am billigsten ist (Sassen 1994).

Ulrich Beck beschreibt in seinem Werk *Was ist Globalisierung?* (1997) sehr deutlich die negativen sozialen Konsequenzen, denn:

Es ist ein Treppenwitz der Geschichte, daß ausgerechnet die Globalisierungsverlierer in Zukunft alles, Sozialstaat wie funktionierenden Demokratie, bezahlen sollen, während die Globalisierungsgewinner Traumgewinne erzielen und sich aus ihrer Verantwortung für die Demokratie der Zukunft stehlen. (Beck 1997, 21; kursiv im Original)

²⁶ So lautet der Titel seines Buches *Corrosion of Character*, 1998.

Transnationale Unternehmen verabschieden sich aus dem nationalstaatlichen Rahmen und kündigen de facto die Loyalität gegenüber den nationalstaatlichen Akteuren auf. Damit aber sinkt der innere soziale Integrationsgrad der jeweiligen Länder, und zwar um so mehr, je stärker er rein wirtschaftlich begründet war (Beck 1997, 22). Gerade eigentlich stabile Sozialstaaten geraten so ins Wanken, sie müssen ihre Leistungen immer mehr Menschen auszahlen, während sie die Kontrolle über ihre Steuern verlieren. Dies ist ein wesentlicher Faktor, der die Finanzierbarkeit sozialstaatlicher Leistungen unmöglich macht. Ob diese finanziellen Verschiebungen in private Einkommen durch soziales Kapital ausgeglichen werden können bleibt fraglich.

Mancher Experte sucht im Vorbild der USA einen Ausweg aus der Krise des Sozialstaats, weil es dort jede Menge „Kapital das Arbeit schafft“ gibt (Hank 1999). Die extreme Lohnspreizung und geringe soziale Absicherung der Arbeitnehmer in den USA seien hier nur am Rande angemerkt. Statt der wachsenden Ungleichheit möchte Hank den Gedanken der Chancengleichheit betonen: Es handle sich um eine gerechtere Gesellschaft, weil sie Leistung honoriert. Leistung, die oft erst durch die effizienten sozialen Netzwerke möglich ist, da der Staat gerade nicht unterstützend eingreift. Interessanterweise sucht Fukuyama gerade im Vorbild deutscher Unternehmen das Kapital, das Arbeit schafft. Im Gegensatz zu Hank, der die Deregulierung in den USA als eine Chance für die Zukunft sieht, betont Fukuyama die Regelungen der Sozialen Marktwirtschaft, die noch aus Ludwig Erhards Zeiten stammen als eine zentrale Basis der Dauerhaftigkeit der deutschen Wirtschaft und der Entstehung eines bis heute starken Mittelstands (Fukuyama 1995, 214ff).

Faktisch stellen demokratische Grundordnung und politisches Selbstverständnis die Rahmenbedingungen auch für die sozialen Interaktionen der Bürger dar. Besonders auf nationalstaatlicher Ebene spielt jedoch die ideologische Wahrnehmung der Gemeinschaft eine zentrale Rolle. Der Staat bildet das Gerüst einer Zivilgesellschaft, die durch gemeinsame Normen, Werte und Handlungsanweisungen gekennzeichnet ist. Philosophen und Politologen beschäftigen sich mit der Frage, was die Basis der demokratischen Grundordnung und damit des Gemeinschaftsgefühls sein soll. Im folgenden Kapitel werden diese Wahrnehmungen von Gemeinschaft analysiert.

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass soziales Kapital als modisches Konzept veränderte soziostrukturelle Faktoren aufdecken soll, in Wirklichkeit aber nur altbekannte Muster sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Marginalisierung von Gruppen bestätigt. Empirische Ergebnisse halten die Konsequenzen von sozialem Kapital fest – etwa Vertrauen in der Gemeinschaft, Durchsetzbarkeit von Normen usw. –, ermitteln aber kaum Möglichkeiten wie soziales Kapital als effizientes Instrumentarium zur Lösung gesellschaftlicher Probleme einzusetzen ist, obwohl dies oft als Annahme formuliert wird.

3. *Communities*

Im Zusammenhang mit der zunehmenden Individualisierung moderner und postmoderner Gesellschaften wird auch die Forderung nach mehr Gemeinschaft laut. Politiker denken an die Entlastung des krisengeschüttelten Staates und an mehr gemeinschaftliche Hilfeleistungen im Sinne von ehrenamtlicher Arbeit. Gerade in diesem Bereich der Gemeinschaft haben die USA starke Traditionen. Altruismus und Egoismus lagen schon immer sehr nah beieinander.²⁷ Allerdings gilt der Dualismus zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft nicht mehr. Gerade die neuen gemeinschaftlichen Formen zeichnen sich dadurch aus, dass sie sowohl ein Gemeinschaftsgefühl erzeugen können, aber nicht mehr traditionell gewachsen sein müssen. Die Debatte um die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft, Einheit und Vielfalt, zwischen universalistischen und partikularistischen Interessen, zwischen republikanischen, kommunitaristischen und liberalen Entwürfen von Gemeinschaft und Gesellschaft in den USA dauert an – sie gehört inzwischen allerdings auch zur Folklore der amerikanischen Mittelklasse (Ostendorf 2000).

Der Begriff „Gemeinschaft“ wird in seiner Vielfalt widersprüchlich und inkonsistent benutzt. Ganze Nationen werden als solche bezeichnet, ebenso wie eine Gruppe Busreisender. Etwas spezifischer kann eine Nation auch als Volksgemeinschaft bezeichnet werden, die Busreisenden bilden eine Interessengemeinschaft. Neben militärischen, religiösen, akademischen Communities ist die Rede von offenen und geschlossenen Gemeinschaften – hier definiert sich das Zugehörigkeitskriterium durch die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft in offenen Gemeinschaften. In diesem Sinne wäre ein Gefängnis eine geschlossene Gemeinschaft.

Neben den definitorischen Unklarheiten besteht auch beim konzeptionellen Verständnis von Gemeinschaft Uneinigkeit. Können nur kurzfristig bestehende Zusammenhänge der Mitglieder – wie eben in der Reisegruppe – eine Gemeinschaft darstellen, oder müssen die Beziehungen dauerhaft sein? Vielfältige soziologische Ansätze versuchen dieses Phänomen konzeptionell zu erfassen, zum Beispiel der Funktionalismus oder die Systemtheorie. Neue Gemeinschaften sind nicht als

²⁷ Die philanthropischen Stiftungen der großen Industriellen – wie Carnegie und Rockefeller – im ausgehenden 19. Jahrhundert belegen diese Verbindungen ebenso wie die Finanzierung neuer Gebäude für den Bereich Computerwissenschaft der Universität Stanford durch Bill Gates.

traditionale Antimodernismen oder als mechanische Loyalitäten zu begreifen, sondern als Verbindungen gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen. Sie stellen sowohl personale wie soziale Identität her und verbinden emotionale und rationale Komponenten des Handelns. Effektive soziale Netzwerke sind die Basis dieser neuen Vergemeinschaftungen.

3.1. Gemeinschaft in soziologischer Perspektive

Ein weit verbreiteter Gebrauch des Begriffs Gemeinschaft unter Soziologen bezieht ein gewisses räumliches Territorium ein. So gelten Bewohner eines Dorfes, einer Stadt, einer Wohngegend oder Nachbarschaft als Gemeinschaft. Sie bilden einen gemeinsamen Ort, an dem die Haushalte unterhalten, die Kinder großgezogen werden, Einkommen bezogen wird und der Lebensschwerpunkt angesiedelt ist. Noch 1955 benennt George Hillary drei gemeinsame Elemente, die die meisten soziologischen Definitionen von Gemeinschaft enthalten: „(1) geographic area, (2) social interaction, and (3) common tie or ties“. Diese Definition beinhaltet eine territoriale, soziologische und eine psychokulturelle Variable.

Der Raumbezug hat eine historische Komponente, denn die meisten Siedlungen sind dort entstanden, wo die natürlichen Bedingungen gut waren. Gemeinschaft war in diesem Sinn ein Cluster von Menschen, die in einer räumlichen Einheit zusammenlebten. Territorium kann als unabhängige Variable betrachtet werden: Wo die Ressourcen wie Wasser und Boden und die klimatischen Bedingungen gut waren, bestand eine höhere Wahrscheinlichkeit der Ansiedlung. Betrachtet man Territorium als abhängige Variable, so spielt das Wissen um den landwirtschaftlichen Anbau, kulturelle Traditionen und die Benutzung von entsprechenden Werkzeugen eine ebenso große Rolle bei der Ansiedlung – denn schließlich wurden im Laufe der Zeit auch Wüsten urbar gemacht (Poplin 1979, 10).

Um die soziale Einheit Gemeinschaft näher zu untersuchen, werden von Wissenschaftlern unterschiedliche Perspektiven gewählt. Einerseits wurde sie als soziale Gruppe oder soziales System gesehen. Andererseits wurde Gemeinschaft als ein Netzwerk der Interaktion untersucht. Eine soziale Gruppe habe eine Anzahl von

Mitgliedern, eine Reihe von zugewiesenen Rollen und gewissen Normen. Dies sind die gemeinsamen Elemente von sozialer Gruppe und Gemeinschaft. Zur Unterscheidung wurde lange das Kriterium eines gemeinsamen Territoriums der Gemeinschaft im Gegensatz zur sozialen Gruppe ausgemacht (Poplin 1979, 12). Ein wichtiges Kriterium, um die Gemeinschaft als soziales System zu definieren, findet sich in dem Argument, sie müsse zwar nicht notwendigerweise auf einem gemeinsamen Territorium leben, aber der Bezug zu einem gewissen Ort (dieser Ort kann für die virtuellen Gemeinschaften vielleicht sogar im Cyberspace liegen) muss vorhanden sein (Warren 1972). Wird die Gemeinschaft als ein Netzwerk der Interaktion begriffen, müssen wiederum zwei unterschiedliche Aspekte berücksichtigt werden. Interaktion ist ein Standardkonzept der Soziologie und wird damit auch auf die Untersuchung von Gemeinschaften angewandt. Die *community action theory* untersucht dagegen nur Aktivitäten, die im Sinne der Gemeinschaft sind, wie etwa die geplante Veränderung oder Entwicklung einer Gemeinde (Poplin 1979, 14). Ein konzeptionelles Problem bei der Untersuchung der Interaktion ist, dass im klassischen Sinne eine face-to-face Beziehung gemeint ist. Da die meisten Gemeinschaften zu groß sind, um noch direkte Kontakte zwischen allen Mitgliedern zu ermöglichen, wird der Interaktionsbegriff auch auf den institutionellen Rahmen ausgedehnt.

Gemeinschaft als eine psychokulturelle Einheit verbindet die Vorstellung der Sicherheit, die Mitglieder einer Gemeinschaft durch ihre Zugehörigkeit gewinnen (psychologisches Element) und die Idee, dass sie gemeinsame Werte, Normen und Ziele haben (kulturelles Element). Die gemeinsamen Werte und Normen können entweder aus dem historischen Milieu einer Gemeinschaft stammen und damit kulturell tradiert sein oder eben einem Glauben an gemeinsame Ziele entspringen und damit eine psychologische Komponente enthalten. In jedem Fall entsteht ein Wir-Gefühl, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft solidarisch zueinander werden lässt und alle anderen Personen als „die anderen“ definiert. In diesem Sinne stiftet Gemeinschaft eine Identität.

3.1.1. Terminologie Gemeinschaft

Gemeinschaft bezeichnet sehr unterschiedliche Entitäten. Neben den drei großen Religionsgemeinschaften ist von der Nation oft als einer politischen Gemeinschaft die Rede. Betrachtet man diese Gruppierungen aus soziostruktureller Perspektive, bezeichnen sie ganz unterschiedliche Phänomene – manchmal eine soziale Gruppe, eine Interessengruppe, eine Organisationsstruktur. Die Entstehung von Gemeinschaften beruht jedoch immer wieder auf denselben Mechanismen: Sie entstehen, indem eine Mehrzahl von Menschen ihr Handeln nach bestimmten Verhaltensnormen aufeinander einstellt und es dadurch koordiniert. Diese Koordination kann auf Geboten und Riten einer Religion oder auf Normen einer staatlichen Verfassung oder auf einer Straßenverkehrsordnung beruhen. Wie oben beschrieben, handelt es sich dann je nach gemeinsamer Basis um eine Religionsgemeinschaft oder eine staatliche Rechtsgemeinschaft. Die Beziehungen der Mitglieder zueinander können dabei mehr oder weniger dauerhaft sein; immer sind es jedoch die Interaktionen und Beziehungsstrukturen, die eine Gemeinschaft von einer anderen abgrenzt. Die Grenzziehung ist ein wichtiges Element, denn sie bedeutet, dass die Mitglieder ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl ermöglicht nicht nur eine gewisse Solidarität, sondern auch gegenseitige Hilfsbereitschaft und „soziales Vertrauen“ (Putnam 1994; Fukuyama 1995). Durch die entstandenen sozialen Netzwerke können nicht nur wichtige Informationen der Mitglieder einer Gemeinschaft ausgetauscht werden, sondern es wird auch ein Solidarisierungsmechanismus und eine Art Vertrauensvorschuss gebildet. Der Zusammenhang zwischen Dichte der Netzwerke und Bildung von sozialem Kapital wurde im vorherigen Kapitel deutlich gemacht.

Per Definition bedeutet Gemeinschaft also eine Gruppe von Personen, die durch persönliche Bindungen vernetzt sind und durch spezifische Verhaltensnormen zu gemeinsamem Handeln gelangen.²⁸ Diese Verhaltensnormen stellen einen starken Gruppenzwang dar, denn nur so kann die Homogenität der Traditionen innerhalb einer Gemeinschaft erhalten bleiben. In diesem Sinne steht dieser Begriff für die traditionelle heile Welt vormoderner Zeit, die angeblich während der Industrialisierung, Urbanisierung und der damit einhergehenden Individualisierung

²⁸ Generalisierte Normen bilden den Integrationsmechanismus der Gesellschaft.

verloren ging. Nicht nur die sozialen Strukturen – wie Siedlungsmuster oder berufliche Kategorien – änderten sich, sondern von vielen Autoren wurde der Verlust der Gemeinschaft postuliert. Die Gesellschaft wurde zum negativ konnotierten Gegenpol der Gemeinschaft, die für Nähe, Familie und Tradition steht, während Gesellschaft zum gefährlichen öffentlichen Raum wurde.

3.1.2. Gemeinschaft und Gesellschaft: Ferdinand Tönnies

Der deutsche Soziologe Tönnies beschreibt bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert die Dichotomie zwischen der „heilen“ Gemeinschaft, wie sie früher bestand und der „anonymen“ Gesellschaft, wie sie zu seiner Zeit vor allem in den Städten entstand. Tönnies verstand sich bei der Erstauflage seines Werkes *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1887) zwar als Soziologe, aber sein Werk war für Philosophen bestimmt und ein Beitrag zu dominierenden Kontroversen seiner Zeit um Historismus, Rationalismus, Empirismus und kritische Philosophie. Tönnies wandte sich vor allem gegen den vorherrschenden Individualismus im deutschen Denken. Gemeinschaft ist bei Tönnies als reales und organisches Leben zu verstehen, wogegen ideelle und mechanische Bildung Gesellschaft darstellen (Tönnies 1963, 242ff). Gesellschaft ist seiner Meinung nach in erster Linie ein gedankliches Konstrukt, ein abstrakter Begriff. Die bei Tönnies beschriebene Gemeinschaft ist ein Ideal, das er in der Vergangenheit ausmacht. Sie wird hier als die natürliche Ordnung des Zusammenlebens dargestellt, begründet durch Übereinstimmung aller Willen, ausgebildet durch Sitte und Religion, auf Konvention gegründet, durch politische Gesetzgebung gesichert und durch öffentliche Meinung geklärt (Tönnies 1963, 251). Empirische Beispiele, die den Einschlusscharakter dieses Verständnisses von Gemeinschaft widerlegen, gibt es genug. Sogar zu Tönnies eigener Zeit gibt es Randgruppen in diesen „idealen Gemeinschaften“.

Von einigen Autoren wurde die soziale Neustrukturierung im Rahmen der Industrialisierung und Entstehung der städtischen Gesellschaft als Befreiung von alten Normen und Einschränkungen gefeiert. Besonders der Austausch der Arbeit für Lohn, der erst in der arbeitsteiligen Gesellschaft möglich wird, kann auch als Gewinn

an Freiheit verstanden werden. Freiheit bedeutet in diesem Sinne die Unabhängigkeit vom Willen anderer:

Nicht abhängig ist der einsame Siedler im germanischen oder amerikanischen Walde; *unabhängig*, im positiven Sinne des Wortes, ist der moderne Großstadtmensch, der zwar unzähliger Lieferanten, Arbeiter und Mitarbeiter bedarf und ohne diese ganz hilflos wäre, aber mit ihnen nur in absolut sachlicher und nur durch das Geld vermittelter Verbindung steht, so daß er nicht von irgend einem einzelnen als diesem bestimmten abhängt, sondern nur von der objektiven, geldwerten Leistung, die so von ganz beliebigen und wechselnden Persönlichkeiten getragen werden kann. (Simmel 1989, 400)

Tönnies dagegen beschreibt die Abhängigkeit von anderen in einer gemeinschaftlichen Struktur nicht als negativ, sondern als „natürlich“. Er wollte gegen die Moderne anschreiben; sein komplexer Text ist voller historischer und aktueller Bezüge. Die theoretischen Ansätze werden aber schematisiert und eben in den Dienst seines dualistischen Unterscheidungswillens gezwungen. So entstand ein Werk, das nach Rehberg „[...] ungewöhnliche Reflexionsschärfe in umständliche Formulierungen einwickelte, mutig gegen die Strömungen der Zeit stand und zugleich voll der plattesten Vorurteile ist.“ (1993, 19)

Auch Karl Marx schließt sich in seinem Werk *Das Kapital* (1883) der Analyse an, dass Rationalisierungsprozesse gemeinschaftliche und traditionale Lebenszusammenhänge zerbrochen haben. Heute formulieren Kulturosoziologen wie etwa Richard Sennett die Großstadt als Primat gesellschaftlichen Lebens, das verbunden ist mit Einsamkeit, sozialer Isolation und Gleichgültigkeit; während demgegenüber das ländliche Leben als natürliche Einheit gesehen wird. Sennett konzentriert sich im Schlusskapitel seines Werkes *Fleisch und Stein* (1997) auf das multikulturelle New York und seine „gesellschaftlichen Körper“, die sich zwischen „Differenz und Indifferenz“ bewegen. Die bloße Tatsache der Verschiedenartigkeit/Differenz der Menschen, die zum Beispiel in Greenwich Village leben, regt sie nach Sennett nicht zur Interaktion an, sondern führt zu Indifferenz (1997, 440). Gerade die Geschichte der Stadt New York ist ein Beispiel für die Vielschichtigkeit des Gemeinschaftsbegriffs in den USA. Politischer Wille zur Gemeinschaft fördert die Lossagung der Kolonien vom Mutterland. Einwandererviertel in New York City – etwa die jüdische Lower East Side oder haitianische und puertorikanische Enklaven in South Harlem heute – dokumentieren die soziale Dimension von Gemeinschaft als einem Informationsnetzwerk, dessen Traditionen auf kulturellen Mustern beruhen, die gerade von jenen der

Kerngesellschaft abweichen und so Zusammenhalt innerhalb der ethnischen Enklaven stiften.

Allgemein wird in der Gesellschaft die Gefahr der Individualisierung – und damit einhergehend der sozialen Isolation – betont. Einige Autoren stützen jedoch die These, dass es besonders in gemeinschaftlichen Verhältnissen auf die Eigenschaften des Individuums ankommt. Diesen Aspekt beschreibt auch Axel Honneth, der in seinem Aufsatz zu posttraditionalen Gemeinschaften das Individuum gerade nicht der Gesellschaft zuordnet:

Während sich hier [in der Gesellschaft] die Subjekte aufeinander beziehen, indem sie wechselseitig den rechtlich festgelegten Freiheitsspielraum des jeweils anderen repektieren, schätzen sie dort, in der Gemeinschaft, den anderen jeweils aufgrund der Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihm als Individuum zukommen. (Honneth 1993, 263).

Honneth wirft hiermit die Frage auf, inwieweit das Individuum sich in einer von Konventionen bestimmten Gemeinschaft freier entfalten kann als in einer Gesellschaft, die weniger stark bestimmte Rollen zuweist und so die Selbstidentifizierung einfacher macht.

Im Anschluss an Tönnies Werk untersuchte die Chicago School of Sociology und vorrangig Robert Park die gesellschaftlichen Veränderungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie sahen Urbanisierung und Modernisierung als Erklärung für den Niedergang der Gemeinschaft in den verschiedenen Stadtvierteln von Chicago (Park 1925). Die amerikanische Soziologie der 1920er und 1930er Jahre war überwiegend durch die Chicago School geprägt und wies eine typisch empirisch-pragmatische Orientierung auf. Eine Weiterentwicklung der Tönniesschen Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft sind die vom amerikanischen Soziologen Talcott Parsons konzipierten „pattern variables“ (1951).

Mit Parsons ist die Entwicklung des Funktionalismus verbunden. Eine Theorie, die auf europäische Traditionen aufbaut, aber dennoch spezifisch amerikanisch ist. Die „pattern variables“ müssen systemtheoretisch uminterpretiert werden, da sie als selektierte Entscheidungspräferenzen aufgrund der symbolischen Einbindung kulturelle Werte in Handeln umsetzen (Dederichs 1999, 35). In der sozialen Interaktion spielen Zeichen und Symbole, die mit bestimmten Bedeutungen versehen werden, eine große Rolle und werden zu Kommunikationsmedien zwischen den

Handelnden in einer Situation. Erfahrungen in bezug auf soziales Handeln involvieren also auch kulturelle Symbole. In der Terminologie der Handlungstheorie wird die Persönlichkeit als organisiertes System von Handlungsorientierungen eines Individuums definiert.

Parsons identifiziert fünf *pattern variables*, also Begriffspaare, die polare Typen von Situations-Orientierungen darstellen (Parsons 1951). Es sind Alternativen, zwischen denen der oder die Handelnde wählt. So verbindet er oder sie individuelle Orientierungen mit kulturellem Sinnzusammenhang. *Affectivity vs. affective neutrality* beschreibt das Problem der Affektkontrolle, ob der Akteur einem Impuls nachgeben soll oder nicht. Kultursystem, Persönlichkeit und Sozialsystem haben Einfluss auf die Entscheidung. *Self-orientation vs. collective-orientation* stellt das Dilemma dar zwischen Eigeninteresse und Verpflichtung der Gruppe oder Gesellschaft gegenüber. Norm, Bedürfnislage und Rollenerwartung bestimmen die Entscheidung zwischen privatem und öffentlichen Interesse mit. *Universalism vs. particularism* beschreibt das Problem, ob allgemein gültige Normen und Rollenerwartungen oder das persönliche Bedürfnis zum Tragen kommen. *Ascription vs. achievement* bedeutet die Frage, ob den Eigenschaften oder den Leistungen eines Individuums mehr Bedeutung beigemessen werden soll. *Specificity vs. diffuseness* widmet sich dem Problem, ob der Relevanzbereich eines Objekts vorweg eingeschränkt werden soll oder ob er mehr oder weniger unbegrenzt belassen wird (Mikl-Horke 1992, 196ff). In jeder Handlungssituation sind diese Alternativen involviert, der Akteur muss zwischen ihnen wählen.

Parsons hat dargestellt, dass die beiden Begriffe Struktur und Funktion nicht auf derselben Ebene liegen. Während „Struktur“ ein Aspekt des Systems ist, der relativ stabil ist, bedeutet „Funktion“ die Erfassung wechselseitiger Beziehungen zwischen strukturellen Komponenten. Parsons theoretisches Werk ist von Abstraktion und Formalismus geprägt. Allerdings kommt man mit Hilfe seiner Theorie zu alternativen Deutungen und Erklärungen gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, die vorher so nicht möglich waren.

3.1.3. Rationalität und soziales Handeln: Max Weber

Bei Max Weber – einem Zeitgenossen Tönnies – eröffnet erst die Rationalität Handlungsfreiheiten, die eine Loslösung von der natürlichen Ordnung und damit einen spezifischen eigenen Lebensstil möglich machen. Weber bezieht die Kategorien Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung auf vier Typen sozialen Handelns. „Affektuelles und traditionales Handeln“ verkörpern die Vergemeinschaftung, „wertrationales und zweckrationales Handeln“ sind die Grundlage für Vergesellschaftung (Weber 1952). Während Tönnies mit den zwei Willenstypen die Voraussetzungen des Handelns beschreibt, differenziert Weber Handlungstypen, durch die wiederum spezifische Beziehungsmuster bestimmt werden. Auch wenn Weber Überschneidungen gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Komponenten einräumt, markiert er an ihnen die Entwicklungsschritte auf dem Weg in die rationale Gesellschaft. Die Dichotomie vergemeinschafteten und vergesellschafteten Handelns bleibt durch die Zuordnung der Idealtypen zu den Sozialformen bestehen (Dederichs 1999, 30).

Gegenstand von Webers verstehender Soziologie ist das soziale Handeln, das er als ein dem subjektiv gemeinten Sinn des Handelnden nach auf das Verhalten anderer bezogenes Handeln definiert. Durch diese sinnhafte Bezogenheit wird der Verlauf des Handelns durch die anderen mitbestimmt und doch bleibt das Handeln aus einem subjektiv gemeinten Sinn heraus erklärbar. Diese Definition kann auf die vier Typen sozialen Handelns angewandt werden: Ein seinem subjektiven Sinn nach „traditionales“ Handeln setzt immer schon geübte und darum bewährte Verhaltensweisen fort; „affektives“ Handeln beruht auf situationsbedingten Gefühlsregungen; „wertrationales“ Handeln beinhaltet Verhalten, das bewusst an bestimmten Werten (z. B. religiöser Art) orientiert ist, während „zweckrational“ handelt, wer ein Zweck-Mittel-Kalkül anwendet. Weber hat argumentiert, dass die rationale hierarchische Autorität in Form von Bürokratien die Essenz der Moderne sei.

3.1.4. System und Lebenswelt: Jürgen Habermas

Jürgen Habermas erkennt in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* (1987) kritisch, dass Weber normative Potentiale undifferenziert der Zweckrationalität zuordnet, obwohl eben nicht nur funktionale Formen institutionalisiert werden. Habermas dagegen betont die wachsende Autonomie von Sphären, deren innere Struktur durch wissenschaftliche Rationalität markiert ist. Rationalisierungsprozesse führen zu einer Unterscheidung rational-technischer Systeme und kommunikativ ausgerichteter Sphären. Der Begriff des kommunikativen Handelns bezieht sich auf die Interaktion von mindestens zwei sprach- und handlungsfähigen Subjekten, die (sei es mit verbalen oder extraverbalen Mitteln) eine interpersonale Beziehung eingehen (Habermas 1987, Band 1, 128). Habermas sieht sich in einer Tradition mit anderen Wissenschaftlern:

Der Begriff des normenregulierten Handelns hat durch Durkheim und Parsons, der des dramaturgischen Handelns durch Goffman, der des kommunikativen Handelns durch Mead und später Garfinkel paradigmatische Bedeutung für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung gewonnen. (Habermas 1987, Band 1, 129)

Für die Theorie des kommunikativen Handelns ist es wesentlich, dass die Gesellschaft zweistufig erfasst wird. Einmal als „Lebenswelt“, d. h. die aus der Teilnehmerperspektive handelnder Subjekte entstandene symbolische Selbstreproduktion oder Selbstinterpretation einer sozialen Gruppe, und als „System“ von Handlungen, als das die Gesellschaft dem unbeteiligten Beobachter erscheint. Die Lebenswelt ist als begriffliche Analogie zu Gemeinschaft eingeführt; die Basis der Handlungen in der Lebenswelt ist verständnisorientiert. Danach wirkt jede systematische Differenzierung in der Lebenswelt als Rationalitätszuwachs innerhalb der Strukturen der Lebenswelt. Auch Habermas nimmt einen Verlust von lebensweltlichen Integrationsmustern an und fördert den Eindruck, gesellschaftliche Einrichtungen mit systematischer Strukturierung seien ausschließlich kalt, zweckrational und emotionslos. Eine Überwindung der Kolonialisierung der Lebenswelt sieht Habermas einzig im Bruch mit der Rationalitätslogik durch den rationalen Diskurs selber (Dederichs 1999, 36). Habermas duales Modell von System und Lebenswelt entgeht zwar der Weberschen Einseitigkeit, aber ein Eindringen von lebensweltlichen Aspekten in systemische Bereiche wird ausgeschlossen, auch wird der ästhetisch-expressiven Kategorie nur eine lebensweltliche Dimension zugeordnet.

3.2. *Community* im US-amerikanischen Verständnis

In den USA ist die innere Spannung zwischen Marktliberalismus und Gemeinschaftsdiskurs in das politische Selbstverständnis der Nation eingebaut (Joas 1993, 52). Die Semantik des Gemeinschaftsbegriffs unterscheidet sich in der kulturellen Tradition Amerikas sehr stark von der deutschen. In Deutschland war vor 1933 der Gemeinschaftsbegriff das Codewort antidemokratischer sozialer Bewegungen (Joas 1993, 49). Zur Vorstellung, die Volksgemeinschaft sei ein unablösbarer Teil der deutschen Geistesentwicklung, passt das Bild der USA als einer Nation, für die seit ihrem Anfang durchgehend ein individualistischer Liberalismus vom Schlage Lockes bestimmend gewesen ist. Sowohl im Selbstbild, wie auch als Fremdbild, erscheinen die USA als der Inbegriff einer Gesellschaft rationaler Egoisten, deren wettbewerbsorientierte Beziehungen in einem Rahmen rechtlicher Garantien geregelt werden. Joas verweist darauf, dass diese Wahrnehmung ebenso von Gegnern des Kapitalismus, wie etwa den emigrierten Vertretern der Frankfurter Schule, und von Vertretern der Ideologie des amerikanischen Exzeptionalismus verbreitet wurde. Allerdings gab es in den USA immer geistige Strömungen, die nicht in diese Vorgabe des rationalen Egoismus passten (Transzendentalismus, Populismus, Pragmatismus und Progressivismus).

Ein weiterer Einwand hinterfragt die Hegemonie des Liberalismusgedankens in der amerikanischen Geistesgeschichte. Denn schon der für die puritanischen Gemeinden verwendete Begriff der *contract communities* zeigt, wie wenig die Opposition von Vertrag und Gemeinschaft beim Verständnis Amerikas weiterhilft (Joas 1993, 53). Die vielen verschiedenen sozialen Gebilde, die sich hinter dem Begriff *Community* verbergen, illustrieren auf sehr anschauliche Art, welches ein breites Spektrum er abdeckt. Neben territorialen „Gemeinden“ gehören ebenso utopische „Kommunen“, wie *virtual communities*, oder Interessengruppen Homosexueller, *gay and lesbian communities*, zu dieser Vielfalt.

Obwohl die Gemeinschaft ein zentraler Begriff bei der Analyse des politischen und sozialen Lebens bereits seit Platon und Aristoteles war, ist es äußerst schwierig präzise zu umreißen, was mit Gemeinschaft denn eigentlich gemeint ist. Ich möchte im folgenden einige Definitionsversuche vorstellen.

Thomas Bender geht in seinem Werk *Community and Social Change in America* (1978) zunächst stark auf den räumlichen Bezug ein:

The most common sociological definitions used today tend to focus on a community as an aggregate of people who share a common interest in a particular locality. Territorially based social organizations and social activity thus define a community. (Bender 1978, 5)

Bender weist allerdings auch schon darauf hin, dass die Literatur nichts Präzises über die Größe oder den Umfang des entsprechenden Territoriums aussagt. Es kann sich um eine Nachbarschaft, eine Kleinstadt oder gar eine Stadt mittlerer Größe handeln.²⁹

Sogar die Bewohner New York Citys könnten nach Bender in bestimmten Fällen als eine Community begriffen werden. Sehr deutlich wird hier schon darauf hingewiesen, dass es sich um ein Konzept handelt, das eben auch eine gewisse emotionale Bindung – ein Gefühl – für die rein territorial definierte Gemeinschaft beinhaltet.

There is an expectation of a special quality of human relationship in a community, and it is this experiential dimension that is crucial to its definition. Community, then, can be defined better as an experience than as a place. As simply as possible, community is where community happens. (Bender 1978, 6)

Dieses gemeinschaftliche Gefühl kann auch in einem anderen Zusammenhang entstehen und muss nicht immer räumlich definiert sein. Wichtige Basiselemente dafür sind gemeinsame Interessen und Solidarität innerhalb der Gemeinschaft. Solidarität bedeutet allerdings nicht die Abwesenheit von Konflikten. Konfliktlösung funktioniert nur anders; geprägt durch emotionale Verbindungen unterscheidet sie sich insofern gravierend vom Wettbewerb des Marktes als einem rationalen Unterfangen. Bender weist darauf hin, dass die Definition für Gemeinschaft unabhängig von „particular structures“ sein muss, denn es gibt sie in vielen Formen. Deshalb lautet seine Definition:

A community involves a limited number of people in a somewhat restricted social space or network held together by shared understandings and a sense of obligation. Relationships are close, often intimate, and usually face to face. Individuals are bound together by affective or emotional ties rather than by a perception of individual self interest. (Bender 1978, 7)

²⁹ Wie in der Einleitung bereits dargestellt, ist die Aufhebung der Ortsbindung von Gemeinschaft eine Konsequenz der Entstehung von transnationalen Produktions- und Vermarktungsstrukturen.

Statt nur auf räumliche Bedingungen als Definitionselement zu rekurrieren, führt er den Begriff des Netzwerks ein. Zusätzlich sind die bereits oben genannten sozialen und psychokulturellen Elemente wichtig.

Gerade in den USA haben die *Community Studies* eine lange Tradition.

Untersuchungen dieser Art beziehen sich meist auf eine räumlich klar umgrenzte Gemeinschaft. Eine Konsequenz dieser Forschungsrichtung war, dass „organisationale“ Aspekte der Community stärker untersucht wurden als die „kulturellen“. Dies ist ein wesentlicher Aspekt im Hinblick auf den Ansatz der Kommunitaristen, den es im folgenden zu diskutieren gilt. Der Fokus auf den Organisationsaspekten bestärkt ein Verständnis, das von einer Gemeinschaft als einem stabilen, historischen Phänomen ausgeht, während die kulturellen Aspekte zu betonen bedeutet, dass es sich um ein Bild handelt, das sich im Laufe der Geschichte verschoben hat, „[...] while its historical contribution is an image of the past that enables us to see new dimensions of community and patterns of change in the experience of community“ (Bender 1978, 11). Dieses „image“ oder Bild der Vergangenheit ist ein zentral zu diskutierender Punkt zumindest in Amitai Etzionis Ansatz. Auch Mitglieder der *Progressives* wie Jane Addams und Mary Parker Follett versuchten vor knapp hundert Jahren in Chicago mit dem Settlement House Movement den Einwanderern zu helfen, indem sie dieses Bild von klassischen gemeinschaftlichen Strukturen mobilisierten. Sie schrieben in Boston und Chicago darüber, wie notwendig es ist, eine Nachbarschaft als soziale und politische Gruppe zu revitalisieren, gerade als Gegenpol zu den modernen Tendenzen der Bürokratisierung und Zentralisierung.³⁰ Der Gedanke des Gemeinschaftsverlusts in urbanen Strukturen spielt in den USA – wie bei Tönnies für Europa – am Ende des 19. Jahrhunderts eine große Rolle.

Die Auflösung ethnisch homogener Stadtviertel in Verlauf des 20. Jahrhunderts wird besonders häufig als Beleg für Gemeinschaftsverlust angeführt. Einige amerikanische Autoren und Autorinnen sehen anstelle der ethnisch homogenen Stadtviertel eine Homogenisierung der Stadtviertel nach Einkommensniveau. William Julius Wilson hat in mehreren Büchern darauf aufmerksam gemacht, wie

³⁰ Siehe zum Beispiel Jane Addams *Twenty Years at Hull House in Chicago* zum ersten Mal im Jahr 1920 veröffentlicht.

fatal der Auszug der schwarzen Mittelklasse – und mit ihr der Vorbildfunktion und der sozialen Netzwerke – für die in den *inner cities* verbleibende schwarze *urban underclass* ist. Wenn der schwarzen Mittelklasse der Auszug aus den schwarzen Ghettos möglich wird, fehlen der verbleibenden Bevölkerung positive Leistungen, Aufstiegschancen und positiv definierte Rollenbilder. Die ökonomische Homogenisierung der Suburbs erleichtert wiederum die Entstehung von festen Bindungen in der Mittelklasse. So scheinen positive Leistungen der nachbarschaftlichen Gemeinschaft nicht zuletzt von der Homogenität und der Höhe der Einkommen der Nachbarn abzuhängen. Allerdings ist auch in diesen Fall keine Verallgemeinerung möglich, denn die alten wie neuen Einwanderergemeinschaften zeigen, dass nicht vorhandenes materielles Kapital durch soziales Kapital einer solchen Gemeinschaft zu ergänzen ist. Gerade die gemeinsame ethnische Identität hat die Solidarität der Einwanderernachbarschaften in amerikanischen Städten oft noch verstärkt. Aus einer Situation der Not geboren, lebten zum Beispiel Iren oder Italiener in den großen Städten auf engstem Raum und hofften auf einen Arbeitsplatz, der ihnen vom sogenannten *ward boss* des jeweiligen Viertels besorgt werden konnte.³¹ Mit der stärkeren Integration in die Kerngesellschaft und vor allem der höheren Bildung in der zweiten Generation bestanden diese Abhängigkeiten nicht länger.

Trotzdem spielt für viele Amerikaner gerade in der dritten und vierten Generation ihre ethnische Zugehörigkeit eine sehr große Rolle. Ulrich Beck hat darauf hingewiesen, dass ethnische Zugehörigkeit einem Wandel unterliegt. Ethnizität ist keine „Ursprungskategorie“, sondern Ergebnis sozialer Konstruktionen, für deren Entstehung Lebensbedingungen ethnischer Gruppen und ihr Verhältnis zueinander maßgeblich sind (Beck 1993, 118ff). Gerade wenn eine Einwanderergruppe auf schwierige Arbeitsmarktbedingungen trifft (Rezession, Nicht-Beherrschen der englischen Sprache, geringes Humankapital in Form von Bildung und Ausbildung) verstärken sich die sozialen Bindungen innerhalb der ethnischen Gruppe. In darauffolgenden Generationen ist die ethnische Gemeinschaft vielleicht weniger wichtig als Rückhalt, in dem man Sicherheit findet und das soziale Kapital in Form von ethnischen Netzwerken an Bedeutung verliert. Ethnizität wird vielmehr zu einem identitätsstiftenden Faktor, der eine gewisse Exotik bietet und damit symbolisches

³¹ Sie waren Teil der *political machines* in den Städten.

Kapital beinhaltet. Denn gerade in einem Land, in dem kultureller Pluralismus gepflegt wird, eröffnet eine nicht-sichtbare ethnische Identität eher Möglichkeiten, als sie zu verschließen. In diesem Sinne wird deutlich, warum Ethnizität nicht als Ursprungskategorie bezeichnet werden soll, sondern von den Lebensbedingungen des Einzelnen und den gesellschaftlichen Verhältnissen der Gruppen zueinander abhängt. Die Kommunitaristen sehen in der Betonung der Verschiedenheit aller Mitglieder der amerikanischen Nation eine Bedrohung für deren Zusammenhalt. Die Betonung der unterschiedlichen Identität führt zu einer Fragmentierung der Gesellschaft, die kaum zu überbrücken ist: Ein Modell, das in Deutschland gefordert wird, ist der Multikulturalismus oder *cultural pluralism* nordamerikanischer Prägung.³² Von den Kommunitaristen wird die Betonung der Gruppenidentitäten teilweise als Bedrohung für die Gemeinschaft empfunden, weil auf dieser Basis Gruppenrechte eingefordert werden.

3.3. Kommunitaristen

Als Kommunitaristen bezeichne ich hier die Gruppe der Autoren, in deren zeitgleichen Untersuchungen eine thematische Wahlverwandtschaft festzustellen ist: etwa Michael Sandel, Charles Taylor, Amitai Etzioni, Alasdair MacIntyre und schließlich Michael Walzer.

Als Michael Sandel 1982 sein Werk *Liberalism and the Limits of Justice* veröffentlichte, wurde es zunächst noch als ein weiterer Beitrag zu jener breitgefächerten Diskussion rezipiert, die sich um das elf Jahre zuvor erschienene Hauptwerk von John Rawls inzwischen entwickelt hatte. John Rawls *Theorie der Gerechtigkeit* war binnen kürzester Zeit zu einer so starken Herausforderung für die praktische Philosophie in den USA geworden, dass sich eine Vielzahl von Vertretern der verschiedensten Strömungen an der Debatte beteiligten. Allerdings bedurfte es einer „konstruktiven Außenperspektive“ um die Verwandtschaft der Autoren festzustellen und in den folgenden Jahren diese höchst disparaten Autoren unter dem Sammelbegriff der *comunitarians* zu einem theoretischen Kreis zusammenzufassen

³² Der Ursprung des Begriffs „Multikulturalismus“ liegt eindeutig in Kanada, allerdings bezieht sich die Diskussion in Deutschland sehr oft auf die Situation in den USA.

(Honnef 1993, 7). Genauso weit auseinander liegen die Entwürfe der Autoren, die in der Folge zu einer Theorieposition des *liberalism* vereinigt wurden – neben John Rawls etwa Ronald Dworkin, Thomas Nagel und Bruce Ackerman.

Die *communitarians* wurden unter diesem Label zusammengefasst, weil sie die gegen Rawls gerichtete Idee vertraten, dass es immer einer Rückbesinnung auf gemeinschaftlich geteilte Werte bedarf, um über die Frage der gerechten Ordnung einer Gesellschaft sinnvoll zu entscheiden. Das Lager der *liberals* erhielt seinen Namen durch die gemeinsame Orientierung an der Idee von Rawls, dass unter den Bedingungen eines Wertpluralismus nur das allgemeine Prinzip gleicher Rechte, Freiheiten und Chancen als ein normativer Maßstab dienen kann, an dem sich die Gerechtigkeit eines Gemeinwesens bemessen darf. Eine Reduzierung der Thesen wurde gewissermaßen vorgenommen, als das ursprünglich soziologisch gemeinte Oppositionspaar Gemeinschaft und Gesellschaft für diese beiden Richtungen herangezogen wurde:

Der ‘Kommunitarismus’ schien dann nur noch für die Tradition eines vagen ‘Gemeinschaftsdenkens’ einzustehen, während der amerikanische ‘Liberalismus’ als eine Verteidigung der rechtsstaatlich verfaßten ‘Gesellschaft’ begriffen werden konnte. (Honnef 1993, 8)

Besonders die Kommunitaristen formulieren die „im Diskurs der Moderne chronisch gewordene Klage über die Zerstörung von Gemeinschaften“ als politisch-moralisches Problem (Rehberg 1993, 19). Nach Rehberg gibt es eine philosophische und soziologische Ebene der Diskussion, und innerhalb dieser – nicht immer klar unterschieden – eine liberalismuskritische und eine individualisierungskritische (Rehberg 1993, 19). Individualisierung wird bei den Kommunitaristen gleichgesetzt mit Bindungsverlust, Subjektivismus, Egoismus. Das moderne Individuum wird dabei oft mit „Renaissancemenschen“ wie Leonardi da Vinci verglichen und als anti-gemeinschaftliche Figur stilisiert. Richard Sennett beschreibt in *Fleisch und Stein* (1997) London als die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts mit exemplarischem Individualismus. Er verdeutlicht den Zusammenhang zwischen Kapitalismus, Individualismus und urbanem Raum: „Die Stadtplanung im 19. Jahrhundert zielte darauf, eine Menge sich frei bewegender Individuen zu schaffen und zugleich die Bewegung organisierter Gruppen in der Stadt zu entmutigen.“³³ (1997, 399) Gerade

³³ Die erste Fassung des Buches wurde 1992 an der Goethe Universität in Frankfurt vorgestellt. Sennett bedankt sich im Vorwort auch für die Zusammenarbeit mit seinem Gastgeber Jürgen Habermas.

die gesellschaftliche Entwicklung zu mehr Individualisierung ist ein zentraler Kritikpunkt der Kommunitaristen. Etzioni hat in einem konkreten Programm die wichtigsten Elemente seines Entwurfs von Kommunitarismus festgehalten.

3.3.1. Programm des Kommunitarismus: Amitai Etzioni

Der an der Harvard Business School lehrende Soziologe Amitai Etzioni tritt mit seinem Titel *The Spirit of Community* (1993) an, um die Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus zu erläutern. Er entwirft dieses Programm, ohne sich dabei explizit auf die schon länger vorher erschienen Schriften (zum Beispiel von Michael Walzer) zu beziehen. Allerdings spricht er immer wieder von einer Gruppe von „Kommunitariern“³⁴, die fast geheimbündlerisch auf allen Ebenen arbeiten, um das Programm umzusetzen:

We hold that a moral revival in these United States is possible without Puritanism; that is, without busybodies meddling into our personal affairs, without thought police controlling our intellectual life. We can attain a recommitment to moral values – without puritanical excesses. (Etzioni 1993, 1)

Wer diese Gruppe genau ist, wird in der Einleitung deutlich gemacht. Es handelt sich um fünfzehn Personen, unter ihnen Ethiker, Sozialphilosophen und Sozialwissenschaftler, die sich mehrmals trafen und schließlich dieses Programm entwarfen, um eine „new social, philosophical, and political map“ zu definieren. Wer sich auf Feindesseite befindet wird ebenfalls deutlich: An einem Ende des Spektrums sieht er die Autoritären wie etwa die *Moral Majority* und *Liberty Bell*. Sie wollen allen anderen ihre moralischen Positionen aufzwingen und etwa das Schulgebet zur Pflicht machen. Am anderen Ende sind die Radikal-Individualisten, Freiheitsrechtler der *American Civil Liberties Union* und Laissez-faire-Konservative. Nach Etzioni brauchen freie Individuen eine Gemeinschaft, die sie vor staatlichen Übergriffen schützt und die Moral stärkt (1993, 15f).

Ein zentraler und wichtiger Teil in seinem Entwurf des Gemeinwesens ist die Moral als gemeinsames Gut. Seiner Ansicht nach sind positive Verhaltensregeln oder Gebote – an anderer Stelle nennt er sie auch nach Robert Bellah „habits of the heart“

³⁴ Im Allgemeinen wird *communitarians* heute mit Kommunitaristen übersetzt. Bei Etzionis Übersetzer findet sich diese Abweichung.

(Etzioni 1993, 24) – eine wesentliche Grundlage der Gemeinschaft. Allerdings konnten weder die traditionellen Werte der 1950er Jahre mit oft diskriminierenden Ausgrenzungsmechanismen, noch die Geldgier und der Egoismus, die nach Etzioni in den 1980er in den Rang einer sozialen Tugend erhoben wurden, diese Rolle in einem positiven Sinn erfüllen (1993, 23ff). Der Verfall der Moral kann in den 1990er Jahren nur durch ein Erwachen aufgehalten werden. Als Beispiel nennt er die Sexualmoral, denn die Ehe sei für viele eine „disposable relationship“ geworden und auch die Kinder bekommen in diesen Fragen keine rechte Anleitung mehr (Etzioni 1993, 27). Sowohl die Familie, wie die Schule als Institutionen sind für Etzioni wichtige Instanzen, die als kommunitäre Einrichtungen entsprechende Moral vermitteln müssen. Jugendliche Straftäter oder Junkies zerstören nicht nur das Verhältnis zu ihren Eltern, sondern sie überfallen alte Leute, Läden und Tankstellen und berauben brave Schulkinder auf dem Heimweg und schaden damit der Gemeinschaft im Ganzen (Etzioni 1993, 54ff). Die Eltern sind deshalb der Gemeinschaft gegenüber moralisch verpflichtet, ihre Kinder nach besten Kräften zu erziehen. Sie werden zu den wesentlichen Garanten der Moral, da sie ihre Kinder im Sinne der Gemeinschaft erziehen.

Für das sichtbare Versagen ist aber im Wesentlichen ein Elternteil verantwortlich: Etzioni führt viele Probleme der heutigen US-Gesellschaft auf die erhöhte Arbeitsquote von Frauen zurück. Obwohl die Kindererziehung in die Verantwortung beider Eltern fällt, sieht Etzioni die Rolle der Mutter als zentraler an (der Vater ist für Freizeitbeschäftigung wie Fischen, Campen und ähnliches zuständig). Professionelle Erzieherinnen – zum Beispiel in Kindertagesstätten – trifft ein ebenso hartes Urteil: Sie können auch keine Wunder vollbringen – was oft auf ihre geringe Bezahlung zurückzuführen sei. Etzioni geht davon aus, dass nur von einer „two-piston engine of effective education“ – nämlich beiden Eltern zusammen in einer moralischen Koalition – die notwendige Erziehung geleistet werden kann (1993, 61). Es handelt sich dabei um ein konservatives Familienmodell, denn in dieser moralischen Verortung elterlicher Erziehung können zum Beispiel alleinerziehende Mütter nur scheitern.

Etzioni sieht das Ende der pluralistischen Gesellschaft der USA erreicht und macht dies in seinem Aufsatz „Too Many Rights, Too Few Responsibilities“ (1995)

deutlich. Er kritisiert die mangelnde Selbstgestaltung der Bürger und ihre passive Haltung gegenüber dem „Versorgungsstaat“. Ein Beispiel hierfür:

A sociological prize of sorts ought to be given to the member of the TV audience who, during a show about the savings and loan mess exclaimed, ‘The tax payers shouldn’t pay for this, the government should!’ He reflected quite well a major theme in American civic culture: a strong sense of entitlement, demanding the community to give more services, strongly upholding rights – coupled with a weak sense of obligation, of serving the commons, and without a feeling of responsibility for the country. (Etzioni 1995, 99)

Neben den garantierten Rechten, die die Bürger von ihrem Staat fordern, sollen sie sich nach Etzioni auch stärker der Verantwortung für ihren Staat bewusst werden. Gleichzeitig betont er selber in seinem kommunitaristischen Programm, dass freie Individuen eine Gemeinschaft brauchen, die vor staatlichen Übergriffen schützt (Etzioni 1993, 20). Viele US-Amerikaner fordern mehr und bessere Dienstleistungen des Staates, während sie gleichzeitig höhere Steuern ablehnen. Etzioni spricht in seinem Aufsatz von einem Ungleichgewicht zwischen Rechten und Verantwortung und führt dieses Phänomen auf die praktische Politik der Präsidenten in den 1980er Jahren zurück. Nicht mehr John F. Kennedys: „Ask not what your country can do for you. Ask what you can do for your country“ gilt, sondern in der Reagan- und Bush-Ära wurde den Bürgern mehr und mehr suggeriert, dass der wirtschaftliche Boom schon dafür sorgen würde, dass sie gut leben konnten, und der Staat finanziert würde, ohne ihr eigenes Dazutun, während gleichzeitig weniger Steuern erhoben wurden.

Viele Probleme der US-amerikanischen Gesellschaft können und sollen nicht staatlich gelöst werden, sondern sind nach Etzioni eben eine Frage der Moral. So schlägt er für die vielen Unfälle, die von alkoholisierten Fahrern verursacht werden, als Lösung nicht stärkere Kontrolle durch die Polizei vor, sondern moralische Kontrolle:

For example, those couples who come to parties and both drink would be subject to social criticism (unless, of course, they carpool); the person who proudly states (as if saying, ‘look how responsible I am!’) that they are not drinking tonight because they are the designated driver, would gain social approval accordingly [...]. (Etzioni 1995, 101)

Die neue moralische Einstellung führe dann automatisch dazu, dass betrunkenes Autofahren eingeschränkt würde, ohne dass der Staat – in Form von polizeilicher Kontrolle oder gar durch Verurteilung unter rechtsstaatlichen Prämissen – tätig werden muss.

Ein wesentlicher Aspekt in Etzionis Forderung nach strenger Erziehung ist die Disziplin. Er fordert dabei nicht nur die Erziehung zur Selbstdisziplin in der Familie, sondern auch in der Schule. Radikal-individualistische Ansätze verhindern nach Etzioni eine moralische Erziehung, da die Lehrer nur noch für Fächer, nicht aber für Klassen zuständig sind. Deshalb befürwortet er die Begleitung der Lehrer von der neunten bis zur zwölften Klasse. So soll nicht nur das Verantwortungsbewusstsein des Lehrers für seine Schüler erhöht werden, sondern auch die persönliche Beziehung verstärkt. Fachspezifisches Wissen tritt hinter diese moralische Erziehung in der Schule zurück. Etzioni kritisiert auch das häufige Arbeiten von Jugendlichen neben der Schule in den USA, vor allem McDonald's stellt für ihn geradezu ein Feindbild dar:

There is little room for initiative, creativity, or even elementary rearrangements. Thus fast-food franchises are breeding grounds for robots working for yesterday's assembly lines and not practice fields for committed workers in tomorrow's high-tech posts.
(Etzioni 1993, 110)

Neben den verstärkten gesellschaftlichen Strukturen im urbanen Raum, macht Etzioni sich auf die Suche nach alten oder neuen Formen von Gemeinschaft. Als ein Beispiel für die starke Ideologie des Individuums in der amerikanischen Gesellschaft betrachtet Etzioni die Pionierzeit. Heute stelle man sich den Zug nach Westen im Allgemeinen als ein Unternehmen freier Individuen vor, die allein ins Ungewisse vorstießen und sich in der Prarie ihr eigenes Leben aufbauten. Viele Pioniere zogen aber in Wirklichkeit in straff organisierten Gruppen gen Westen und bildeten Siedlergemeinschaften. Gegenseitige Hilfe war selbstverständlich und lebensnotwendig. Ähnlich wie Tönnies sucht Etzioni historische Belege für die „besseren“ Gemeinschaften in der Vergangenheit und fügt eine Typologie „neuer“ Gemeinschaften hinzu: New Yorks *Chinatown* und Miamis *Little Havana*, und deren Neubelebung durch die dritte und vierte Generation der Einwanderer; die Mittelklasse-Siedlungen in Amerikas Suburbia und schließlich nichtgeographische Gemeinschaften, meist in Form von kollegialen Gemeinschaften: „In short, our society is neither without community nor sufficiently Communitarian; it is neither gemeinschaft nor gesellschaft, but a mixture of the two sociological conditions.“
(Etzioni 1993, 122)

Um das Gemeinschaftsgefühl zu stärken, sind nach Etzioni gute gesellige Ereignisse notwendig, die nicht nur den sozialen Beziehungen dienen, sondern auch einem

Gemeinschaftszweck, wie etwa die Organisation einer Bürgerwache oder einer Suppenküche für Obdachlose. Nach Etzioni muß sich also niemand zwischen „self-centered aggrandizement (‘making a million before you are thirty’)“ und „a life of social service and self-sacrifice“ entscheiden, die Verbindung aus Berufsinteresse plus Gemeinschaftsbindung sei gefragt (1993, 126). Notwendig ist seiner Meinung nach eine stärkere komunitäre Gestaltung, Architektur und Planung. Als positive Beispiele bezeichnet Etzioni die Umgestaltung einer alten Schokoladenfabrik in San Fransisco (Ghirardelli Square) und eines Bahnhofs in Washington, D. C., die sich in „bustling social spaces“ verwandelt haben, „in which people interact merrily, safely, and in constructive ways“ (Etzioni 1993, 129). Gerade auf dem Ghirardelli Square in San Fransisco tun dies allerdings hauptsächlich Touristen, denn in der ehemaligen Schokoladenfabrik haben sich Geschäfte angesiedelt, die teure Mitbringsel wie etwa Tee, Alkoholika, Schokolade, aber auch hochwertige Kleidung vertreiben. Weitere von Etzioni benannte Beispiele müssen kritisch gesehen werden, etwa die Einkaufszentren, die früh öffnen, um „senior citizens safe and heated (or air-conditioned) spaces to walk“ anzubieten oder etwa Fußgängerzonen, die in zahlreichen Städten entstehen, „in which automobiles are banned and people can stroll and promenade and visit“ (Etzioni 1993, 129). Diese Beispiele deuten wohl eher auf die wirtschaftliche Orientierung als auf den sozialen Sinn der Unternehmer hin, denn zu wirklicher sozialer Interaktion kommt es hier kaum. Solche Orte tragen nicht unbedingt zur Bildung von sozialem Kapital bei.

Weitere Beispiele aus Etzionis Katalog für die Stärkung der Gemeinschaft sind eine bürgernahe Polizei und die Erhöhung der öffentlichen Sicherheit durch Bloßstellung kleiner Straftäter und schneller Verurteilung zu sozialen Dienstleistungen. Beide Elemente tauchen in der *Zero Tolerance*-Strategie des früheren New Yorker Bürgermeister Giuiliani wieder auf, die in den letzten Jahren als Modell auch für andere Großstädte dient. Tatsächlich sind die Straßen New Yorks sicherer geworden, was aber auch auf die gesunkene Arbeitslosigkeit und die Restrukturierung sowie Investition in vorher vernachlässigte Gegenden der Stadt zurückzuführen ist. Ein Nebeneffekt der *Zero Tolerance*-Strategie ist, dass sämtliche Gefängnisse noch überfüllter sind, als sie es bereits waren und Kleinkriminelle hier nun schnell Kontakt zum organisierten Verbrechen bekommen. Etzioni unterstützt mit vielen seiner

Thesen die Beschneidung individueller Rechte und die Schaffung eines autoritären Staates.

Etzionis Vorschläge für eine bessere Gemeinschaft fokussieren auf die Vorstellungen und Lebensweisen der amerikanischen Mittelklasse. Zeit und Geld für die zusätzlichen Aktivitäten, die eine bessere Gemeinschaft erfordert, können hauptsächlich von diesen Mitgliedern der Gesellschaft aufgebracht werden. Zusätzlich sind wieder einmal die Frauen stärker in ihrer sozialen Rolle gefordert, denn die Dienstleistungen der Altenpflege und Fürsorge fallen zurück in die Hände derjenigen, die durch die universellen Leistungen des Staates eine große Entlastung erfahren haben. Viele Amerikaner erleben Armut und soziale Isolation alltäglich. Gerade in den 1990er Jahren hat sich die Schere des Familieneinkommens in den USA weiter geöffnet. Für den Großteil dieser Menschen ist das Beschaffen von Nahrungsmittel zum täglichen Überleben, die Arbeitsplatzsuche, die Betreuung der Kinder zeit- und energieraubende Wirklichkeit. In dieser Situation eine stärkere Gemeinschaftsorientierung zu fordern erscheint illusorisch, denn ein funktionierender Sozialstaat könnte sicher effektiver Abhilfe schaffen.

In der Auseinandersetzung um die Multikulturalität der amerikanischen Gesellschaft fordert Etzioni einen „Pluralismus in der Einheit“. Ethnische Gemeinschaften oder Nachbarschaften sollen sich dabei als Teil eines übergeordneten Ganzen begreifen, nicht als völlig unabhängige, antagonistische Gruppen. In diesem Zusammenhang geht er nicht darauf ein, dass in der US-amerikanischen Gesellschaft heute ein enger Zusammenhang zwischen Rasse und Klasse besteht. Alle sozialen Probleme werden in Etzionis Texten auf Fragen der Moral und der Disziplin reduziert. Etzionis Programm des Kommunitarismus beschreibt sehr stark eine Wertegemeinschaft, in der individuelle Unterschiede und Orientierungen nur eine geringe Rolle spielen sollen.

3.3.2. Politik der Differenz: Michael Walzer

In Michael Walzers Entwurf nimmt die Frage nach der multikulturellen Grundlage der US-amerikanischen Gesellschaft den zentralen Platz ein. Nach Walzer muss eine

Gemeinschaft die Differenz ihrer Mitglieder aushalten.³⁵ In vielen Essays ist Walzer mit der Frage der *politics of difference* in den USA beschäftigt. Sein Schwerpunkt liegt dabei auf den ethnischen und religiösen Unterschieden innerhalb der amerikanischen Gesellschaft. Die vielleicht schwierigeren Fragen nach den Unterschieden durch Klassenstrukturen und rassische Schichtung oder geschlechtsspezifische Unterschiede stellt er meist hinten an. Kulturelle Vielfalt und religiöse Toleranz sind Teil der „amerikanischen Erfolgsgeschichte“, parallel dazu existierten allerdings immer auch Ungleichheit, rassische und sexuelle Diskriminierung. Besonders wichtig ist Walzer die Unterscheidung zwischen dem positiv besetzten Begriff *multiculturalism* (der amerikanischen Variante) und *tribalism* als negativ konnotiertem Begriff, den er zum Beispiel für die Entwicklungen im östlichen Europa oder auf dem Balkan verwendet (1992, 4).

Die drei zentralen Elemente der Politik der Differenz sind für Michael Walzer: *articulation*, *negotiation* und *incorporation*. Mit der *incorporation* beginnt und endet eine Sequenz, denn die Naturalisierung der Einwanderer geht der Entdeckung ihrer gemeinsamen Wurzeln und dem Übergang in die ethnische Gemeinschaft voraus. *Articulation* ist die Phase, in der eine Gruppe von Personen, die vorher quasi als Gruppe nicht sichtbar waren, sich auf die Werte ihrer Gruppe besinnt und eine Solidarität der Mitglieder entsteht. Gleichzeitig fordert die Gruppe für sich öffentliche Anerkennung. Die Sichtbarmachung der Andersartigkeit wird sehr wichtig. Artikulation hat eine wörtlich zu nehmende Bedeutung, denn der Differenz wird eine Stimme verliehen. Allerdings erwartet auch Walzer nicht, dass alle diese neuen Stimmen im Chor in einer Harmonie singen, er hält die Entstehung einer Kakophonie für wahrscheinlicher (1992, 4). Die zweite Phase ist die Phase der Verhandlung (*negotiation*) um Rechte und Zugeständnisse, die allerdings oft auf Kosten anderer Gruppen geht. Auch die Grenzen der eigenen Möglichkeiten als Gruppe werden in diesem Prozess wahrgenommen – in den USA zum Beispiel die Trennung von Staat und Kirche. Erst diese Begrenzung macht die friedliche Koexistenz möglich. Die Linien, die so gezogen werden, müssen aber nach Walzer *dotted lines*, also durchlässige Linien bleiben, um die Grenzen zwischen Gruppen

³⁵ Für Walzers und Taylors Entwürfe multikultureller Gesellschaften wird heute oft der Begriff *multicultural liberalism 2* (im Gegensatz zum *classic liberalism 1*) verwendet (Ostendorf 2002a, 122).

durchlässig zu machen. Denn neben der Fragmentierung müssen weiterhin Gemeinsamkeiten innerhalb der *civil society* bestehen bleiben und dies ist nur möglich, wenn die Grenzen der Gruppen durchlässig sind (Walzer 1992, 7). Fairness ist ein wichtiger Aspekt der Phase der *incorporation*, denn alte Formen, wie zum Beispiel die Vereinnahmung besetzter Länder in die Empires früherer Jahrhunderte, entbehrten jeder rechtlichen Basis. Wirtschaftliche Hilfe und politische Kooperation soll die Basis der neuen Form von Inkorporation der Gruppen sein. Solche neuen Formen der Zusammenarbeit sind dann nach Walzer zum Beispiel Freihandelszonen, wirtschaftliche Unionen, politische Blöcke und neue Formen der Staatsbürgerschaft in Gesellschaften (Walzer 1992, 7).

Michael Walzer macht deutlich, wie trotz Differenz der Mitglieder eine politische Gemeinschaft als Zivilgesellschaft mit vielen kleinen sozialen Einheiten entsteht. Walzers Zivilgesellschaft entspricht so gewissermaßen dem, was Etzioni als „Übergemeinschaft“ fordert, allerdings gelingt es Walzer – im Gegensatz zu Etzioni – deutlich zu machen, dass es sich hier um ein politisches Konzept handelt, das durchaus eine Vielzahl sozialer Entitäten enthalten kann. Walzer macht auch die Gefahr des Aufbrechens dieses politischen Konsensus deutlich: In einem Aufsatz in *dissent* (Frühjahr 1994) konstatiert er zwei entscheidende Kräfte, die in den USA seiner Meinung nach am Werk sind: „One breaks loose whole groups of people from a presumptively common center; the other sends individuals flying off.“ (1994, 185) Die antreibende Kraft sei auf der einen Seite engstirniger Chauvinismus, auf der anderen reine Selbstsucht. Gruppen erscheinen nach Walzer als „exclusive and intolerant tribes“, Individualisten als „rootless and lonely egotists“ (Walzer 1994, 185).

Die starke Kraft hinter dieser ersten Loslösungsbewegung ist die Artikulation von Gruppeninteressen, die nach Walzer auf die starke Bedeutung von Differenz in einer pluralistischen oder sogar multikulturellen Gesellschaft zurückzuführen ist. Da in den USA eben keine der Gruppen „stable geographical predominance“ erlangt hat, blieben sie alle sichtbar – obwohl natürlich die Geschichte des amerikanischen Pluralismus auch von Vorurteilen und Diskriminierungen gegenüber bestimmten Gruppen gekennzeichnet ist. Die Gruppen haben sich nicht vollständig an die Kultur der Kerngesellschaft assimiliert, sondern bewahrten eine gewisse Eigenständigkeit:

„To varying degrees, they resisted it, sustaining separate cultural identities, so that the United States took shape as a ‘nation of nationalities’.“ (Walzer 1992, 9)
 Gleichzeitig wurden aber aus den Einwanderern amerikanische Staatsbürger, so wurde die USA eine politische Nation mit kulturell vielfältigen Identitäten.
 Zumindest prinzipiell sollte der Staat sich den diversen religiösen und ethnischen Gruppen gegenüber neutral verhalten. Nach Walzer hat sich die daraus resultierende Politik zu einem Nullsummenspiel entwickelt, in dem der Gewinn einer Gruppe sich gleichzeitig als Verlust einer anderen auswirkt (1992, 10).

Das zentrale Element in Walzers Zivilgesellschaft, die er als eine große politische Gemeinschaft versteht, sind vereinigende Bindungen: „So, we need to strengthen associational ties, even if these ties connect some of us to some others and not everyone to everyone else.“ (1994, 189) Eine wichtige Rolle bei der Stärkung der „associational ties“ spielt der Staat, der vor allem den sozial Schwachen Unterstützung leisten muß, da besonders Arbeitslose unter „dissociation“ leiden. Genausoviel Bedeutung mißt Walzer Programmen bei, die das Familienleben stärken. Dabei handelt es sich um ein klassisches Element kommunitaristischer Ansätze. Prinzipiell sind alle Maßnahmen sinnvoll, die stabile Beziehungen produzieren und Netzwerke gegenseitiger Unterstützung fördern. Für Walzer ist auch das Prinzip der *matching grants*, *subsidies* und *entitlements* in den USA durchaus positiv zu sehen, da es religiösen Gemeinschaften ermöglicht, eigene Krankenhäuser, Altenheime, Schulen, Tagesstätten und Familiendienstleistungen zu unterhalten. Seiner Meinung nach müßte der Staat diese Muster gegenseitiger Unterstützung innerhalb der Zivilgesellschaft stärker fördern (Walzer 1994, 189). Fraglich bleibt jedoch, ob die Gesellschaft insgesamt wirklich von diesen Einrichtungen profitiert, denn oft bleibt der Zugang ja nur den Mitgliedern eben dieser Gemeinschaft geöffnet. Für alle anderen, bzw. diejenigen, die nicht zu einer religiösen Gemeinschaft gehören wollen, verengt sich die Angebotsstruktur zunehmend. Walzer bezieht sich immer wieder auf die kulturellen und lokalen Wurzeln der gemeinschaftlichen Organisation. Gerade dies bedeutet aber auch, dass sich für Individuen die Angebotsstruktur ganz unterschiedlich gestaltet.

Für Walzer ist der Individualismus, der mit einer Loslösung von der Gemeinschaft verbunden ist, die größte Gefahr für die amerikanische Gesellschaft. Verschiedene

Entwicklungen deuten seiner Meinung nach darauf hin, dass die Zahl der losgelösten Individuen dauerhaft steigt: Die steigende Scheidungsrate, die soziale Isolation vieler Menschen, der Niedergang bei der Mitgliedschaft in Vereinen, der Rückgang der Wahlbeteiligung, die hohe geographische Mobilität, die große Zahl Obdachloser und steigende Gewalt. Diese Prozesse seien noch weit gefährlicher als die „multicultural cacophony“ (Walzer 1994, 188). Viele Arten von Mobilität sieht er als Beleg für verstärkten Individualismus (Walzer 1990, 6-23). Amerikaner wechseln öfter den Wohnsitz als dies in anderen Ländern üblich ist. Das Wohn- oder auch Heimatgefühl erfährt durch diese extensive „geographische Mobilität“ eine Schwächung. Die starke „soziale Mobilität“ macht Walzer nicht eindeutig an Einkommen, Bildung und Ausbildung, Klassenzugehörigkeit oder Statushierarchie fest, sondern er verlegt sich darauf, festzustellen, dass in den USA wenig Bürger genau den Platz in der sozialen Hierarchie einnehmen, den ihre Eltern innehatten, oder den Beruf ausüben, dem ihre Eltern nachgingen. Von anderen Autoren wird diese Art der Mobilität auch *intergenerational mobility* genannt. Die Trennungs-, Scheidungs- und Wiederverheiratungsraten sind heute höher als je zuvor, zusätzlich heiraten Menschen über ethnische und religiöse Grenzen hinweg. Diese Mobilität nennt Walzer die „familiale“ oder „Ehemobilität“. Durch vielfältige Faktoren wird der Familienzusammenhang gesprengt:

Insofern das Zuhause die erste Gemeinschaft und die erste Schule ist, in denen ein junger Mensch seine ethnische Identität und religiöse Überzeugung ausbildet, muß ein solcher Bruch zwangsläufig gemeinschaftszerstörende Konsequenzen haben. (Walzer 1993, 165)³⁶

Auch die Loyalität politischen Bewegungen, Parteien, Verbänden und kommunalen Institutionen gegenüber nimmt nach Walzer rapide ab, besonders wenn Wohnung, sozialer Standort und Familienzusammenghörigkeit ihren zentralen Stellenwert bei der Ausbildung persönlicher Identität verlieren. Unabhängige Wähler votieren als liberale Bürger für die Gruppierungen, die ihnen ihre Ideale oder Interessen am besten zu vertreten scheint. Dies ist die „politische Mobilität“. Mit einer unbeständigen Wählerschaft kommt es zu institutioneller Instabilität, insbesondere auf der lokalen Ebene, wo die politische Organisation in früheren Zeiten die Funktion hatte, die Gemeinschaftsbande fester und enger zu knüpfen (Walzer 1993,

³⁶Ich entnehme dieses Zitat dem Aufsatz von Michael Walzer „Kommunitaristische Kritik am Liberalismus“ im von Axel Honneth herausgegebenen Sammelband *Kommunitarismus: Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*. Der Aufsatz wurde von Hanne Herkommer übersetzt.

165f). Die von Walzer angeführten Mobilitäten sind allerdings nicht neu: Die US-amerikanische Gesellschaft wies schon immer extrem hohe soziale und geographische Mobilität auf. Dies hat gemeinschaftliche Orientierung und Organisierung nicht verhindert. Die starke „familiale Mobilität“ steht besonders eng mit sozialgeschichtlichen Entwicklungen im Zusammenhang. In den letzten Jahrhunderten hat sich zum Beispiel die Rolle der Frau entscheidend verändert. In Reaktion darauf verändern sich natürlich auch die Rollen innerhalb der Familie. Damit kann eine erhöhte Scheidungsrate in den letzten Dekaden auch auf positive Veränderungen – z. B. in Form einer gewissen Entscheidungsfreiheit – hinweisen. Michael Walzer selber gesteht ein, aus „[...] liberaler Sicht stehen die vier Mobilitäten für den Vollzug von Freiheit und das Streben nach (privatem oder persönlichem) Glück [...]“ (1993, 166).

Walzer vergleicht die heutige Situation in den USA mit der anderer Länder. Die amerikanische Zivilgesellschaft unterscheidet sich seiner Meinung nach ganz grundsätzlich von dem Modell europäischer Staaten. Es handelt sich bei den USA um eine Einwanderergesellschaft, die unterhalb der Ebene der Staatsbürgerschaft aus einer Vielzahl von Gruppenzugehörigkeiten besteht. Walzer argumentiert in vielen seiner Texte für ein starkes Staatsbürgerschaftskonzept, und damit für eine politische Gemeinschaft engagierter und aktiver Bürger. Während in Europa der Großteil der Staaten ethnische Nationalstaaten sind (z. B. Deutschland, aber auch Italien) und folglich mit der Einwanderung und ihrer Gesetzgebung eher Schwierigkeiten haben. In der Nationalismusforschung wird eine wichtige Differenzierung vorgenommen: zwischen einem „ethnischen“, gemeinsame Herkunft und Kultur als für die Nation konstitutive Faktoren betonenden Nationalismus (wie zum Beispiel in der Bundesrepublik), und einem „politischen“, die Gemeinsamkeit politischer Wertvorstellungen betonenden Nationskonzept.³⁷ Der Prozeß der Inkorporation erfolgt in beiden Systemen völlig unterschiedlich. Die US-Amerikaner erweitern ihre Solidarität gewissermaßen, indem neue Einwanderergruppen die Zivilgesellschaft mitprägen. Die Europäer erweitern ihre Solidarität, indem sie wirtschaftliche Zusammenschlüsse bilden. Im ersten Fall entstehen die neuen, sogenannten *hyphenated identities* (z.B. Asian-Americans, Mexican-Americans), im zweiten wird

³⁷ Siehe zu der Unterscheidung zwischen „ethnischem“ und „politischem Nationalismus“ Friedrich Heckmann: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*, Stuttgart: Enke, 1992, S. 43ff.

eine neue Identität produziert – die europäische – neben und zusätzlich zu der alten (Walzer 1992, 15).

Die amerikanische Zivilgesellschaft als politische Gemeinschaft unterscheidet sich also wesentlich von den Konzepten europäischer Nationalstaaten. Michael Walzer befürwortet die Aufrechterhaltung der Einwanderung, um diese Eigenheit zu bewahren, und sieht sie im Gegensatz zu vielen anderen Vertretern des Kommunitarismus nicht als Gefahr oder Bedrohung für die politische Gemeinschaft. Daneben unterstreicht Walzer aber die Bedeutung öffentlicher Schulen gerade in einem dezentralisierten System wie den USA, um gewisse Gemeinsamkeiten zu fördern. Hier bleibt Walzer allerdings sehr vage was die Organisation des Staates angeht. Denn die in den letzten Jahren in den USA so umstrittenen *affirmative action* beispielsweise arbeitet mit einem Präferenzsystem für Minderheiten. Problematisch in einem so partikularistischen System ist die gleiche Repräsentanz aller. Die Förderung kommt individuellen Mitgliedern aus eher neueren Einwanderungsgruppen sowie schwarzen Amerikanern zugute. Keine Gruppe wird per se gefördert. Für Mitglieder älterer Einwandererminderheiten gilt das Präferenzsystem nicht. Andererseits bestehen für sie spezielle Privilegien, die für die neueren Einwanderergruppen meist nicht in dieser Form zu erlangen sind – etwa katholische Privatschulen.

Nach Walzer sind wir von Natur aus zuallererst soziale, bevor wir politische oder ökonomische Wesen sind. Im Gegensatz zu einer kooperativen Ökonomie schließt die Zivilgesellschaft vielfältige Organisationsstrukturen mit ein. Ein zentrales Element der Zivilgesellschaft sind Netzwerke: Gewerkschaften, Kirchen, politische Parteien und Bewegungen, Kooperativen, Nachbarschaften ...

The picture here is of people freely associating and communicating with one another, forming and reforming groups of all sorts, not for the sake of a particular formation – family, tribe, nation, religion, commune, brotherhood or sisterhood, interest group or ideological movement – but for the sake of sociability itself. (Walzer 1995, 16)

Die Zivilgesellschaft ist nach Walzer nicht identisch mit dem Staat. Er zitiert einen ungarischen Dissidenten namens George Konrad, der die Existenz dieser zivilen Strukturen neben dem totalitären, kommunistischen Staat beschreibt. Für Walzer steht der Zusammenbruch der kommunistischen Staaten mit den alternativen Strukturen der Zivilgesellschaft eng im Zusammenhang: Kein Staat kann sehr lange

überleben, wenn er von der Zivilgesellschaft vollständig gelöst ist (Walzer 1995, 21). Staatliche Maßnahmen müssen in Walzers Modell der Zivilgesellschaft als Gemeinschaft weiter erhalten bleiben. Familien, in denen beide Eltern arbeiten, sollen staatliche Hilfe in Form von Kindertagesstätten oder effizienten, öffentlichen Schulen bekommen. Minderheiten sollen Hilfe bei der Organisation ihrer Erziehungs- und Bildungsprogramme bekommen. Kooperativen und von den Arbeitern gegründete Unternehmen brauchen staatliche Finanzspritzen. Auch die Gewerkschaften brauchen rechtliche Anerkennung, um gegen unfaire Arbeitspraktiken vorzugehen.

Viele Aspekte der Auseinandersetzung um die Vorteile des Liberalismus und des Kommunitarismus zentrieren sich eigentlich um die Konstituierung des Selbst. Der Liberalismus – so sagen zumindest die kommunitaristischen Kritiker – gründe auf der Vorstellung von einem präsozialem Selbst, einem einsamen und bisweilen heldenhaften Individuum (Walzer 1993, 178). Diese Kritiker behaupten auch, dass Instabilität und Dissoziation das direkte und traurige Werk von solchen Individuen sei. Das zentrale Thema ist nicht nur die Konstituierung des Selbst, sondern die Verbindung, in welche die vielen sich ihrer selbst bewussten sozialen Ichs zueinander treten, also das Muster und die Struktur ihrer sozialen Beziehungen. Um quasi ideale soziale Beziehungen zu beschreiben, richtet auch Walzer seinen Blick immer wieder in die Vergangenheit:

Ohne Nachbarn, auf die wir uns fest verlassen können, ohne Verwandte, die in unserer unmittelbaren Nähe wohnen oder die uns wirklich nahestehen, und ohne echte Arbeitskollegen oder politische Weggefährten sind wir sehr viel öfter allein, als es früher üblich war. (Walzer 1993, 167)

3.3.3. Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung: Charles Taylor

Bei Charles Taylors Werk aus dem Jahr 1992 handelt es sich ebenfalls um eine Verteidigung seiner Version von multikultureller Gesellschaft, die sehr stark auf seinen persönlichen Hintergrund in der politischen Landschaft Montreals und der Provinz Quebec aufgebaut ist. Eine Gesellschaft oder Gemeinschaft zerbricht nach Taylor nicht notwendigerweise an einer Vielzahl differenter Kulturen. Allerdings enthält sein Werk *The Politics of Recognition*, ursprünglich als Eröffnungsrede des University Center for Human Values in Princeton gehalten und im Folgenden in der

deutschen Ausgabe „Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung“ von 1993 zitiert, einige Widersprüche, was die Verbindung von liberaler Politik und der Repräsentanz von Gruppeninteressen angeht.

Im Zentrum von Taylors Analysen steht der „Diskurs der Anerkennung“ (deswegen auch die „Politik der Anerkennung“), der für ihn besonders in einer demokratischen Gesellschaft an Bedeutung gewonnen hat. In vormodernen Gesellschaften war die Identität festgelegt, Anerkennung damit nicht etwas Erstrebenswertes, sondern automatisch zugewiesen qua Status. In einer demokratischen Gesellschaft geht nun die Suche nach der Identität mit dem Streben nach Anerkennung einher, da die gesellschaftlichen Rollen nicht notwendigerweise festgelegt sind. In der Sphäre der persönlichen Beziehungen bedeutet dies für Taylor, dass das Individuum nach Anerkennung strebt und sich dabei auf dem Weg befindet, die eigene Authentizität zu entdecken und zu manifestieren. Jedes Individuum verfügt über eine solche Authentizität, die es zu entdecken bzw. anzuerkennen gilt. Dabei ist das Individuum in seiner Originalität nicht nur Träger persönlicher Eigenschaften, sondern auch Träger einer Kultur. In der persönlichen Sphäre wird der Diskurs der Anerkennung über Sprache und über die Kommunikation mit „signifikanten Anderen“ (Taylor benutzt hier den Begriff von George Herbert Mead; Taylor 1993, 22³⁸) hergestellt, vor allem durch die Eltern – nach deren Tod auch als innerer Monolog. Taylor konzentriert sich vor allem auf die öffentliche Sphäre und die Politik der Anerkennung. In dieser öffentlichen Sphäre kritisiert er den Liberalismus als „Politik des Universalismus“, in dem über allgemeine Bürgerrechte und Wahlrecht keine wirklich „gerechte“ Situation hergestellt werden kann. Die „Politik der Differenz“ dagegen erkennt die Identität eines Individuums oder einer Gruppe an (Taylor 1993, 29). Der Befangenheit des „blinden Liberalismus“ wird die Forderung nach Authentizität und nicht etwa Assimilation gegenübergestellt.

Besonders die praktischen Beispiele, die Taylor in seiner Politik der Anerkennung nennt, machen jedoch die Widersprüchlichkeit seiner Argumentation deutlich. In der Ausgabe des *Commentary* vom 23. Juli 1999 weist Andy Lamey in seinem Artikel „Francophonía for ever: The contradiction in Charles Taylor’s `politics of recognition““ auf diese Problematik hin. Taylor verteidigt in seinem Buch eine Reihe

³⁸ Nach anderen Quellen stammt der Begriff von H. S. Sullivan.

von Sprachgesetzen, die von der kanadischen Provinz zum Schutz der frankophonen Traditionen erlassen wurden. Eines dieser Gesetze regelt, wer seine Kinder auf englischsprachige Schulen schicken darf und wer nicht (Frankophone und Einwanderer dürfen dies nicht); ein anderes bestimmt, dass in Firmen mit mehr als fünfzig Mitarbeitern die Geschäftssprache Französisch sein müsse; ein drittes verbietet Plakatwerbung in jeder Sprache außer Französisch (Taylor 1992, 45). Die Regierung von Quebec hat ihren Bürgern also unter Berufung auf das kollektive Ziel des kulturellen Überlebens Beschränkungen auferlegt. Die entscheidende Frage lautet nun, sind diese Beschränkungen annehmbar oder nicht? Dazu Taylor:

Für alle Regierungen von Quebec gehört zu den Axiomen ihrer Politik, daß das Überleben und Gedeihen der französischen Kultur in Quebec ein Gut ist. Das politische Gemeinwesen verhält sich nicht neutral gegenüber denen, die die Treue zur gemeinsamen Kultur unserer Vorfahren für wertvoll erachten, und denen, die sich unter Berufung auf das Ziel individueller Selbstentfaltung von ihr abspalten wollen. [...] Diese Politik ist aktiv bestrebt, Angehörige dieser Gruppe zu erzeugen, indem sie zum Beispiel dafür sorgt, daß sich auch künftige Generationen als Frankophone identifizieren. (1993, 51f)

Die Verschmelzung der Horizonte durch neue kulturelle Einflüsse, die Taylor in einer multikulturellen Gesellschaft fordert, wird hiermit deutlich negiert. Diese Gesetzgebung führt zusätzlich zu einer eindeutigen Dominanz der Mehrheitskultur auf sprachlicher Ebene, die nach Taylors Theorie eine Nicht-Anerkennung der Minderheiten bedeuten würde. Andy Lamey formuliert seine Kritik im *Commentary* folgendermaßen:

If a culture passes laws designed to preserve the culture of its ancestors, a 'fusion of horizons' with other cultures is precisely what it is trying to prevent. A judgement has been made, and the ancestral culture is deemed to take priority. [...] Taylor is adamantly opposed to minorities being homogenized into majorities, as this results in a 'grievous wound' of misrecognition, a harm on the level of 'inequality, exploitation and injustice', and one that occurs even when it is not explicitly sought after by the majority culture. And yet, in his defence of Quebec's language laws, Taylor comes out emphatically for 'policies which actively seek to create members of the community'.

Indem die Mitglieder der Gemeinschaft durch solche Sprachregelungen erst zu Mitgliedern gemacht werden, kommt dieser Prozess einer politischen Manifestation gleich, die zur Bildung einer Nation notwendig ist. Die von Taylor oftmals beschworene „Gleichberechtigung“ der Kulturen ist damit nichts als Schein. Die von Taylor angestrebte Horizontverschmelzung scheint nicht möglich, wenn die Dominanz der Mehrheitskultur auf einer solchen rechtlichen Basis verstärkt wird. Die Argumente für die Sprachregelungen passen nicht zum progressiven Ideal:

Oft genug hegen wir angesichts einer Kultur, die sich von unserer eigenen hinreichend stark unterscheidet, anfangs nur nebelhafte Mutmaßungen, worin ihr Wert gründen könnte. Sie ist uns fremd, unvertraut. [...] Hier muß das eintreten, was Gadamer 'Horizontverschmelzung' genannt hat. Wir lernen, uns in einem erweiterten Horizont zu

bewegen, indem wir das, was uns vorher als die selbstverständlichen Koordinaten unserer Urteile erschien, nun als mögliche Koordinaten neben denen der uns bislang nicht vertrauten Kultur wahrzunehmen vermögen. (Taylor 1993, 63f)

Ähnlich wie bei Walzer wird also das Hinzukommen neuer kultureller Ordnungssysteme bei Taylor positiv beurteilt. Die Fixierung auf das gemeinsame Gut der frankophonen Kanadier macht eine Parallele zu Etzioni deutlich, auch hier bleibt eine Hierarchisierung der Kulturen bestehen.

3.4. Soziales Kapital in Gemeinschaften

Die Kommunitaristen beschäftigen sich sehr stark mit den Grundlagen des sozialen Kapitals, der moralischen Basis, den Verhaltensregeln und Werten einer Gemeinschaft. In diesem Sinne fordern die Autoren einen Konsens in der Bevölkerung, der die Schaffung sozialen Kapitals ermöglicht. Bei Etzioni beinhaltet diese Forderung eine eher traditionelle, konservative Ausrichtung nach einer stärkeren moralischen Grundlage und funktionierenden Familienstrukturen. Sowohl die Schule, wie auch die Familie sollen als Institutionen Verantwortung für die gemeinschaftlichen Strukturen und deren Funktionsfähigkeit übernehmen. Für Etzioni hat der pluralistische Staat allerdings eine gewisse Grenze gefunden: Viele Rechte Einzelner bedeuten nicht gleichzeitig auch ein Verantwortungsbewusstsein der Bürger. Der Staat soll nicht mehr als Versorgungsstaat wahrgenommen werden, sondern die Bürger sollen sich in der Verantwortung für ihren Staat sehen. Etzioni fordert die Durchsetzung moralischer Verantwortung um so verbindliche soziale Interaktionsmuster zu schaffen und die Gemeinschaft zu stärken. Persönliche Beziehungen werden genutzt, um moralische Grundsätze durchzusetzen – damit wird wieder stärker in die sozialen Netzwerke investiert (die ja gleichzeitig die Vorbedingungen für die Mobilisierung sozialen Kapitals sind). Die Beispiele, die Etzioni anführt, wie positive Interaktionen im öffentlichen Raum aussehen können – Einkaufszentren und Fußgängerzonen –, sind allerdings eher unrealistisch, denn gerade hier kommt es ja nur zu oberflächlichen Interaktionen, die keine dauerhaften Strukturen bedeuten, die Moral oder gemeinschaftliche Orientierung verstärken könnten. Auch die bürgernahe Polizei repräsentiert einen institutionellen Versuch Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie im vorherigen Kapitel gezeigt wurde, sind es oft

jedoch gerade die informellen sozialen Strukturen, die solche positiven Effekte bedeuten.

Bei Walzer bleiben die Ebenen der sozialen Interaktionen und des politischen Selbstverständnisses stärker getrennt. Auf nationalstaatlicher Ebene fordert der Pluralismus die Akzeptanz verschiedener Gruppeninteressen. Der Staat muss so gewissermaßen für einen gerechten Ausgleich der Gruppen sorgen. Die Bevölkerung mit vielfältigen kulturellen Identitäten zerfällt auf der sozialen Interaktionsebene in diverse religiöse, ethnische und kulturell definierte Gruppen. Der Staat soll nicht direkt Unterstützung für die sozial Schwachen leisten, sondern Netzwerke gegenseitiger Unterstützung fördern – ein klassisches Element kommunitaristischer Ansätze. Walzers Diagnose einer vermehrten politischen Mobilität – schwindende Loyalitäten politischen Bewegungen, Parteien, Verbänden und kommunalen Institutionen gegenüber – führt zur Votierung für Gruppierungen, die Ideale und Interessen der unabhängigen Wähler am besten zu vertreten scheinen. Die These ähnelt der Feststellung Putnams, dass die Bindung an klassische Organisationsstrukturen abnimmt. So findet eine Schwächung der Zivilgesellschaft und damit ein Verlust sozialen Kapitals statt.

Besonders bei Taylor wird deutlich, wie schwierig die Grenzziehung bei der Zulassung von Gruppeninteressen auf nationaler Ebene wirklich ist. Um ein Gefühl der Zugehörigkeit zum Nationalstaat zu schaffen, müssen gewisse gemeinschaftliche Strukturen geschaffen werden. In pluralistischen Staaten soll gleichzeitig keine der Gruppen diskriminiert werden. Kann also soziales Kapital nur in kleinen Einheiten als homogenes soziales Kapital geschaffen werden oder existiert es zusätzlich als heterogene Form über die Gruppenstrukturen hinaus? Im folgenden Text soll die konkretere Analyse einiger Beispiele von gemeinschaftlichen Strukturen zur Klärung beitragen.

4. *Ethnic Communities*

Anhand der vielen unterschiedlich strukturierten Einwanderergemeinschaften in den USA lässt sich die Bedeutung des sozialen Kapitals für deren Mitglieder deutlich belegen. Oft stellt die ethnische Gemeinschaft eine alternative Struktur zum amerikanischen Wirtschaftsleben dar. Durch die sozialen Netzwerke können Einwanderer schnell Arbeit und Wohnung finden, und alternative Kreditgesellschaften ermöglichen die Existenzgründung, wenn Banken die Finanzierung verweigern. Allerdings hat die wirtschaftliche und soziale Situation in den USA im Laufe der letzten Jahrhunderte einen starken Einfluss auf die Rolle der ethnischen Gemeinschaften für die Einwanderer. So bedeutete eine angespannte wirtschaftliche Lage oft die Verstärkung ethnischer Enklavenökonomien. Im ersten Abschnitt dieses Kapitels gehe ich auf verschiedene wissenschaftlichen Zugänge ein, denn die Migrationstheorie hat sich in der neueren Zeit verstärkt mit der Bedeutung sozialer Netzwerke für die Einwanderer beschäftigt. Wie es zu einer starken Bedeutung der Ethnizität für die Einwanderer im Kontext der neuen Lebenssituation kommt, ist ein entscheidendes Kriterium für die Entstehung sozialen Kapitals. Segmentierte Assimilierung, Klassentheorien und die Struktur des Arbeitsmarktes sind dabei wichtige Faktoren, deren Analyse berücksichtigt werden muss. In den darauffolgenden Kapiteln werde ich einzelne ethnische Gruppen auf ihre spezifische Struktur und die Bedeutung sozialen Kapitals für die jeweilige Gruppe untersuchen.

4.1. Migrationstheorie und Migrationsforschung

Migrationstheorie konnte lange als klassisches Feld gelten, in dem Migration konzeptualisiert wurde als Verschiebung von Personen zu oder aus bestimmten Territorien, innerhalb eines Landes oder über Landesgrenzen hinweg. Ein formales Modell musste jeweils gefunden werden, das diese Verschiebung erklären konnte. Neuere Ansätze sind differenzierter. Meist verfolgen sie einen historischen Ansatz, um die unterschiedlichen Lebensbedingungen in einer bestimmten Zeit in einem definierten Raum zu beschreiben. Sie sind heute eher strukturell als individualistisch angelegt und fokussieren auf die sozialen Kräfte, die eine Wanderungsbewegung auslösen. Sie haben meist eine globale Orientierung, die der wirtschaftlichen

Globalisierung entspricht und sind mit sozialwissenschaftlichen Konzepten verbunden (Zolberg 1991, 523). Unter diesen Voraussetzungen beschäftigen sich Migrationstheorien nicht nur mit der Analyse von Zahlen und Personengruppen, die sich in Bewegung setzen, sondern auch mit der Situation im Herkunftsland und der Ansiedlung in der neuen Umgebung. Wenn in den folgenden Kapiteln auf die Situation verschiedener Einwanderergruppen in den USA und die Bedeutung des sozialen Kapitals in diesen Gruppen eingegangen wird, kann dies nur unter Berücksichtigung der Voraussetzungen der Einwanderung geschehen.

Unter Makro-Ansätzen werden bevölkerungsgeographische, makroökonomische, ökologische und systemtheoretische Ansätze, sowie die Segmentationstheorie zusammengefasst; zu den Mikro-Ansätzen zählen die neoklassische Mikroökonomie, die Neue Migrationsökonomie und Entscheidungstheorien. Besonders interessant für die US-Einwanderungsgeschichte und die Frage nach dem sozialen Kapital in ethnischen Enklaven scheinen mir makroökonomische Ansätze, die sich mit den räumlichen Ungleichheiten zwischen Produktionsorten und damit einhergehenden Ungleichheiten zwischen Arbeitsmärkten beschäftigen. Wanderungen aus Gebieten mit niedrigem Lohnniveau in Gebiete mit höherem Lohnniveau treten demzufolge auf, um einen makroökonomischen Gleichgewichtszustand zu erreichen. Nach dem Verschieben dieser Unterschiede in der Lohnrate tritt keine Migration mehr auf. Eine hohe Arbeitslosenquote wirkt demnach als Push-Faktor, hohe Beschäftigungsquoten oder Lohnniveaus wirken als Pull-Faktoren (Haug 2000, 24).

Die Segmentationstheorie bzw. die Theorie des dualen Arbeitsmarktes argumentiert zwar ebenfalls mit der Struktur des Arbeitsmarktes, betont jedoch, dass es nicht zu einem Gleichgewicht kommen kann. Denn die Segmentierung des Arbeitsmarktes – in einen sicheren primären und einen instabilen flexiblen sekundären Arbeitsmarkt – wird als Grund für dauerhafte Arbeitsmigration in die hochindustrialisierten Länder gesehen. Im sekundären Segment des Arbeitsmarktes dieser Länder existiert ein ständiger Bedarf an Zuwanderung unqualifizierter Beschäftigter (Massey 1993). Die Weltsystemtheorie basiert auf Analysen des Aufeinandertreffens kapitalistischer Industriestaaten mit weniger industrialisierten Ländern. Arbeitskräftewanderungen werden im Kontext von Waren und Kapitalströmen erklärt. Globalisierung ist demzufolge zuerst in großen Wirtschaftszentren feststellbar, die Migrationsströme

aus den Peripherien und anderen nichtindustrialisierten Ländern anziehen (Sassen 1991). Internationale Migration ist eine natürliche Folge der Entstehung eines kapitalistischen Marktes in den Entwicklungsländern, die von der Globalisierung der Wirtschaft betroffen sind, und folgt der Dynamik der globalen Ökonomie.

Die neoklassische Mikroökonomie bzw. die Humankapitaltheorie beruht auf individuellen Akteuren, die rationale Entscheidungen treffen, um ihren ökonomischen Nutzen zu maximieren. Beschäftigungschancen und Lohnhöhe werden zu zentralen Entscheidungsfaktoren. Analog zur Neuen Haushaltsökonomie wird beim Ansatz der Neuen Migrationsökonomie das Haushaltseinkommen und nicht das individuelle Einkommen maximiert. Migration kann eine Strategie der Haushalte zur Maximierung ihres Einkommens sein. Dabei kann der Haushaltsnutzen dem individuellen Nutzen widersprechen, wie dies zum Beispiel bei Ehefrauen der Fall ist, die durch den Umzug Einkommenseinbußen durch den Verlust ihrer Teilzeitstelle hinnehmen (Haug 2000, 27). Familien, Haushalte oder andere kulturell definierte Produktions- und Konsumeinheiten treten an die Stelle autonomer Individuen als Einheit der Migrationsforschung.

Entscheidungstheoretische Ansätze berücksichtigen individuelle Faktoren, die die Migrationsentscheidung auslösen, wie zum Beispiel den Kosten-Nutzen-Ansatz, den Stress-Anpassungsansatz usw. (Haug 2000, 28). Migration kann so unter sozialpsychologischen Gesichtspunkten als Anpassung an Rahmenbedingungen der unmittelbaren Umwelt betrachtet werden. Das Konzept der Transnationalen Migrationskreisläufe beschreibt Gemeinschaften und soziale Räume, die durch die Zirkulation von Gütern, Personen und Informationen über Grenzen hinweg gebildet werden. Diese Art der transnationalen Gemeinschaft ist an das von Anderson 1983 entwickelte Konzept der Nationalstaaten als *imagined community* angelehnt, ist aber Nationalstaaten-überschreitend gemeint und nicht auf direkte, persönliche Kontakte innerhalb der Gemeinschaft bezogen. Die Kernthese dieses Ansatzes besagt, dass eine Entkoppelung von geographischem und sozialem Raum stattfindet, die zur Entstehung von transnationalen sozialen Räumen führt. Transnationale soziale Netzwerke stellen die Basis dieser neuen Entwicklung dar. Sie entstehen in den neuen transnationalen sozialen Räumen aus Migrantennetzwerken und institutionellen Verbindungen zwischen beiden Staaten. Gerade für mexikanische

Einwanderer in die USA bietet sich eine Analyse unter transnationalen Gesichtspunkten an. Hier wird die Erforschung eines neuen soziologischen Raumkonzepts notwendig. Ein Migrationssystem existiert, wenn zwischen bestimmten Ländern ein intensiver Austausch von Informationen, Gütern, Dienstleistungen, Kapital, Ideen und Personen besteht. Auf dem nordamerikanischen Kontinent ist zwischen den USA und Mexiko ein solches Migrationssystem entstanden.

Bei der Analyse internationaler Migration und der Erklärung von Migrationsprozessen gewinnen Meso-Ebenen-Ansätze immer mehr an Bedeutung (Haug 2000, 38). Soziale Netzwerke finden hier starke Betrachtung, denn persönliche Beziehungen, die Migranten, ehemalige Migranten und Nichtmigranten in Herkunfts- und Zielregionen miteinander verbinden, erhöhen demnach die Wahrscheinlichkeit internationaler Arbeitsmigration (Massey 1990; 1993). Viele Migranten haben bereits Verwandte oder Bekannte an ihrem neuen Wohnort. Ein Ergebnis der Forschung zu Migrationsnetzwerken ist, dass individuelle Entscheidungen in soziale Kontexte eingebettet sind. Hierzu gehören die Familie, der Verwandtschaftsverbund oder ethnische Gemeinschaften. Eine Konkretisierung erfährt die Netzwerk-Perspektive mit dem Begriff des sozialen Kapitals. Solche positiven Effekte des sozialen Kapitals wurde von Massey (1987) in Zusammenhang mit Migrantennetzwerken gebracht. Persönliche Kontakte helfen Migranten Arbeitsplätze und Wohnungen zu finden und stellen finanzielle Unterstützung etwa in Form von Kreditgesellschaften bereit. Soziales Kapital ist gerade im Hinblick auf die Entscheidung der Migranten ihr Land zu verlassen ein sinnvolles Analyseinstrument, da es als Bindeglied zwischen individuellen Akteuren und makro-strukturellen Bedingungen auf der Meso-Ebene die rationalen Aspekte von Entscheidungskontexten beinhaltet (Faist 1997, 14ff; Haug, 46). Im Zusammenhang mit dem Begriff des sozialen Kapitals wurden Typologien erstellt (Faist 1997, 18-21; Portes 1995a, 15; Portes und Sensenbrenner 1994, 1326), konkrete Hypothesen erarbeitet und teilweise bereits überprüft (Massey 1997; Haug 2000). Der Einfluss von sozialem Kapital auf individuelle Entscheidungen zur Migration ist also bereits vielfältig analysiert. Da Einwanderergruppen beispielsweise im Rahmen einer Kettenmigration in der Lage sind alte Netzwerkstrukturen zu mobilisieren, spielen diese auch in der neuen Umgebung eine zentrale Rolle. Selbst wenn dies nicht der

Fall ist, kann das Wissen um die Bedeutung sozialer Netzwerke als Teil des kulturellen Kapitals oder Humankapitals den Erfolg in der neuen Situation mitentscheiden.

4.2. Einwanderungsgeschichte

Bereits im Jahr 1787, als John Jay in den Federalist Papers davon ausging, die Amerikaner seien eine homogene Gruppe „[...] descended from the same ancestors, speaking the same language, professing the same religion, attached to the same principles of government, very similar in their manners and custom“, handelte es sich um einen Mythos (Ostendorf und Palmié 1993, 142). In den Kolonien lebten neben Einwanderern aus England, Deutsche, Scotch-Irish, sephardische Juden, Katholiken und Hugenotten, eine große Zahl indianischer Bewohner und freie Schwarze, sowie Sklaven aus Afrika. Zwischen 1815 und 1980 kamen ungefähr 46 Millionen Menschen aus der ganzen Welt und verwandelten Jays Darstellung einer homogenen Bevölkerung in eine multikulturelle Realität (Ostendorf und Palmié 1993, 142).

Zahllos sind die literarischen Verarbeitungen des Einwanderungsthemas, bei denen die Flucht vor den unsäglichen politischen oder sozialen Verhältnissen im Heimatland als zentrale Motivation erscheint. Diese Erzählungen spiegeln zwar die individuellen Erfahrungen vieler Einwanderer wider, daneben steht allerdings – zumindest seit dem Bürgerkrieg – auch immer der Bedarf der amerikanischen Wirtschaft an Arbeitern. Bereits im 19. Jahrhundert wurden europäische und asiatische Arbeiter angeworben. Zwischen den Weltkriegen wurden die fehlenden europäischen Arbeitskräfte durch die Umsiedlung schwarzer Arbeiter in den industriellen Nordosten und neue Einwanderer aus Puerto Rico ersetzt. Nach dem zweiten Weltkrieg sorgte das Bracero-Programm für Nachschub aus Mexiko. Vor dem ersten Weltkrieg wurden die Arbeiter hauptsächlich beim Eisenbahnbau, im Bergbau und in der Schwermetallindustrie eingesetzt. Heute sind die Hauptbetätigungsfelder für Einwanderer die Landwirtschaft und das Dienstleistungsgewerbe.

Einwanderer zu beschäftigen, wirft für Unternehmen Gewinne ab. Gleichzeitig stehen sie nicht in der Verantwortung, die neueingewanderten Arbeiter und ihre Familien zu integrieren.

Put differently, the benefits flowing from the abundance and low cost of immigrant labor are privatized by the individuals and firms that hire them, but the potential costs associated with the growth and maturation of the second generation are shifted onto third parties. (Portes 1996b, 4)

Heute beschäftigen die Landwirtschaft und viele städtische Dienstleistungsfirmen billige Einwanderer, oft ohne Papiere. Der wirtschaftliche Nutzen dieser Praxis ist offensichtlich. Die Unternehmer profitieren von der hohen Arbeitsleistung der Migranten und ihrer Abhängigkeit. Die Kosten für die Betreuung der Kinder müssen von den Einwandererfamilien oder der Gesellschaft im Ganzen, wenn es sich um staatliche Leistungen handelt, getragen werden (Gans 1992). Die heute im Zusammenhang mit der Einwanderung am häufigsten diskutierten Probleme – wie etwa die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen, Sprach- und Integrationsprobleme, Gewalt an den Schulen, das Auseinanderfallen der Familie – betreffen fast immer die Kinder der Einwanderer und damit die zweite Generation.

Eine glückliche Kombination der Umstände – die expandierende Wirtschaft und hohe Nachfrage nach Arbeitskräften – sorgte dafür, dass die zweite Generation der europäischen Einwanderer erfolgreich die soziale und wirtschaftliche Leiter in den USA erklimmte. Diese Erfolgsgeschichte wurde nach Portes mit akademischen Theorien unterstützt – so das Konzept vom „linearen Prozess der Assimilierung“ (Portes 1996b, 5). Kinder von später ins Land kommenden Puertorikanern hatten weniger Glück: Veränderte Bedingungen – wie die weitverbreitete rassistische Diskriminierung und eine sich verändernde Wirtschaft – blockierten die soziale Mobilität dieser zweiten Generation. Viele blieben auf derselben Sprosse der sozialen Leiter wie ihre Eltern und arbeiten in denselben Bereichen. Die Perpetuierung dieser negativen Bedingungen führte zu den oft genannten *urban pathologies*. Sie fanden Eingang in Theorien von der *culture of poverty* und der *urban underclass* (Gans 1990; Jencks 1992; Wilson 1978).³⁹

Das Problem für die folgenden Generationen der Einwanderer ist heute, die „dünne Mitte“ der sogenannten *hourglass economy* zu überwinden, als die sich die US-

³⁹ Ausführliche Darstellungen dieser theoretischen Ansätze finden sich in Kapitel 4.4.

Wirtschaft darstellt, um von den wenig attraktiven Stellen im unteren Bereich zur Manager-Elite des oberen Bereichs zu kommen. Für die meisten der nicht-weißen und eher armen Mitglieder der zweiten Generation hängt die Möglichkeit und Fähigkeit, diese Passage zu überwinden, von den Ressourcen ab, die ihre Familien, aber auch ihre ethnischen Gemeinschaften bereitstellen. Ethnische Identität, Bildungsstandard und Karrierechancen hängen demnach eng zusammen. Migrationsströme bringen neue Identitäten mit sich, die die Grenzen einer Kultur, Ethnie oder Nationalität überschreiten. So bleibt die ethnische Identität bei vielen Einwanderern bestimmend für Solidarität.

Jede Einwanderergruppe repräsentiert eine besondere Erfahrung, die nicht nur von den mitgebrachten kulturellen oder nationalen Eigenheiten abhängt, sondern im Wesentlichen davon, wie die Mitglieder der Gruppe in den USA aufgenommen werden, welche Art von Ressourcen der Gruppe zur Verfügung stehen, wie ihre interne Differenzierung nach Klassenzugehörigkeit aussieht, wie räumlich konzentriert sie sind und von der Länge der Zeit, die Mitglieder der ethnischen Gemeinschaft bereits in den USA verbracht haben. Schon die historischen Beispiele zeigen, wie sehr Iren und Italiener bereits im 19. Jahrhundert auf ihre Netzwerke angewiesen waren. Besonders diskriminierte Gruppen, wie etwa die osteuropäischen Juden, konnten sich nur auf die Ressourcen ihrer ethnischen Gemeinschaft verlassen.

4.3. Ethnizität und ethnische Enklavenbildung

Die Stärke einer ethnischen Gemeinschaft besteht in ihrem Zusammenhalt. Dieser ist einerseits im Hinblick auf die aktuelle Situation in den USA relevant, um Arbeitsstellen, Wohnung oder überhaupt Informationen zu bekommen, baut andererseits stark auf den Traditionen und kulturellen Elementen des Herkunftslandes auf.

Der deutsche Soziologe Friedrich Heckmann beschreibt ethnische Zugehörigkeit als „soziale Tatsache“ und bezieht die aktuellen Erfahrungen als Solidarismusmechanismus mit ein:

Daß Gruppen von Menschen, die Gemeinsamkeiten von Kultur besitzen, geschichtliche und aktuelle Erfahrungen miteinander teilen, Vorstellungen über eine gemeinsame Herkunft

haben und auf dieser Basis ein bestimmtes Identitäts- und Solidarbewusstsein ausbilden, ist eine soziale Tatsache, die nicht erst in der Gegenwart bekannt geworden ist. (Heckmann 1992, 30)

Diese gruppenbildenden Tendenzen sind schon auf unterschiedlichste Weise bezeichnet worden: Als „Stamm“, „Rasse“, „Volk“, „Nation“, „ethnische Gruppe“. Besonders seit dem Werk von Glazer und Moynihan *Ethnicity: Theory and Experience* (1975) hat sich der Begriff der Ethnizität etabliert. Ethnische Zugehörigkeiten sind nach Fenton soziale Klassifizierungen, die im Zusammenhang mit Beziehungsstrukturen stehen. Personen definieren sich nicht in statischen sozialen Gruppen, sondern in sozialen Beziehungsstrukturen. Die Dimensionen des sozialen Lebens, an denen sich ethnische Identitäten orientieren, sind Herkunft, Kultur und Sprache (Fenton 1999, 6). Die gemeinsamen Elemente mögen vorhanden sein, aber um eine ethnische Zugehörigkeit zu empfinden, müssen besonders reale oder wahrgenommene Unterschiede in sozialen Beziehungen deutlich gemacht werden: „[...] real or perceived differences of ancestry, culture and language are mobilized in social transactions.“ (Fenton 1999, 6) Erst durch die Betonung der Unterschiede werden ethnische Zugehörigkeiten sichtbar. Gerade die Wahrnehmung der Herkunft macht deutlich, dass es sich bei ethnischer Identität um ein sozial konstruiertes Phänomen handelt. Bestimmte Gemeinsamkeiten wie Sprache und kulturelle Praktiken können beispielsweise bei deutschen Vorfahren betont werden. Sie selbst hätten sich jedoch viel eher als Bayern, Hessen oder Hamburger definiert.

Eine der wichtigsten Bedeutungen von Ethnizität ist deshalb die einer Ressource, die in bestimmten Situationen und für bestimmte Zwecke mobilisiert wird. Ethnizität kann einen Statusgewinn ermöglichen (im Sinne von „ich bin etwas besonderes“). Eine ethnische Gruppe kann als Interessengruppe auftreten, um bestimmte Ziele zu erreichen, etwa bei Wahlen. Je nach Organisation des gesamtgesellschaftlichen Umfelds kann ethnische Zugehörigkeit den Zugang zu anderen Ressourcen verhindern – in Form von Vorurteilen und Diskriminierungen – oder Privilegien schaffen – wie durch *affirmative action*. Seit Barth (1969) liegt der Fokus bei der Untersuchung ethnischer Gruppen nicht nur auf den Gemeinsamkeiten der Gruppe, sondern es wird auch Wert gelegt auf die Grenzziehung und Aufrechterhaltung der Grenze als wesentliches Kriterium von ethnischen Gruppen. Da einerseits die Grenzen fließend sein könnten, andererseits für die Mobilisierung sozialer Ressourcen die klare Zugehörigkeit zur Gruppe notwendig ist, bekommt dieser

Aspekt besondere Aufmerksamkeit. Die Verhandelbarkeit der ethnischen Zugehörigkeit wird am heftigsten von denjenigen bestritten, die sich ständig auf der Suche nach klarer Grenzziehung befinden.⁴⁰

Die unterschiedliche Bedeutung von Ethnizität hat schließlich eine zeitliche Dimension: Sie kann sich wandeln, die Bedeutung verstärkt werden oder gar ganz auflösen – wie etwa durch die Assimilation der europäischen Einwanderer. Allerdings hat gerade in dieser Gruppe in den 1970er Jahren ein *ethnic revival* stattgefunden. Gans spricht in diesem Zusammenhang von einer *symbolic identification* der weißen Ethnics mit ihrer Herkunft oder eben von *symbolic ethnicity* (Gans 1979). Traditionen sind nicht mehr als solche vorhanden, sondern müssen rekonstruiert werden. Mit dieser ethnischen Rückbesinnung wurde deutlich, dass für einen großen Teil der Bevölkerung Ethnizität ein sozialer Prozess ist, der aus einer Wahlsituation resultiert. In ihrer Untersuchung der europäischen Einwanderer und deren Nachkommen spricht Mary Waters dann auch von *ethnic options* (1990).

Im Gegensatz zum früheren primordialen Verständnis ist ethnische Zugehörigkeit nicht dauerhaft und unveränderbar, sondern funktionalen Erwägungen unterworfen. In einer Situation, wie der für die weißen nachfolgenden Generationen, für die Ethnizität weder den Ausschluss aus vielen Arbeitsbereichen, noch eine Einschränkung in der Wahl der Heiratspartner oder Wohngegenden bedeutete, bekommt sie einen Aspekt der Exotik: „It matters only in voluntary ways – in celebrating holidays with a special twist, cooking a special ethnic meal (or at least calling a meal by a special ethnic name), remembering a special phrase or two in a foreign language.“ (Waters 1990, 147) Nach Waters resultiert das Festhalten an der ethnischen Identität in solchen Situationen aus zwei Aspekten: Erstens liegt die Erklärung in den „contradictory desires in the American character“, nämlich dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und starker Individualisierung gleichzeitig. Zweitens besteht die symbolische Ethnizität aus gesellschaftlich strukturellen Gründen weiter: „[...] symbolic ethnicity persists because of its ideological `fit` with racist beliefs“ (Waters 1990, 147).

⁴⁰ Siehe hierzu auch Balibar und Wallerstein 1991, 71f.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die regionalen Unterschiede in den kulturellen Praktiken und Lebensstilen in den USA sehr groß, und trotzdem bestand ein einender Glaube an den Universalismus des *American Creed*. Am Ende des 20. Jahrhunderts hat die amerikanische Alltagskultur mit einer fast identischen Landschaft aus *shopping malls*, Vorortsiedlungen und dem gemeinsamen Fernsehprogramm die Bevölkerung homogenisiert. Und doch ist sie entlang ethnischer und ideologischer Grenzen extrem fragmentiert. Verantwortlich gemacht für diese Veränderung werden demographische und wirtschaftliche Faktoren, und eine radikale Reinterpretation des traditionellen amerikanischen Kompromisses zwischen dem Individuum, der Gruppe und dem Motto „e pluribus unum“. Die Spannung entsteht zwischen einer universalistischen politischen Kultur (festgehalten zum Beispiel durch die Verfassung) und vielen ethnische Kulturen. Dabei spielt das Konzept der Kultur eine zentrale Rolle:

[...] a concept of culture defined as the glorious project of Enlightenment which would lead mankind out of fear, darkness and discrimination and establish a universal bill of rights, and a *differentiating* concept of cultures which interprets the difference between, say Chicanos and blacks not only as a human right to be different in cultural matters, but also an entitlement to differential treatment in politics. (Ostendorf und Palmié 1993, 161; kursiv im Original)

Kultur ist seit den 1960er Jahren zu einem politischen Konzept geworden und die Positionen (*one culture vs many cultures*) markieren die extremen Seiten eines politischen Konflikts. Das grundlegende Problem ist der systemimmanente Rassismus des amerikanischen Pluralismus. Klassenunterschiede sind durch den Rassismus verstärkt worden. In der ersten Phase der Einwanderung wurde Ethnizität mit einer kulturellen Unterlegenheit in Zusammenhang gebracht. Die Konsequenz war eine starke Motivation sich an die Mehrheitskultur zu assimilieren. Teil dieser Mehrheitskultur war allerdings immer auch weißer Ethnozentrismus. Das Problem des Rassismus blieb.

Der Aufstieg des Konzepts Ethnizität begann als Kampf gegen den Rassismus. Die Bürgerrechtsbewegung löste ein Nachdenken und Neuverständnis von Ethnizität, Kultur und Politik aus. Unter der Regierung Johnson wurde ein Prozess begonnen,

der die Barrieren für Schwarze aus dem Weg räumen sollte.⁴¹ Ein Paradoxon entstand, denn um die „farbenblinde“ Gemeinschaft umzusetzen, die alle Amerikaner egal welcher Hautfarbe, Religion oder nationalen Abstammung gleichbehandelt, musste die Regierung auf anthropologische Kriterien kultureller Unterscheidung zurückgreifen, um zu bestimmen, wer ein Recht auf *affirmative action* hatte. So wird auf staatlicher Ebene entschieden, wer zu welcher Gruppe gehört und wer als Minderheit zu betrachten ist. Die staatlichen Maßnahmen haben sicher zu einer besseren Position der African-Americans als Gruppe geführt, allerdings wollten auch andere ethnische Gruppen dieses Recht auf Sonderbehandlung in Anspruch nehmen, als deutlich wurde, dass Ethnizität in kulturelle, soziale und politische Vorteile umgewandelt werden konnte. Gleichzeitig konnte mit der Rückbesinnung auf die eigenen ethnischen Wurzeln sowohl die eigene Identität mit einer gewissen Exotik gewürzt werden, wie auch der Rückzug in eine *imagined community* möglich werden – was angesichts der politischen Umbruchstimmung und sozialen Veränderung besonders in den 1970er Jahren eine große Attraktivität besaß. Ethnizität konnte als symbolisches Kapital in gesellschaftlichen Zusammenhängen eingesetzt werden

Ethnische Gemeinschaften – verstanden als Minderheiten – sind eng verknüpft mit dem Prozess der Nationalstaatenbildung. Während der Territorialstaat tendenziell gleichgültig gegenüber der ethnischen Zugehörigkeit der Bevölkerung war und seine Einheit durch die Institution des Monarchen ideologisch absicherte, wird im Nationalstaat eine Übereinstimmung von staatlicher Organisation und ethnischer Zugehörigkeit der Bevölkerung angestrebt.⁴² Heute ist der Minderheitenschutz ein wichtiges Politikum und verleiht ethnischer Zugehörigkeit neue Attraktivität. Der Minderheitenstatus hat in vielerlei Hinsicht politische Konnotationen:

It has long been noticed by analysts that minorityhood is not necessarily an arithmetically based concept; it refers to the degree of social power. Numerical majorities can be social minorities. The location within which we are measuring this social power is not of course the

⁴¹ Bereits während der Präsidentschaft von Harry S. Truman im Jahr 1953 verlangte das *Comittee on Government Contract Compliance* vom *Bureau of Employment Security* „to act positively and affirmatively to implement the policy of nondiscrimination“. Der eigentliche Begriff *affirmative action* wurde erstmals 1965 von Präsident Lyndon Johnson in seiner *Executive Order 11246* benutzt, die Vertragsnehmer des Staates auffordert „to take affirmative action to ensure that applicants are employed, and that employees are treated during employment, without regard to their race, creed, color, or national origin.“ 1967 wurde die Executive Order erweitert, so dass *affirmative action* auch Frauen zugute kam. Marquita Sykes: „The Origins of Affirmative Action“. <http://www.now.org/nnt/08-95/affirmhs.html> (Besuchsdatum: 15.09.2003).

⁴² Ein zusätzlicher Aspekt, der die Differenz zwischen Territorialstaat und Nationalstaat erklärt, ist der Wechsel in der Regierungsform. Anders als ein Kaiserreich bedarf eine Demokratie einer geteilten Sprache und einer Verständigung über Werte.

world-system as a whole, but the separate states. The concept 'ethnic group' is therefore as linked in practice to state boundaries, as is the concept 'nation', despite the fact that this is never included in the definition. The difference is only that a state tends to have one nation and many ethnic groups." (Balibar und Wallerstein 1991, 82f)

In diesem Sinne ist das *ethnic revival* eine doppelte Affirmierung des Status der weißen Mittelklasse – sie gehören zur *majority* und gleichzeitig zu einer ethnischen Minderheit – aber in keinem Fall zur anderen Rasse um noch einmal auf Waters These zurückzukommen.

Zusammenfassend besteht das Ethnizitätskonzept aus folgenden Hauptelementen: Soziokulturellen Gemeinsamkeiten, Gemeinsamkeiten geschichtlicher und aktueller Erfahrungen, Vorstellungen einer gemeinsamen Herkunft, einer auf Selbst-Bewusstsein und Fremdzuweisung beruhenden kollektiven Identität, die eine Vorstellung ethnischer Grenzen einschließt, und einem Solidarbewusstsein. Ethnizität ist insofern eine soziale Kategorie und konstituiert noch kein soziales Handeln, bietet aber über ethnische Mobilisierung die Chance für eine Vergemeinschaftung – die Entstehung von *imagined communities* (Anderson 1983). Das Solidarbewusstsein fördert die Etablierung von Werten und Normen als soziales Kapital dieser gemeinschaftlichen Entität. Drei Modalitäten beschreiben die mögliche Vielfalt ethnischer Gruppen: *scope*, *scale* und *formality* (Fenton 1999, 12). Ethnische Identitäten können lokal oder global sein, auf der gesellschaftlichen Makroebene oder in persönlichen Beziehungen von Bedeutung, formalisiert in Organisationen mit Statuten oder als informelle Praktiken bestehen.

Im Zusammenhang mit der ethnischen Identität wird auch das Konzept „Identität“ hinterfragt. Erikson hat bereits 1950 deutlich gemacht, dass die Prägung der Identität und Identitätskrisen oft mit einer Erfahrung der Auswanderung, Einwanderung und Amerikanisierung im Zusammenhang stehen (Erikson 1950). Theorien, die sich mit der sozialen Identität beschäftigen, beschreiben verschiedene sozialpsychologische Mechanismen, die die Formation eines ethnischen Selbstbildes bestimmen. Jugendliche sehen und vergleichen sich selbst mit ihrer Umgebung. Besonders wichtig ist die ähnlich scheinende „Referenzgruppe“, die ihre Erfahrungen am meisten beeinflusst –im Hinblick auf sozial kategorisierte Zeichen wie Geschlecht, Rasse, Akzent, Sprache, Klasse, Religion und Nationalität. Das ethnische Selbstbewusstsein wird entweder erhöht oder vernachlässigt, in Abhängigkeit von

dissonance or consonance of the social contexts als wesentliche Basis für die Identitätsbildung (Rumbaut 1996b, 124). Dissonanz in ihrem persönlichen Umfeld führt bei Jugendlichen oft zur Steigerung der Bedeutung ethnischer Gruppengrenzen, besonders wenn sie Diskriminierung erleben.

In theory, self-esteem should be lower in dissonant social contexts – that is, where social dissimilarity is greater along with exposure to negative stereotypes and reflected appraisals about one’s group of origin – but mechanisms of perceptual defense are deployed to protect self-esteem. (Rumbaut 1996b, 124)

Jugendliche versuchen mit dem psychologischen Druck zurechtzukommen, indem sie den Konflikt reduzieren und sich dem relevanten sozialen Kontext anpassen. Eine Ausgrenzung aus der Mehrheitsgesellschaft kann so als alternative Reaktion zur Verstärkung der ethnischen Solidarität führen. Solche segmentierten Adaptionen können in derselben ethnischen Gruppe, derselben ethnischen Nachbarschaft oder sogar derselben Familie beobachtet werden.

In einer klassischen psychologischen Studie der zweiten Generation italienischer Einwanderer in New Haven in den 1930er Jahren wurden drei wesentliche Reaktionen auf das Dilemma beschrieben, die Verbindungen mit der Einwandererfamilie aufrechtzuerhalten: Der *rebel* passt sich dem amerikanischen Milieu an, der *ingroup type* hält an der italienischen Identität fest und der *apathetic* zeigt nur marginale Anpassung (Rumbaut 1996b, 125). Auch bei William H. Whytes klassischer ethnographischer Untersuchung in Bostons italienischem Slum finden sich verschiedene Anpassungsmuster: Die *college boys* passen sich der Mehrheitsgesellschaft an und lösen sich vom ethnischen Milieu. Die *corner boys* stehen loyal zu ihren ethnischen Verbindungen, geraten dadurch aber ins Hintertreffen (Whyte 1955, zuerst 1943).

Eine Feldstudie mit Schülern mexikanischer Herkunft an kalifornischen Schulen in den 1980er Jahren unterschied verschiedene ethnische Identitätstypen: Eine Gruppe erfolgreicher Schüler (unter ihnen Neuankömmlinge und bereits länger im Land lebende), assimilierte *Mexican-Americans*, die bereits in den USA geboren wurden; *Chicanos* und *Cholos*, die sich in schwierigeren Situationen befanden. Weitere Feldstudien haben gezeigt, dass in einer Familie Kinder Identitätsfragen und Konflikte unterschiedlich lösen und verschiedene Typen ausbilden – von spanisch-

sprachig zu englisch-sprachig, zweisprachig, assimiliert oder Gangmitglied (Matute-Bianchi und Suárez-Orozco in Gibson und Ogbu 1991; Rumbaut 1996b, 125).

Die Konstruktion und Adaption von ethnischen sozialen Identitäten stellt eine ständige Verhandlung zwischen der Selbstidentifizierung und Zuweisung einer Identität dar. Der Prozess wird oft als symbolische Interaktion zwischen ethnischen Minderheiten und der Mehrheitsgesellschaft betrachtet – mit dem Effekt einer sich immer weiter drehenden Spirale, denn „[...] what they think your ethnicity is influences what you think your ethnicity is, to say nothing of what they think you think your ethnicity is“ (Waters 1999, 47). Die Wahrnehmung dessen, was die eigene ethnische Identität ausmacht, ist eindeutig situationsabhängig, denn eine Person kann sich mal sehr amerikanisch fühlen, mal irisch und mal auch nur weiß. Die möglichen Ebenen der Identität bedeuten nicht, dass jeder immer frei in seiner Entscheidung ist, als was er sich gerade sehen möchte. Geschichte und aktuelle politische Machtverhältnisse schaffen und formen Möglichkeiten, mal allerdings als *ethnic options*, wie etwa für die Nachfahren weißer europäischer Einwanderer (Waters 1990) und mal als *racial labels* (Waters 1999, 47).

Wie vielfältig ethnische Identifizierung sein kann, macht ein Beispiel von Waters deutlich. Shelley, eine 25jährige Einwanderin aus Barbados arbeitet als Kassiererin in einem 7-Eleven Geschäft. Sie ertappt eine schwarze Amerikanerin beim Ladendiebstahl und droht mit der Polizei:

The woman replied, ‘Come on, you are my sister, you are from down South, from Georgia, too’. Shelley responded, ‘No, I am Caribbean’. She remembers this as the first time she used this word to describe herself. Later, she told the manager of the store, who was Jamaican, what had happened, and the manager told her, ‘No, you are a West Indian, not a Caribbean’. He told her that ‘Caribbean’ included Spanish people, whereas ‘West Indian’ did not. And so from then on Shelley knew she was a West Indian, and that is how she answered people when they inquired. (Waters 1999, 47)

Die Diebin möchte aus ihrer Hautfarbe Kapital schlagen. Shelley negiert die Art von *sisterhood*, die eine Solidarisierung durch die Hautfarbe bedeutet. Sie sieht sich selbst als Einwanderin. Deshalb meint sie, zur selben Einwanderergruppe wie ihr *supervisor* zu gehören, diese ist allerdings noch einmal in ethnische – und sprachlich differenzierte – Subgruppen unterteilt. Der Einwandererstatus bedeutet in diesem Zusammenhang soziales und symbolisches Kapital und soll nicht durch eine Identifizierung durch Rasse gemindert werden.

Nicht nur die Selbstidentifizierung ist situationsabhängig, sondern auch offizielle Zuweisung. Kategorisierungen sind schwierig und dem Zeitgeist unterworfen. So ging die Dillingham Commission noch davon aus, dass die Italiener eine besondere Vorliebe für das Verbrechen hätten und polnische Familien Stabilität vermissen ließen – beide Gruppen wurden als *racially inferior* betrachtet (Yetman 1991, 276). Vom Staat ermittelte Daten geben Kategorien vor, die nichts über die aktuelle Situation der Einwanderer und ihre Kinder aussagen. Panethnische Labels wie *Hispanic, Asian, non-Hispanic, black, white* sind nutzlos für die Untersuchung der zweiten Generation, da sie Kinder mit einer Herkunft aus verschiedenen Nationalitäten zusammenfasst: „The ethnic category Hispanic, for example, combines children whose ancestors were living in the country at the time of the Civil War with those who arrived recently as unauthorized aliens“ (Portes 1996b, 1). Die Kinder, die unter *Asian* zusammengefasst sind, sprechen nicht mal eine gemeinsame Sprache. Dies spielt insofern eine Rolle, als erst in der zweiten Generation deutlich wird, wie gut oder schlecht Integration erfolgt. Die zentralen Themen und Probleme, die mit Einwanderung verbunden sind, so zum Beispiel der Übergang zu Englisch als Muttersprache, das Anwachsen einer Bevölkerungsgruppe, die von staatlichen Leistungen abhängig ist, der Erhalt von kulturell eigenständigen ethnischen Enklaven und die Zahl ethnischer *intermarriages* betreffen die zweite Generation. Dabei ist nicht mehr selbstverständlich, dass die Kinder von Einwanderern heute den Migranten aus Europa in eine stabile Mittelklasse folgen können, weil ihr Aufstieg blockiert ist und sie, wie viele der puertorikanischen Einwanderer vor ihnen, Teil einer dauerhaften multiethnischen Unterklasse werden. Dabei bestätigt für die meisten Einwanderer der Erfolg der Kinder in der neuen Umgebung die Richtigkeit der Migrationsentscheidung.

Praktische Vorteile der ethnischen Gemeinschaft sind die sozialen Netzwerke, die bei der Informationsvermittlung wichtig sind.⁴³ Für die soziale Situation einer Einwandererfamilie ist nicht nur das Humankapital der Eltern relevant, sondern in besonderem Maße die *co-ethnic community* (Portes 2001, 64). Die Struktur und Stärke der ethnischen Gemeinschaft definiert die Höhe des sozialen Kapitals, das

⁴³ Ausführliche Erläuterungen zu den positiven Effekten sozialer Netzwerke finden sich in Kapitel 2.2.2.

Einwandererfamilien zugänglich ist. Ethnische Netzwerke sind eine zentrale Ressource bei Schwierigkeiten mit der Eingewöhnung. Sie vergrößern die wirtschaftlichen Chancen der Eltern einer Einwandererfamilie, da die Eltern ihre bereits im Heimatland erworbenen Fähigkeiten besser einsetzen können. Starke ethnische Gemeinschaften bedeuten zusätzlich die Möglichkeit, Normen besser durchzusetzen (etwa im Hinblick auf traditionelle Familienstrukturen). So können intakte Familien bewahrt werden. Dieselben Netzwerke verstärken die elterliche Autorität. Portes weist darauf hin, dass soziales Kapital weniger abhängig ist vom relativen wirtschaftlichen Erfolg der Einwanderer, sondern stärker von der Dichte der Verbindungen zwischen ihnen (Portes 2001, 64). Im Sinne Durkheims kann hohes soziales Kapital in einer ethnischen Gemeinschaft – verbunden mit der Durchsetzung von Normen – für eine starke soziale Integration sorgen. Individuelles Verhalten ist nach dieser Interpretation ein Produkt der Integration von Individuen in ihrer Gemeinschaft. Je stärker die Integration in eine soziale Gruppe, desto höher ist auch die Kontrolle der Gruppe über den Einzelnen. In diesem Sinne sind Kinder, die in eine ethnische Gruppe integriert sind, eher bereit die Verhaltensweisen und moralischen Regeln der Gruppe zu befolgen (Zhou und Bankston 1996b, 201).

„Soziale Gruppe“ und „Gemeinschaft“ sind sich begrifflich sehr nahe und werden demzufolge häufig für dieselben sozialen Aggregate mittlerer Größe verwendet. Soziale Gruppen bestehen aus mehreren sich in relativ dauerhaften und stabilen Beziehungen befindenden Mitgliedern. Jede Gruppe hat Ziele und auf diese hinorientierte Rollen. Die besondere Konstellation der Interaktionen und festen Beziehungsstrukturen grenzt eine Gruppe von anderen ab. Zur Struktur von Gruppen gehören zumeist Rangordnungen in Form von Führungspersonen. Führung muss dabei nicht in einer Person vereint und kann nach Bereichen getrennt sein. Die Führung steuert und sanktioniert abweichendes Verhalten, setzt Normen und definiert Ziele, schlichtet Konflikte, vertritt die Gruppe nach innen und außen (Grieswelle 1978).⁴⁴

Die Unterschiede im staatlichen Umgang mit den einzelnen Einwanderergruppen haben einen entscheidenden Einfluss auf den Typus der ethnischen Gemeinschaft,

⁴⁴ Oft entsteht der Eindruck, dass „soziale Gruppe“ und „Gemeinschaft“ von den Autoren synonym verwendet werden.

die geschaffen wird. Gruppen, die positiv empfangen werden und Hilfe bei der Ansiedlung bekommen, sind erfolgreicher darin effiziente ethnische Netzwerke zu bilden als Gruppen, die unter systematischer Verfolgung leiden (Portes 2001, 65). Als Beispiel kann die unterschiedliche Entwicklung von *Nicaraguan professionals* in Miami und ehemaligen Bauern und Fischern aus Vietnam in New Orleans genannt werden. Die nicaraguanischen Migranten kamen als politische Flüchtlinge ins Land, Asyl wurde ihnen jedoch nicht gewährt. Da sie keine legale Aufenthaltserlaubnis besaßen, konnten sie nur als Arbeiter oder im informellen Dienstleistungssektor arbeiten und bekamen einen Bruchteil dessen, was sie als *legal professionals* verdient hätten. Das hohe Humankapital, der vor den Sandinistas Geflohenen, nutzte ihnen nicht, da sie auf illegale Anstellung angewiesen waren und somit in Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern gerieten (Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 35f; Portes 2001, 65ff). Gerade für die zweite Generation ergeben sich aus dem illegalen Status enorme Probleme. Sie können die Hoffnungen ihrer Eltern, die oft aus der akademischen Mittelklasse kamen, nicht erfüllen. In dieser Situation sind die schulischen Leistungen gering und sie sprechen weder fließend Englisch noch Spanisch.

In einer Studie der vietnamesischen Gemeinschaft in New Orleans von den Autoren Zhou und Bankston wird eine andere Entwicklung deutlich. Die ehemaligen Bauern und Fischer besaßen sehr wenig formale Bildung als sie ins Land kamen und waren relativ arm. So blieb ihnen nur in die ärmeren Gegenden der Stadt zu ziehen. Unter dem Druck einer negativen äußeren Situation in diesen armen, hauptsächlich von Minderheiten bewohnten Stadtteilen, entwickelte sich in der Gemeinschaft starkes soziales Kapital. Als Flüchtlinge aus einem kommunistischen Land erhielten die Vietnamesen zusätzlich großzügige Hilfen von der Regierung. So konnten die Familien zusammengehalten werden und stabile Netzwerke entstehen. Starke Normen blieben erhalten und die Autorität der Eltern wurde anerkannt (Zhou und Bankston 1996; Portes 2001, 68f). Besonders für die zweite Generation sah die Perspektive in der vietnamesischen Gemeinschaft sehr viel positiver aus – trotz des geringeren Humankapitals ihrer Eltern. Gruppen, die einen legalen Status besitzen und Regierungshilfen bekommen, sind meist in einer besseren Situation sich selber zu reorganisieren. Nicht nur individuelle Faktoren, sondern kontextuelle Faktoren

und dabei besonders die Höhe des sozialen Kapitals entscheiden die Entwicklung einer *immigrant community*.

Neben der staatlichen Unterstützung und dem Status als Flüchtling, legaler oder illegaler Einwanderer und der Kenntnis der Sprache hat auch die Stärke der ethnischen Organisationen einen Einfluss auf die Stabilität der Gemeinschaft. Jede Einwanderergruppe hat eigene ethnische Hilfsorganisationen gegründet. Diese *mutual aid associations* waren unter anderem japanische *tanomoshi*, polnische Kirchen im 19. Jahrhundert oder religiöse Gemeinden heute. Typischerweise begannen solche Organisationen mit dem Anbieten von Versicherungen und kleinen Krediten. Bruderschaften, Geheimgesellschaften, regionale Kirchen oder Schulen erleichterten die Entwicklung einer ethnischen Gemeinschaft und erlaubten den Mitgliedern ihre Sprache und kulturelle Orientierung zu pflegen. Die ethnischen Selbsthilfeorganisationen waren oft von der ethnischen Elite unterstützt – den Handwerkern, Kaufleuten, kleinen Ladenbesitzern und Unternehmern.

Die zweite Generation der Einwanderer spielt bei der Erhaltung oder dem Zerfall einer ethnischen Gemeinschaft eine große Rolle. Der Übergang von der Muttersprache zu Englisch ist ein zentraler Indikator für die Integration der Einwanderer. Die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts sind noch von dem Ideal „one nation, one language“ ausgegangen, da für sie die Sprache nicht nur die Form der Regierung beeinflusste, sondern das Temperament, die Gefühle und Traditionen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestätigten Untersuchungen aus dem Bereich des Bildungswesen und der Psychologie, dass Zweisprachigkeit mentale Konfusion verursachen könne und dem psychischen Wohlbefinden der Kinder schade. Erst in den 1960er Jahren belegten Studien, dass echte Zweisprachigkeit eine Bereicherung darstellt, denn über zwei Symbole für jedes Objekt zu verfügen, verstärkt das Verständnis und die kognitive Flexibilität (Portes und Schauffler 1996b, 11).

In den vergangenen zwei Jahrhunderten war der Übergang zu Englisch als der zentralen Sprache meist in drei Generationen vollzogen: Die erste Generation lernte gerade genug Englisch, um ökonomisch zu überleben; die zweite Generation sprach zuhause weiter in der Muttersprache, aber Englisch in der Schule, am Arbeitsplatz und im öffentlichen Bereich; ab der dritten Generation wurde auch zuhause Englisch

gesprochen, es wurde für die folgenden Generationen zur Muttersprache. Nur sehr isolierte ethnische Gemeinschaften entsprachen nicht diesem Muster. Eine Studie von Portes und Schauffler im Süden Floridas – das sich durch die Einwanderer heute kulturell näher an Lateinamerika und der Karibik befindet als am Rest der US Staaten – kommt zu dem Ergebnis, dass die Kinder der Einwanderer weiterhin eine große Kompetenz in der englischen Sprache erwerben und sie in der alltäglichen Kommunikation bevorzugen. Sogar diejenigen, die in der spanisch-sprechenden Gemeinschaft in Miami aufwachsen, weisen eine starke linguistische Assimilation auf. Die Autoren befürchten, dass durch die schnelle Anpassung an die englische Sprache der *bilingualism* als intellektuelle und kulturelle Ressource verloren geht (Portes und Schauffler 1996b, 28).

Nicht nur die Frage der Zweisprachigkeit, sondern auch soziale Probleme in den USA sind heute oft mit den nachfolgenden Generationen der Einwandererfamilien verbunden:

It is indeed among the second generation, not the first, where such issues as the continuing dominance of English, the growth of a welfare-dependent population, the resilience of culturally distinct urban enclaves, and the decline or growth of ethnic intermarriages will be decided permanently. (Portes 1996b, 2)

Die ethnische Identität entscheidet den zukünftigen sozialen Status der zweiten Generation entscheidend mit. Dabei unterscheiden die eigene Selbstidentifizierung und die zugewiesene Identität sich häufig. Jugendliche nehmen besonders Gangmitglieder als stark und erfolgreich wahr, denn sie sehen Macht als Erfolg, der in Konflikten oft mit physischer Gewalt gewonnen wird. Eine solche Gruppe kann starken Einfluss auf die Sozialisierung der jugendlichen Einwanderer nehmen. Die Entscheidung sich von einer Gang zu distanzieren, hängt mit der Mitgliedschaft in einer Einwanderergemeinschaft mit starker kollektiver Identität zusammen.

Verschiedene Faktoren können einen positiven Einfluss ausüben: Eine Schule in der Disziplin herrscht und Lehrer, die mit den Eltern in spanischer Sprache kommunizieren. Aber wichtiger noch die eigene Wahrnehmung als „Einwanderer“, da diese Identität Jugendliche davor schützen kann, sich mit negativen Stereotypen zu identifizieren und sich von weniger motivierten Gruppen in der Schule vereinnahmen zu lassen. Eine jugendliche Einwanderin aus Nicaragua macht diese Verwurzelung in der eigenen Familie und Gemeinschaft deutlich: „We’re immigrants! We can’t afford to just sit around and blow it like others who’ve been in

this country longer and take everything for granted.“ (Zitiert nach Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 49).

Wie sich Einwanderer definieren, hängt stark vom Kontext ab, in dem sie sich bewegen. Miguel Hernández, ein illegaler Einwanderer aus Mexiko, der seit 1980 in San Diego lebt, identifiziert sich und seine Frau: „depending on who we are talking to. If we are talking to American people and they don't know the difference, we say ‚Latinos‘; that's easier for them and we avoid hassles.“ *Chicano* wird als Label vermieden, denn:

It's a slang word for lower-class types who don't know who they are. They don't want to be Mexicans, but they don't want just to be Americans; they don't even speak English but they don't know Spanish either and they fight for and about everything. (Zitiert nach Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 50).

Besonders Schwarze werden von den Einwanderern als Opfer ihrer eigenen individuellen und kollektiven Zugehörigkeiten gesehen. Demnach versuchen Haitianer, die sich selber als ehrgeizig empfinden, sich von den African-Americans zu distanzieren.

It may be true that whites discriminate, but I have no complaints (about them) because I don't know many (whites) [...] but blacks, they're trouble; they make fun of the way we (Haitians) speak [...] They call us stupid and backwards and try to beat us up. I was always scared, so I (tried) to do well in school and that's how I ended (in a magnet school). There, I don't stand out as much and I can feel good about being Haitian [...]. Haitian is what I am; I don't think about color. (Zitiert nach Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 50).

Für *working-class Cubans* ist das Problem der Identität ebenfalls komplex, denn als Mitglieder einer erfolgreichen Gruppe wollen sie sich nicht unter dem Label *Hispanic* zusammenfassen lassen:

We all speak (Spanish) but there are differences. (Cubans) always had self-respect, a sense of cleanliness and duty toward children, a work ethic: Miami used to be a clean city until the Nicaraguans came and covered everything with graffiti. (Zitiert nach Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 51).

Die Autoren verweisen darauf, dass es sich bei der befragten Person um eine vom Staat unterstützte *welfare*-Empfängerin handelt. Insofern scheint die Aussage auch ein Versuch den eigenen Status zu stabilisieren. Da dies nach sozialen Gesichtspunkten nicht gelingen kann, wird die ethnische Unterscheidung zum Kriterium.

Die Selbstdefinition als Einwanderer oder Angehöriger einer ethnischen Gruppe und die Erfahrung der Zuweisung einer Identität durch andere Personen, die sie machen,

bestimmen als soziale Konstruktionen die Integration der Einwanderer mit. Kontakt, Auseinandersetzung und Verhandlung der Identität und die Integration in die Mehrheitsgesellschaft hängen von der Ausgangsbasis in ihrer ethnischen Nische ab. Kollektive Selbstdefinitionen werden positiv oder negativ aufgeladen, je nach der Struktur der Möglichkeiten.

4.3.1. Theorien der Anpassung

Prozesse der Akkulturation und Assimilierung sind eines der dauerhaftesten Themen in der Einwanderungsliteratur. Für die Analyse des sozialen Kapitals ist wichtig, welche Anreize für Einwanderer bestehen, sich an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen, oder ob stärkere Ressourcen mobilisiert werden können, wenn sie dauerhaft in ihrer ethnischen Nische verbleiben. Von einem empirischen Standpunkt aus betrachtet, verweist das Konzept der Assimilation auf vielfältige Anpassungen an die neue Umgebung und auf die Art und Weise wie Einwanderer sich in die sie umgebende Gesellschaft einfügen. In einem normativen Sinn ist Assimilierung mit der Erwartung verknüpft, dass die Einwanderer die eigene Kultur aufgeben oder zumindest nur im Kleinen bewahren und die Moral und Sprache des Gastlandes annehmen. Das alte Bild des *melting pot*⁴⁵ war eine frühe optimistische Sicht der Assimilierung. Der Soziologe Robert E. Park vertrat 1928 noch das klassische Modell der Assimilierung: In einem *race relations cycle* werden die Phasen *contacts, competition, accommodation, and eventual assimilation* durchlaufen.⁴⁶ In den 1960er Jahren wiesen Autoren darauf hin, dass in diesem Modell die Machtverhältnisse und Strukturen im Einwanderungsland vernachlässigt würden (Lieberson 1963).

Die Migrationstheorie ging jedoch weiterhin von der *straight-line theory* oder *bumpy-line theory* aus – einer Assimilierung an die Mehrheit der weißen Mittelklasse (Gans 1992). In diesem Prozess gaben die Einwanderer ihre vorherigen kulturellen Muster auf, sowie ihre ethnische Identifizierung und Sprache und wurden so zu „vollwertigen“ Mitgliedern ihres neuen Landes. In dieser klassischen

⁴⁵ Der Begriff stammt aus einem Theaterstück von Israel Zangwill (1909), das sich mit der Situation der Einwanderer beschäftigt.

⁴⁶ Robert E. Park: „Human Migration and the Marginal Man“. *American Journal of Sociology*, 33, 1928.

assimilationistischen Perspektive werden differenzierende ethnische Eigenschaften wie Sprache, Religion, Hautfarbe als Nachteile gesehen, die eine erfolgreiche Assimilation verhindern (Zhou und Bankston 1996b, 199). Der darin versteckte Rassismus wurde nicht eingestanden, ist aber aus der Argumentation, warum es erstrebenswert sei zur Mehrheitsgesellschaft zu gehören, durchaus erkennbar. Generell geht das Modell der Assimilation davon aus, dass durch Kontakt die besonderen Charakteristika einer Minderheit verschwinden und die Kultur, soziale Institutionen und die Identität der Minderheit durch jene der dominanten Gruppe ersetzt werden.

Bereits in den 1960er Jahren gewann das Konzept der *structural assimilation* an Bedeutung. Gordon sah *identification assimilation* (das Selbstverständnis als Bindestrich-Amerikaner wird aufgehoben) als Endpunkt eines Prozesses, der mit der Akkulturation beginnt, strukturelle Assimilation und *intermarriage* durchläuft und begleitet wird von der Abwesenheit von Vorurteilen und Diskriminierungen durch die Kerngesellschaft (Gordon 1964). Malik beschreibt in einer frühen Studie zur *Pakistani community* in South-East Michigan die Bedeutung der Akkulturation: Der erste Kulturschock pakistanischer Einwanderer als sie mit neuen Ernährungsweisen, der Sprache, der Bekleidung, dem Wetter, den öffentlichen Transportmitteln, neuen Werten, der Religion und dem Bildungssystem konfrontiert sind, weicht schnell der *cross-cultural interaction* und führt schließlich zu Partizipation und Adaption (Malik 1989, 83). Da die Gruppe aufgrund starker kultureller Unterschiede sehr isoliert war, dauerte diese Entwicklung entsprechend lange. Die Rolle der amerikanischen Schüler und Studenten, mit denen pakistanische Kinder und Jugendliche Kontakt hatten, ist dabei äußerst wichtig. Sie sorgen für eine Sozialisierung mit amerikanischen Werten und der anderen Kultur:

Pakistanis started coming to the United States only in very recent years and earlier relationships between the two cultures was (sic!) minimal. Mutual cultural images, based on second hand information which have been partially true persisted through the years. The acculturation of the Pakistanis in America covers a variety of fields of activities, including the changes in habits, life-styles and attitudes. (Malik 1989, 139)

Dabei unterstützt eine Gruppe die Integration besonders:

The acculturation of the Pakistanis in South-East Michigan owes a lot to the personal background of the individuals. The unmarried Pakistanis in their twenties are the most active members in the community in cross-cultural relationships. (Malik 1989, 143f)

Besonders diejenigen Pakistanis, die mit Amerikanern verheiratet sind, haben einen leichteren Zugang zur amerikanischen Kultur.

Strukturelle Assimilation ist in diesem Prozess der entscheidende Schritt, dem die weiteren folgen. Nach Gordon hat der Erfolg der europäischen Einwanderungsgruppen innerhalb von zwei Generationen die Bedeutung der strukturellen Assimilation ebenfalls deutlich belegt. Gordon bewertet die strukturelle Assimilation über und beschäftigt sich nicht mit anderen wichtigen Aspekten, wie etwa der guten wirtschaftlichen Ausgangsbasis. Die drei Theorien mit denen er sich auseinandersetzt – *Anglo-conformity*, *melting pot*, und *cultural pluralism* – sind primär Ideologien. Sie dienen als preskriptive Modelle, wie der Prozess der Intergruppen-Beziehungen in der US-Gesellschaft sich vollziehen soll. Gordon argumentiert, dass Assimilation kein eindimensionales Phänomen ist, sondern verbundene aber analytisch zu differenzierende Prozesse verbindet. Die wichtigsten sind *cultural assimilation*, *structural assimilation* und *marital assimilation* (Gordon 1964, 71). Zentrale Diskussionen um Assimilation sind meist mit der kulturellen Assimilation – oder wie Gordon es nennt *behavioral assimilation* oder *acculturation* – befasst. Dabei geht es um die Übernahme kultureller Charakteristika der dominanten Gruppe, etwa Werte, Sprache, Vorstellungen und Verhaltensweisen.

Als Kritik muss hinzugefügt werden, dass viele Gruppen, die diesen Status erlangt und ihre kulturelle Herkunft teilweise aufgegeben haben, noch lange keine soziale Partizipation erreicht haben. Dieselbe Sprache zu sprechen, Normen und kulturelle Elemente zu teilen, sichert nicht unbedingt den Zugang zu Organisationen, Clubs oder informellen Beziehungsnetzwerken. Sogar die Mitgliedschaft in sekundären Gruppen in der Schule oder am Arbeitsplatz oder in politischen Organisationen eröffnet nicht unbedingt die Primärgruppen. Kulturelle Assimilation muss von struktureller unterschieden werden. Um den sozialen Status noch deutlicher zu definieren beschreibt Greeley neben der kulturellen und strukturellen Assimilation auch die sozioökonomische der Einwanderergruppen aus Europa (Greeley 1974). Heute ist für viele Einwanderer die Möglichkeit der sozioökonomischen Verbesserung versperrt. Die Netzwerke, das soziale Kapital und die kollektive Identität einer ethnischen Gemeinschaft beeinflussen den Prozess der Assimilierung entscheidend mit.

Bildungsabschlüsse, Einkommensverteilung oder die Verteilung auf Berufssparten sagen für sich noch nicht sehr viel über den Grad der sozialen Assimilation oder Integration der verschiedenen ethnischen Gruppen in der Gesellschaft aus. Eine Gruppe kann in allen drei Punkten als erfolgreich gelten und trotzdem ohne physische Interaktion mit der Mehrheit der Bevölkerung sein. Muster der räumlichen Integration werden dann zu zusätzlichen Indikatoren, die über den Grad der Assimilation Aufschluss geben können. *Spatial assimilation* ist dementsprechend erreicht, wenn eine Gruppe eine residenzielle Gleichverteilung (*propinquity*) mit den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft aufweist (Lieberson 1963). Räumliche Isolierung weist auf Desintegration hin. *Residential integration* hat einen großen Einfluß auf die soziale Interaktion, wie Freundschaften zu pflegen, Schulen zu besuchen oder sich zu vermählen. Wie bereits beschrieben, ging schon Gordon von der *marital assimilation* als einem zentralen Element der Integration aus.

Eine Variante der Assimilationstheorie sagt voraus, dass Identitätsverschiebungen tendenziell von niedrigeren zu höheren Statusgruppen stattfinden. Wo soziale Mobilität durch Vorurteile und Diskriminierung blockiert wird, werden Mitglieder der niedrigeren Statusgruppe ihre ethnische Identität verstärken, obwohl sie eigentlich einen höheren Grad der Anpassung erreicht haben (Rumbaut 1996b, 126). Neue theoretische Ansätze tragen der veränderten Situation Rechnung, mit der die Kinder der Einwanderer seit der Gesetzgebung 1965 konfrontiert sind. Einige von ihnen werden soziökonomisch erfolgreich sein und trotzdem starke ethnische Identitäten und Verbindungen pflegen, während andere sich an Subkulturen in den USA anpassen, die nur geringe sozioökonomische Mobilität versprechen. Gans stellt in seiner Analyse der zweiten Generation folgende Szenarien dar: Er deutet an, dass die Kinder der neuen Einwanderer im Verhältnis zum Status ihrer Eltern einen sozioökonomischen Niedergang erleben werden, weil sie es ablehnen, die schlecht bezahlten unsicheren Arbeitsstellen, die die Eltern noch akzeptierten, anzunehmen. Eine Alternative ist nach Gans, dass gerade Kinder, die nicht amerikanisiert werden wollen und den amerikanischen Traum ihrer Umgebung ablehnen, statt dessen in ihrer ethnischen Gemeinschaft verhaftet bleiben. Sie halten sich an die traditionell geltenden Werte und sind im Endeffekt erfolgreicher. Gans zeigt, dass die *straight-line theory* somit umgedreht würde (Gans 1992).

Die zentrale Frage der Assimilationstheorie ist somit, an welchen Sektor der amerikanischen Gesellschaft sich Einwanderer anpassen. Haitianische Kinder gehen hauptsächlich auf die schwarzen Schulen der *inner cities*, weil haitianische Einwanderer sich größtenteils in den Ghettos ansiedeln (Fernández Kelly und Schaffler 1996b, 46). Dieser Weg kann zu einer Abwärtsmobilität führen, da eine Assimilierung an die *inner city underclass* stattfindet. Solche divergierenden Arten der *incorporation* verändern auch das Verständnis von Ethnizität – von einem „linearen“ Prozess zu einem „reaktiven“ Prozess der ethnischen Solidarität und Identitätsbildung. Wie für die weißen europäischen Einwanderer wird Ethnizität optional oder sie wird zum zentralen identitätsstiftenden Moment in einer Diskriminierungssituation. Vielfältige Verbindungen sind möglich:

Still other variants may range from the formation of bilingual-bicultural-binational identities to panethnogenesis and the eventual acceptance of such officially constructed supranational categories as Hispanic and Asian. (Rumbaut 1996b, 124)

Segmented Assimilation greift die diversen möglichen Voraussetzungen auf und beschreibt einen Prozess, bei dem sich die Kinder von Einwanderern durch Zuweisung einer oft auf Rasse beruhenden Identität an ihren koethnischen Gleichaltrigen orientieren und nicht an der weißen Mainstream-Gesellschaft:

A significant body of research describes the process of segmented assimilation, wherein racially defined immigrant youth often adopt the oppositional cultural and economic orientation of their native-born, coethnic peers, rather than that of the white majority. In so doing they may also reject their parents' social and economic strategies. (Light und Gold 2000, 155)

Wenn Einwandererkinder sich an die sogenannte *black underclass* anpassen, wo schulischer Erfolg als *selling out* oder *acting white* abgelehnt wird, adaptieren sie die reaktiven Elemente einer Subkultur. Eine Integration in die Mehrheitsgesellschaft wird so erschwert – Chancen auf soziale Mobilität sinken. In einer solchen Situation bleibt die Ethnizität oft die einzige verfügbare Ressource (Light und Gold 2000, 155). In jenen Gruppen, die starke ethnische Netzwerke aufrechterhalten, Zugang zu finanziellem Kapital und weniger Verbindungen zu Minderheiten haben, kennzeichnet *linear ethnicity* die erste Generation (Portes 1995, 256). Lineare Ethnizität schafft soziales Kapital – soziale Verbindungen durch Kirche und Organisationen führen zur Vermittlung von Arbeit. Die sozialen Verbindungen stützen so zusätzlich die Autorität der Eltern und die Werte gegenüber der zweiten Generation. Diese Gruppen erweisen sich der Akkulturation gegenüber als resistent

und schaffen so bessere Möglichkeiten für die zweite Generation. Portes und Zhou zeigen die Entwicklung von linearer Ethnizität anhand der starken ethnischen Gemeinschaften der chinesischen und koreanischen Einwanderern in den USA (Portes und Zhou 1993). *Reactive ethnicity* repräsentiert eine Form der ethnischen Solidarität, die aufgrund der negativen Erfahrung der Einwanderer im neuen Land gebildet wird (Portes 1995, 256). Die Assimilierung an die Kultur der *inner city* liegt begründet in der gemeinsamen Situation und Erfahrung sozialer Inferiorität und dem Bedürfnis auf eine diskriminierende, von Weißen dominierte Gesellschaft zu reagieren (Tönnies Kategorien von Gemeinschaft und Gesellschaft klingen hier wieder an).

Bei den von Mary Waters untersuchten Jugendlichen aus schwarzen Einwandererfamilien fanden sich sowohl Beispiele für lineare, wie für reaktive Ethnizität. Einige Jugendliche waren – wie ihre Eltern – überzeugt, dass die USA ihnen großartige Möglichkeiten bot. Andere stimmten damit nicht überein, sondern waren überzeugt, dass rassistische Diskriminierung und Feindseligkeiten von Weißen die Möglichkeit ihre Ziele zu erreichen einschränke. Die Kinder von schwarzen Einwanderern in die USA haben so die schwierige Wahl, sich entweder als schwarze Amerikaner zu sehen, oder die ethnische Identität ihrer Eltern aufrecht zu erhalten. Die erste Generation der schwarzen Einwanderer hat sich eher von amerikanischen Schwarzen ferngehalten und ihre nationale Herkunft bzw. ethnische Identität als Einwanderer aus Jamaika, Haiti oder Trinidad bewahrt. Sie wurden als *invisible immigrants* beschrieben, da sie nicht mit anderen Einwanderern, sondern immer mit schwarzen Amerikanern verglichen wurden (Waters 1996b, 172). Die Kinder, die den besonderen Akzent ihrer Eltern verloren haben, sind aus Perspektive der Mainstream Gesellschaft als Einwanderer völlig „unsichtbar“.

Die Art und Stärke der Assimilation ist bedeutend für die sozialen Netzwerke, die aufgebaut werden. In diesem Sinne spielt es für die Mitglieder ethnischer Gemeinschaften eine wichtige Rolle, welche Funktionen eine Gemeinschaft erfüllen kann, oder ob die Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft attraktiver ist. Wenn die Anpassung allerdings an sozial marginalisierte Bevölkerungsteile der Mehrheitsgesellschaft stattfindet, können kaum Ressourcen durch diese Art der sozialen Netzwerke gewonnen werden.

4.3.2. Intergruppen-Beziehungen

Die Beziehungen der Mitglieder unterschiedlicher ethnischer Gruppen müssen im gesamtgesellschaftlichen Umfeld betrachtet werden, da die USA sich als eine Nation mit starker „ethnischer Schichtung“ erweist (Heckmann 1992). Dies bedeutet, dass zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen ein Ungleichheits- oder Schichtungsverhältnis besteht. Positions- und Statuszuweisung erfolgt auch auf der Basis von ethnischer Zugehörigkeit, das heißt der Erwerb von Positionen und Prestige ist nicht nur von Schulbildung, beruflicher Qualifikation oder Besitz abhängig, sondern auch von ethnischer Zugehörigkeit und dem Platz, den eine Gruppe in der Hierarchie der Gesellschaft einnimmt. Schon das Konzept der „ethclass“ von Milton Gordon (1978) arbeitet mit der Prämisse, dass sowohl von sozialer Schichtzugehörigkeit wie von ethnischer Zugehörigkeit relevante Einflüsse auf Gruppenbildung und Bewusstsein von Menschen ausgehen. Ethnische Schichtung verletzt die Chancengleichheit und bedeutet ein starkes Konfliktpotential der Gruppen untereinander. Da soziale Mobilität für die Mitglieder vieler Gruppen nur eingeschränkt möglich ist, schaffen sie sich eine Aufstiegsillusion:

Die Wirkung der Aufstiegsillusion ergibt sich als Effekt des Zusammentreffens von Zuwanderung und ethnischer Schichtung; sie bezieht sich auf Personen, die keine wirkliche Mobilität erfahren haben, sondern in ihren Positionen verharrt sind. (Heckmann 1992, 94)

Negative Stereotypisierung der innerhalb der sozialen Schichtung am nächsten positionierten Gruppen, kann so den eigenen Status zementieren, bzw. einen Aufstieg suggerieren.

Nach dem Zensus von 1990 sind 4,8 Prozent der in den USA lebenden Personen, die sich selbst als „black“ identifizieren, nicht dort geboren. Der größte Teil von ihnen kommt aus der Karibik. Miami und New York City sind die Hauptziele für diese Einwanderer. Momentan sind 25 Prozent der schwarzen Bevölkerung New Yorks nicht in den USA geboren (Waters 1996b, 172). Die 212 von Waters geführten Tiefeninterviews mit schwarzen Einwanderern, deren Kindern und einigen schwarzen und weißen US-Amerikanern, zeigten vielfältige Probleme zwischen schwarzen US-Amerikanern und Einwanderern, sowohl in der Arbeiter- wie in der Mittelklasse. Auf beiden Seiten finden sich negative Stereotypen: Die Einwanderer sehen sich selbst als „[...] hardworking, ambitious, militant about their racial identities but not oversensitive or obsessed with race, and committed to education

and family“ (Waters 1996b, 173). Schwarze Amerikaner werden dagegen als „[...] lazy, disorganized, obsessed with racial slights and barriers, with a disorganized and laissez-faire attitude towards family life and child raising“ bezeichnet (Waters 1996b, 173). Schwarze Amerikaner sehen die Einwanderer als “[...] arrogant, selfish, exploited in the workplace, oblivious to racial tensions and politics in the United States, and unfriendly and unwilling to have relations with black Americans” (Waters 1996b, 174).

Die besondere Schwierigkeit der zweiten Generation der Einwanderer liegt darin, mit den negativen Meinungen ihrer Eltern gegenüber schwarzen Amerikanern und der Vorstellung, Weiße würden auf schwarze Einwanderer positiver reagieren als auf schwarze US-Amerikaner, konfrontiert zu werden und gleichzeitig zu erleben, dass sie sich nicht mehr durch Akzent oder andere Charakteristika von schwarzen US-Amerikanern unterscheiden und folglich auch als solche wahrgenommen werden. Vielen der befragten Jugendlichen sahen kaum Möglichkeiten zu sozioökonomischer Aufwärtsmobilität, sondern eher eine abwärtsführende soziale Mobilität (hauptsächlich die Schüler der *inner city public schools*). Vielfältige Muster für sozialen Aufstieg und Integration in die amerikanische Gesellschaft – wie sie von Assimilationstheorien vertreten werden – greifen bei diesen Einwanderergruppen zu kurz. Sogar mit einem Aufstieg in die Mittelklasse ist aufgrund von Diskriminierungsmechanismen nicht unbedingt der Umzug in andere Wohngegenden verbunden. Zusätzlich wird in der zweiten Generation das Bewusstsein um rassistische Strukturen größer und nimmt einen Teil des Optimismus, den die Eltern sich bewahren konnten. Für die Gruppe der untersuchten Jugendlichen bei Waters spielt so die Kategorie „Rasse“ eine große Rolle und überlagert teilweise das soziale Kapital, das in der eigenen ethnischen Gruppe gebildet werden konnte.

Besonders Jugendliche, die in segregierten Nachbarschaften mit einer geringen Chance auf soziale Mobilität aufwachsen, sind sich nicht bewusst, dass sie über soziales oder kulturelles Kapital durch ihren Einwandererstatus verfügen können. Sie haben nicht viel Kontakt zu Weißen und akzeptieren und übernehmen für sich selbst die negativen Images der Schwarzen, die Massenmedien ihnen liefern. Sie nehmen hin, dass Schwarze von Weißen auf negative Art stereotypisiert werden, dass die schwarzen Nachbarschaften, in denen sie leben, gefährlich sind und sie erleben bei

Gleichaltrigen eine schwarze Kultur. Die Kultur der Einwanderer, die harte Arbeit und Erfolgs im Bildungsbereich vermittelt, wird von ihren Eltern vertreten, von den Kindern aber nicht akzeptiert. Statt dessen herrscht das Gefühl vor, dass ihre Eltern ihnen die Privilegien ihrer amerikanischen *peers* vorenthalten. Sie sehen nicht wie Jugendliche der Mittelklasse die Verbindung zwischen sozialer Mobilität und harter Arbeit, weniger Freizeit und guten schulischen Leistungen. Demzufolge gehören die besseren Schüler zu jener Gruppe, die sich selbst noch als Einwanderer oder als Mitglied einer ethnischen Gemeinschaft definieren. Gibson bestätigt die Bedeutung des schulischen Erfolg für Punjabi Schüler in Kalifornien. Ihre schulischen Leistungen liegen weit über denen weißer Mitschüler durch den starken Einfluss der ethnischen Gemeinschaft, „by avoiding becoming American“ (Gibson 1989).

Das Verhalten der Weißen fördert die negative Selbstidentifizierung. Die von Waters interviewten Weißen machten keine Unterschiede zwischen Schwarzen, sahen ethnische Identität jedoch immer in Verbindung mit einer Klassenzugehörigkeit:

If the association found here between social class and ethnic identity is widespread, this perception could become a self-fulfilling prophecy. It could be that the children of poor parents will not keep an ethnic identity and the children whose parents achieve social mobility will keep the ethnic identity. (Waters 1996b, 195f)

Die Wahrnehmung stärkt das Bild von *island people* als guten Schwarzen und gibt bei Einstellungsentscheidungen *ethnic blacks* den Vorzug vor *American blacks*.

Kinder von Einwanderern müssten möglichst viel Distanz zu schwarzen Amerikanern halten, um ihre Chance auf soziale Mobilität nicht zu verlieren – die Gruppe mit der sie räumliche Nähe am meisten verbindet. Denn sobald Akzent und andere differenzierende Charakteristika abnehmen, werden sie mehr und mehr über die Hautfarbe und nicht über ethnische Zugehörigkeit definiert.

Die Statusunterschiede zwischen den ethnischen Gruppen beeinflussen auch das Verhältnis der Mitglieder zueinander. Freundschaftsnetzwerke zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zeigen, dass egal aus welcher Gruppe sie stammen, die meisten Kinder mit Mitgliedern ihrer eigenen Gruppe befreundet sind und ein Großteil ihrer Freunde nicht in den USA geboren ist (Fernández Kelly und Schaffler 1996b, 44).

Nicaraguanische Kinder berichten von Freundschaften mit Kubanern in einem höheren Maße als andersherum. Dieselben Missverhältnisse werden von Haitianern und Kubanern und Mexikanern und Vietnamesen berichtet. Diese Diskrepanzen können durch zwei Tendenzen erklärt werden. Kubaner und Vietnamesen sehen sich selbst als geschlossene Gemeinschaften und Haitianer, Nicaraguaner und Mexikaner sind anderen in ihrer Umgebung gegenüber aufgeschlossener. Außerdem sind die Beziehungen zwischen Nicaraguanern, Haitianern und Kubanern von einer Statusdifferenz innerhalb der ethnischen Schichtung gekennzeichnet; Kubaner geben nur zögerlich zu, dass sie Nicaraguaner oder Haitianer kennen. Diese Tendenz wird von den Nicaraguanern in sofern gespiegelt, als sie sich von Kubanern diskriminiert fühlen (Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 44).

Manche Diskriminierungen der ethnischen Gruppen untereinander hängen stark mit dem panethnischen Effekt zusammen. Nicaraguaner sehen Kubaner in Miami als Quelle von Diskriminierungen, wo die hispanische Gemeinschaft intern durch nationale Zugehörigkeit stark gespalten ist. Die Kubaner besetzen dabei eine vorrangige Position und sind so in der Lage ihre Macht als Diskriminierung umzusetzen. Auf der anderen Seite nutzt Mexikanern in der koethnischen Gemeinschaft in San Diego ihre Stärke nicht. Ein extrem feindliches Klima gegenüber mexikanischer Einwanderung in Kalifornien, das sich seit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation verstärkt, führt zu starken Diskriminierungen der Mexikaner. Durch die schlechte Arbeitsmarktlage werden sie als *scapegoats* gesehen. Vietnamesen fehlt eine schützende Gemeinschaft meist völlig. Sie leben in armen Gegenden, die größtenteils von Schwarzen bewohnt werden und erleben ebenfalls starke Diskriminierung (Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 46).

Die Chance auf soziale Mobilität einer Gruppe hat einen starken Einfluss auf die Interaktion mit Mitgliedern anderer ethnischer Gemeinschaften. Konkurrieren etwa mehrere Einwanderergruppen um die Arbeitsplätze im Niedriglohnsektor, profitieren die Unternehmer, die Mitglieder der ethnischen Gemeinschaften finden sich jedoch in Konflikten wieder. In einer von Klassenstrukturen bestimmten Gesellschaft ist der soziale Status häufig an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe gebunden.

4.3.3. Klassentheorien zu Ethnizität und Hautfarbe

Die klassischen Autoren der Soziologie gingen in ihrem Glauben an die Modernisierung davon aus, dass Ethnizität eine immer weniger große Rolle spielen würde. Nachdem das Phänomen der ethnischen Identifizierung aber nicht verschwand, sondern sogar an Bedeutung gewann, ist das Verständnis seit den 1960er Jahren umgekehrt und Ethnizität wird als ein „natürliches“ Phänomen beschrieben, das nie an Bedeutung verlieren kann. Ethnizität wird als *primordial attachment* (Geertz 1963, 109) bezeichnet, als eine Kraft von der man sich kaum lösen kann: „These congruities of blood, speech, custom, and so on, are seen to have an ineffable, and at times overpowering coerciveness in and of themselves.“ (Geertz 1963, 109). Ethnizität als primordiale Verbindung hat zwei Implikationen: Sie führt auf der einen Seite zu einer starken Solidarität der *in-group* und auf der anderen Seite zur Ablehnung derjenigen, die nicht zur eigenen Gruppe gehören. Ethnozentrismus ist danach ein „natürliches“ menschliches Gefühl (Gordon 1978, 73).

„Natürlicherweise“ präferieren die Weißen nach dieser Annahme das Zusammenleben mit anderen Weißen, denen sie ähnlich sind. Die Annahme, dass Ethnizität eine primordiale Kategorie sei, führt zu einer bestimmten Logik der Untersuchung, denn dann werden nur die Konsequenzen dieser Orientierung untersucht. Sie können negativ sein, in Form von Vorurteilen und Diskriminierungen; oder sie sind positiv und statten die Gruppe mit einer starken Identifizierung aus (Gordon 1964; Bonacich 1991, 61). Edna Bonacich nennt drei Gründe warum die Primordialität von ethnischen Verbindungen angezweifelt werden sollte: Erstens belegen die Probleme der Grenzziehung, dass keine klaren ethnischen Zugehörigkeiten bestehen, denn spätestens in der zweiten Generation gibt es multiple Zugehörigkeiten. Um klarzustellen, wer zu welcher Gruppe gehört, müssen dann Regeln der Abstammung eingeführt werden. Die Zugehörigkeiten stellen eher soziale „Entscheidungen“ dar als natürliche Gefühle. Zusätzlich können die Grenzen insofern manipuliert werden, als Personen eingegliedert oder ausgeschlossen werden. Gerade die europäischen Einwanderer wurden lange als getrennte Gruppen wahrgenommen, bevor sie zu Weißen verschmolzen. Genauso ist die Gruppe der Asian Americans heute konstruiert und umfasst ethnische Gemeinschaften mit sehr

unterschiedlichen Charakteristika. Ein zweiter Einwand bezieht sich darauf, dass gemeinsame Herkunft intra-ethnischen Konflikt nicht verhindern konnte. Drittens sind Konflikte, die sich auf Ethnizität beziehen vielfältig und unterschiedlich gewaltsam. Wenn Ethnizität eine natürliche und unvermeidliche Verbindung zwischen Menschen darstellen würde, müsste es immer eine starke Kraft in gemeinschaftlichen Belangen sein (Bonacich 1991, 61f). Obwohl die Einwände Bonacichs etwas blass bleiben – denn der Konflikt zwischen Gruppen hängt zu einem wesentlichen Teil auch vom Grad der Unterschiede zwischen den Gruppen im Hinblick auf Hautfarbe oder Kultur ab – stellt sie vielfältige Ansätze dar, die den Zusammenhang zwischen Ethnizität und Klasse deutlich machen.

Klassentheorien versuchen eine breite Erklärung für ethnische Solidaritäten und Spannungen zu liefern und weichen vom Verständnis der Ethnizität als natürliches Phänomen ab. Gemeinsam ist ihnen, dass sie ethnische Bewegungen als politisch und nicht primordial sehen und deren materielle Wurzeln im Produktions- und Wirtschaftssystem. Eine der einfachsten Klassentheorien zu Ethnizität und Nationalismus ist die kapitalistische Entwicklung hin zu nationalen Märkten. Diese Bewegung des *nation-building* erreichte ihre Spitze im Europa des 19. Jahrhunderts. Die Frage warum weiße und schwarze Arbeiter im Süden der USA sich nicht solidarisiert haben, kann durch *super-exploitation* beantwortet werden. Laut diesem Ansatz wird Ethnizität oder Hautfarbe von den Unternehmern benutzt, um die Arbeiterklasse zu teilen. Ein Segment der Arbeiter – meistens diejenigen mit der dunkleren Hautfarbe – wird dabei stärker unterdrückt als ein anderes – oft Personen mit derselben Hautfarbe wie die Unternehmer. Rassistische Ideologien unterstützen gerade im Süden der USA diese Ausbeutung. So können Unternehmer vielfältigen Anforderungen des Arbeitsmarkt entsprechen, etwa dem gleichzeitigen Bedarf an einer stabilen gutausgebildeten Gruppe von Arbeitskräften – die zum Beispiel beim Staat angestellt sind – und einer flexiblen Gruppe im Niedriglohnsektor.

In einem sogenannten *split labor market* sind die ausgebildeten Arbeiter vom Niedriglohnsektor bedroht. Sie reagieren auf diese Bedrohung, indem sie Arbeiter aus dem Niedriglohnsektor nicht voll am Arbeitsmarkt partizipieren lassen. Wo die dominante Gruppe Arbeitnehmer erfolgreich ist, sind Minderheiten aus den

fortschrittlichen Sektoren des Arbeitsmarktes ausgeschlossen und leiden oft unter hoher Arbeitslosigkeit.

Diese Theorien vertreten einen Untersuchungsansatz der ethnische Phänomene in einen Kontext der Globalisierung und der Entwicklung eines weltweiten Kapitalismus einbindet. Die besondere Struktur des Arbeitsmarktes muss als entscheidendes Kriterium für inter-ethnische Konflikte gesehen werden. Die Stärke einer ethnischen Gruppe bei der Etablierung im ökonomischen Bereich ist dabei oft an ihre Fähigkeit, soziales Kapital zu mobilisieren, gebunden. Sowohl selbständige Unternehmer – in Form von informellen Krediten oder Angestellten aus der eigenen ethnischen Gemeinschaft – wie auch Arbeiter in verschiedenen Sektoren – bei der Informationsvermittlung usw. – profitieren von sozialem Kapital. Die oben genannten Klassentheorien finden im nächsten Kapitel zur speziellen Struktur des Arbeitsmarktes in den USA ihre Anwendung.

4.3.4. Segmentierter Arbeitsmarkt und ethnische Ökonomien

Die Einwanderung in die USA war immer eng an die wirtschaftliche Entwicklung gekoppelt. Die besondere Struktur des amerikanischen Arbeitsmarktes erlaubte es Einwanderer als billige Arbeitskräfte einzusetzen. Gleichzeitig entstanden so Enklaven, in denen nur eine bestimmte ethnische Gruppe arbeitete: Angefangen mit den Iren im Eisenbahn- und Kanalbau führte die Organisation einzelner Wirtschaftsbereiche zu solchen Spezialisierungen. Heute wird der amerikanische Arbeitsmarkt meist unter bestimmten theoretischen Vorgaben betrachtet. Die komplexen Strukturen des amerikanischen Arbeitsmarktes sollen hier nur unter Aspekten betrachtet werden, die für die Frage nach dem sozialen Kapital in den einzelnen Communities relevant sind. Soziale Netzwerke sind Strukturen, in die ökonomische Transaktionen eingebunden sein können. Sie sind oft in größere Aggregate, wie ethnische Gemeinschaften, eingegliedert. Im ökonomischen Sinn bedeutet soziales Kapital:

Social capital refers to the capacity of individuals to command scarce resources by virtue of their memberships in networks or broader social structures. Such resources may include economic tangibles like price discounts and interest-free loans, or intangibles like information about business conditions, employment tips, and generalized 'goodwill' in market transactions. The resources themselves are not social capital; the concept refers instead to the individual's ability to mobilize them on demand. (Portes 1995, 12)

Basis der aktuellen Entwicklung ist der weiterhin andauernde Bedarf der US-Ökonomie an billigen Arbeitskräften. Im Verständnis des neoklassischen Modells des Arbeitsmarktes bestimmen vor allem Angebot und Nachfrage die Situation der Arbeitskräfte. Andere Faktoren wie etwa institutionelle Maßnahmen oder ähnliches finden hier kaum Berücksichtigung. Innerhalb dieses Modells ist die Art der Arbeitsstelle, die ein Einwanderer finden kann, und die Höhe seines Lohns abhängig vom Humankapital der jeweiligen Person (Sassen 1995, 88). Für den Großteil der Einwanderer ist die erste Informationsquelle zur Beschaffung von Wohnung und Arbeit die ethnische Gemeinschaft. Oft findet sich direkt innerhalb dieser Netzwerkstruktur ein Arbeitgeber. Vor allem Sozialwissenschaftler haben deshalb versucht diese Faktoren in die Analyse des Arbeitsmarktes mit aufzunehmen.

Schon der schwarze Politiker Booker T. Washington war ein starker Befürworter der ethnischen Ökonomie und wollte Unternehmertum als Strategie für die Verbesserung der Situation der Schwarzen in den USA nützen. Im Jahr 1900 gründete er die *National Negro Business League* zur Föderation und Verbesserung der wirtschaftlichen Situation schwarzer Amerikaner. Er glaubte, dass mit dem Erreichen wirtschaftlicher Macht politische Rechte und die Verbesserung der sozialen Situation leichter eingefordert werden könnten. Allerdings setzte sich bei der *Niagara Conference* von 1905 sein politischer Widersacher William E. B. DuBois mit seiner Organisation durch, der vorrangig das Wahlrecht und einen besseren Zugang zu Bildung für Schwarze forderte und weniger auf die Ökonomie setzte. Besserer Zugang zu ökonomischer Macht ist in den USA bis heute eine der zentralen Forderungen der *Black community* geblieben.

Von einer *ethnic economy* ist die Rede, wenn Arbeitnehmer und Arbeitgeber aus derselben ethnischen Gruppe kommen (Light und Gold 2000, 4). Teil einer ethnischen Ökonomie sind sogenannte *middleman minorities* (Light und Gold 2000, 6). *Middlemen minorities* gelingt es, aus dem dualen Arbeitsmarkt auszubrechen. Sie sind meist Gruppen, die sich auf den Handel spezialisieren und gehören zur sogenannten „petite bourgeoisie“. Eine zentrale Ressource der *middlemen minorities* ist die billige Arbeitskraft ihrer Koethnics (Bonacich 1991, 60-67).

Schon in vorkapitalistischer Zeit gab es diese Gruppen als Händler in allen Regionen der Welt. Als sich der Kapitalismus verbreitete, wurden kleine Geschäfte und selbständige Händler immer mehr von rational organisierten Unternehmen abgelöst. Die traditionellen Geldgeschäfte wurden im Rahmen dieser Entwicklungen von international agierenden Bankhäusern und Versicherungen abgelöst – den Finanzinstituten des modernen Kapitalismus. Trotz diesen Neuerungen blieben *middleman minorities* bestehen, die auf spezielle Ressourcen zurückgreifen konnten: Unternehmerische Werte und soziale Netzwerke haben zur Dauerhaftigkeit beigetragen. So konnte über Generationen die Tradition der Familie und des Unternehmens weitergeführt werden. Die Untersuchung der *middleman minorities* bezog sich hauptsächlich auf die weniger industrialisierte Welt, wo sich traditionelle Wirtschaftsstrukturen länger halten konnten. Allerdings blieben auch in den hochkapitalistischen Wirtschaftssystemen der westlichen Länder Sektoren erhalten, in denen ethnische Unternehmen Bestand hatten. Das Konzept wurde hauptsächlich auf Händler angewandt und war so kein analytisches Instrument um die Unternehmen von Kubanern auf Puerto Rico oder von Koreanern in Kalifornien zu untersuchen. Bonacich benutzt den Begriff, um solche Gruppen zu beschreiben, die sich auf Handel und Finanzdienstleistungen innerhalb einer größeren aber verarmten Umgebung spezialisiert haben (Bonacich 1991, 66).

Middlemen unterscheiden sich in ihrer nationalen und kulturellen Zugehörigkeit und manchmal auch in der Hautfarbe von den Gruppen, zu denen sie in Beziehung stehen. Sie besetzen ökonomisches Terrain, das von den *mainstream businesses* aufgegeben oder verlassen wurde und bilden so einen Puffer zwischen diesen Geschäften und der armen Bevölkerung, die sie bedienen. Sie akzeptieren das höhere Risiko dieser Transaktionen, um gleichzeitig die Möglichkeit zu nutzen, höhere Preise zu erzielen. Früher haben italienische und jüdische Händler diese Rolle in den gefährlichen Innenstädten gespielt. Sie wurden jedoch von chinesischen oder koreanischen Einwanderern abgelöst. Ein Beispiel für die Dominanz einer ethnischen Gruppe in der Befriedigung der Konsumwünsche einer anderen Gruppe sind koreanische Geschäfte in den *inner cities*, die ansonsten eine geringe Dichte an Geschäften aufweist. Die Unternehmer bedienen ein schwarzes und hispanisches Klientel und befinden sich durch ihr Umfeld eher in physischer Gefahr als andere Ladenbesitzer:

Korean entrepreneurs operating businesses in minority areas take the middleman minority role, distributing corporate products to lower income minority members. This role makes Korean merchants vulnerable to crime, vandalism and other problems associated with lower income, minority areas. (Min 1994, 255)

Im Jahr 1992 waren von den Plünderungen während der sogenannten L. A. Riots besonders koreanische Geschäfte betroffen. Nach Bonacich ist dies auf ihre Rolle als *middleman minority* zurückzuführen:

Rather than having the colonizer or the colonized play the role of shopkeepers and small-scale employers, that role is handed over to a third party, an outsider group. [...] Having a middleman group play this role is of use to the oppressors. First, the antagonism of the oppressed gets redirected from the primary target, in this case the white corporate establishment, to the middleman group. [...] Second, because the middleman group is an outsider group, they can be easily dispensed with. The oppressors have no particular loyalty to them, and so they can be served up as targets for oppressed anger. (Bonacich 1994, 405)

Das Interesse der Sozialwissenschaften an ethnischen Ökonomien wurde in einer ersten Publikation Ivan Light's mit dem Titel *Ethnic Enterprise in America* (1972) deutlich. Er verglich die Selbständigkeit von chinesischen und japanischen Einwanderern und African-Americans und stellte die Bedeutung des sozialen Vertrauens für Unternehmertum fest. Soziales Kapital spielt in diesem Werk auch in Form von *rotating credit associations* eine Rolle. Zu einer „ethnischen Ökonomie“ gehören die Unternehmer, Angestellte und unbezahlt mitarbeitende Familienmitglieder, die alle derselben ethnischen Gruppe angehören:

In this sense, the Cuban ethnic economy of Miami comprises self-employed Cubans, Cuban employers, and their Cuban employees in Miami. The Cuban ethnic economy does not include Cubans who work for wages in the general economy. (Light und Gold 2000, 9)

Kubaner die als staatliche Angestellte, für internationale Unternehmen oder für private Unternehmen von Nicht-Kubanern arbeiten, gehören nicht zur ethnischen Ökonomie.

Für die Definition einer *ethnic enclave economy* wird ebenfalls die kubanische Wirtschaft in Miami benannt. Die Hälfte der Bevölkerung in Miami hat kubanische Vorfahren. Miamis Little Havana hat immer noch eine hohe Konzentration an Firmen mit kubanischen Eigentümern, in denen kubanische Angestellte arbeiten. Die Enklave hat in diesem Fall eine stark räumliche Komponente. Im Gegensatz zu vielen anderen ethnischen Enklaven findet sich hier jedoch eine horizontale wie vertikale Integration. Kubaner oder Cuban Americans sind in allen Berufssparten vertreten (Light und Gold 2000, 15). Das Konzept der ethnischen Enklavenökonomie steht heute sehr stark im Zusammenhang mit einer räumlichen Bündelung der

Unternehmen und stellt so eine Spezifizierung der ethnischen Ökonomie dar. Jede ethnische Minderheit hat eine ethnische Ökonomie, aber nur einige befinden sich in einer territorialen Bündelung und können wirtschaftliche Vorteile mobilisieren.

Das Konzept der *ethnic enclave economy* wird oft identisch mit der ethnischen Enklave verwendet, hat aber eigentlich einen anderen Ursprung. Der Hintergrund eines *dual labor market* wird hier stärker reflektiert (Light und Gold 2000, 12). Im Deutschen wird dieser Teil des Arbeitsmarktes eher als „sekundärer Arbeitsmarkt“ bezeichnet. Dieser Begriff bezieht sich auf die Tatsache, dass in den USA Frauen und Minderheiten stark in einem untergeordneten Bereich beschäftigt sind, wo der Statusgewinn und die Bezahlung schlechter sind als im primären Arbeitsmarkt. Sozialwissenschaftler sprechen von einem „segmentierten Arbeitsmarkt“, da die Grenzen zwischen den einzelnen Bereichen relativ unüberwindbar scheinen. Für die Existenz ethnischer Nischen ist die Struktur des zweigeteilten Arbeitsmarktes zentral. Viele ethnische Unternehmer betätigen sich in der sogenannten *informal economy*. Die informelle Ökonomie ist definiert als die totale Summe aller Aktivitäten, die mit Lohn bezahlt werden, außerhalb der regulierten Wirtschaft. Informelle Aktivitäten unterscheiden sich von kriminellen insofern, als dass mit Gütern und Dienstleistungen gehandelt wird, deren Produktion und Marketing unreguliert sind. Einige ethnische Minderheiten sind in der informellen Ökonomie besonders präsent:

There is a strong tendency for such operations to be located in densely populated areas with very high shares of immigrants, mostly Hispanic. Chinese are also prominent, however, as are Koreans and certain European nationalities. Brighton Beach, an area with almost exclusively Russian emigré population, was found to have an extremely diversified informal economy. (Sassen 1989, 63)

Informelle Strukturen erlauben ethnischen Unternehmern, die teuren Steuer- und Arbeitsregelungen zu umgehen. Besonders wenn Unternehmen der informellen Ökonomie in Netzwerkstrukturen eingebunden sind, sind die Risiken sowohl für Unternehmer, wie für Angestellte und Kunden geringer: „The viability of such firms is predicated on their being embedded in a milieu where social capital stemming from solidarity and trust compensates for illegality and the lack of formal means of redress.“ (Portes 1995, 31)

Neben der Mobilisierung von Kapital ist die Arbeitskraft eine wichtige Quelle in einer ethnischen Wirtschaftsnische. Die ethnische Solidarität kommt zum Tragen,

wenn Arbeiter, die erst in einem Unternehmen ausgebildet werden – was für den Unternehmer teuer ist und das Risiko des Weggangs des Arbeiters birgt – nach ihrer Ausbildung das Unternehmen nicht verlassen. In die Ausbildung eines Arbeiters zu investieren, ist so für beide Seiten weniger riskant. Bei der Vermittlung von Arbeit durch ethnische Netzwerke profitieren ebenso beide Seiten: Die Unsicherheit bei unbekanntem Arbeitgebern ausgenutzt zu werden, wird so reduziert, Freunde können Fahrtkosten reduzieren, erläutern, wie eine Aufgabe zu erledigen ist. Die Suche kostet den Arbeitgeber nichts und er bekommt sehr verlässliche Arbeitskräfte. Teil dieses Systems ist, dass wenig ausgebildete legale oder illegale Einwanderer die Arbeiten mit dem niedrigsten Lohn akzeptieren müssen. Arbeiter in ethnischen Ökonomien leiden besonders unter den niedrigen Löhnen, langen Arbeitszeiten und schlechten Arbeitsbedingungen, denen sie ausgeliefert sind. Außerdem bietet das ethnische Umfeld kaum einen Anreiz Englisch zu lernen. Das Beherrschen der englischen Sprache wäre die Grundlage, um sich außerhalb der ethnischen Ökonomie zu orientieren.

Ethnische Unternehmen befriedigen die besonderen Wünsche der koethnischen Bevölkerung – so zum Beispiel asiatische Lebensmittelgeschäfte oder spanischsprachige Radiostationen im Großraum Los Angeles. Allerdings gilt für die meisten Unternehmen im Konsumgüterbereich, dass die ethnische Nische nicht ausreicht, um ein florierendes Geschäft zu betreiben (Light und Gold 2000, 120f). Die Verbindung zwischen Geschäften in den USA und der Produktion außerhalb des Landes haben besonders taiwanesischen, chinesischen und koreanischen Geschäftsleute effizient zu nutzen gewußt. Bereits in den 1970er Jahren wurde Korea der Hauptproduzent von Perücken, Korean-Americans monopolisierten den Import und Verkauf.

Dabei gilt für ethnische Unternehmer, dass sie sowohl horizontale wie vertikale Integration für den Erfolg ihrer Unternehmen nutzen:

Horizontal integration involves ethnic business owners cooperating to choose store location, avoid competitive pricing, pool information, and engage in collective buying. *Vertical integration* occurs when a whole package of business services – ranging from credit, wholesale goods, and maintenance to parking, transportation, real estate, manufacturing, and import-export concessions – are provided by coethnics. (Light and Gold 2000, 122; kursiv im Original)

Die ethnische Enklave kann so für Unternehmer viele Vorteile bieten, nicht alle sind jedoch auf ihre ethnischen Kontakte zurückzuführen. In den Untersuchungen werden dementsprechend Klassenressourcen und ethnische Ressourcen differenziert.

4.3.5. Klassenressourcen und ethnische Ressourcen

Für die Gründung eines Unternehmens in der ethnischen Ökonomie brauchen Unternehmer Ressourcen. Die Kapazität, ein Unternehmen zu gründen, hängt dabei stark von *class* und *ethnic resources* ab. Klassenressourcen sind die kulturelle und materielle Ausstattung einer Bourgeoisie (Light und Rosenstein 1995, 170). Die Rolle von Geld und Bildung als Klassenressourcen ist bereits in vielen Studien belegt. Über finanzielles Kapital verfügen zu können, ist eine entscheidende Basis für Unternehmertum. Das Verhältnis von weißen und schwarzen Unternehmern zeigt, dass das niedrigere Einkommen der schwarzen Amerikaner seltener zu einer Entscheidung für Selbständigkeit führt (Light und Gold 2000, 85). In erster Linie ist das ersparte Geld die Grundlage für eine Unternehmensgründung. Zusätzlich spielen Kredite der Bank eine Rolle. Das Geldleihen von Verwandten oder Freunden hängt sehr stark von den kulturellen Normen in einer Gruppe ab. Auch die Stärke der informellen ethnischen Institutionen ist von Gruppe zu Gruppe sehr unterschiedlich. So erleichtern die starken *rotating credit unions* asiatischen Unternehmern das Mobilisieren von Finanzkapital (Light und Gold 2000, 87).

Neben dem Finanzkapital spielt das Humankapital eine wichtige Rolle. Ausbildung und Arbeitserfahrung sind die wesentlichen Bestandteile. Formale Ausbildung erhöht die persönliche Produktivität. So ist die durchschnittliche Ausbildung von amerikanischen Unternehmern höher als die der Durchschnittsbevölkerung (Light und Gold 2000, 88). Am deutlichsten sichtbar ist diese Tendenz bei der Gruppe der Hispanics: „Nearly 30% of Hispanic employers were college graduates compared with only 8.8% of the Hispanic adult population“ (Light und Gold 2000, 88). Der niedrige Prozentsatz hispanischer Hochschulabgänger spiegelt sich in der verhältnismäßig geringen Zahl hispanischer Unternehmer. Auch der Unterschied in Zahlen zwischen weißen und schwarzen Unternehmern lässt sich nicht nur durch das höhere Finanzkapital erklären, sondern zusätzlich durch mehr Humankapital. Die

Verfügbarkeit von mehr Kapital bedeutet sich Bildung „kaufen“ zu können – betrachtet man vor allem die Studiengebühren fürs College in den USA. So sind Finanz- und Humankapital direkt verknüpft. Nach Bourdieu bestimmt aber auch der Habitus das Verlangen nach dem Erwerb von Humankapital mit – als klassenspezifischer Habitus. Sowohl Finanz- wie auch Humankapital sind eindeutige Klassenressourcen.

Als drittes Element der Klassenressourcen (neben Finanzen und Habitus) bestimmt kulturelles Kapital die strategischen Entscheidungen Humankapital zu erwerben mit.⁴⁷ Das Wissen um bestimmte Statuselemente kann in finanzielles Kapital umgewandelt werden. Kunst, Literatur, Musik aber auch Architektur, Innenarchitektur, Kochen und Mode sind Möglichkeiten in denen kulturelles Kapital einen Ausdruck findet. Bei der Vermittlung spielen familiäre und schulische Sozialisierung die zentrale Rolle. Ein Bildungsabschluss kann gleichzeitig Beleg für Humankapital, wie für kulturelles Kapital sein, denn:

The difference between human capital and cultural capital resides in how the capital benefits its owner. Human capital increases its owner's productivity, a competence employers reward with wages. In contrast, cultural capital conveys prestige recognition on the strength of which people get desirable jobs, marriages, and business contracts. (Light and Gold 2000, 91)

Einen besonderen Einfluss auf das Unternehmertum hat dabei die Präsenz von anderen Unternehmern in der Familie, denn so wird Unternehmertum als kulturelles Kapital vermittelt.⁴⁸

Soziales Kapital kann ebenfalls als klassenspezifische Ressource wirken. Light und Gold unterscheiden klassenspezifisches und ethnisches soziales Kapital: „*Class-derived social capital* is ownership of class-derived social relationships that facilitate entrepreneurship.“ (Light und Gold 2000, 94; kursiv im Original). So können die Kunden und Kontakte eines Unternehmens vom Vater auf den Sohn übergehen. Soziales Kapital stellt eine Klassenressource dar, wenn sie durch die Klassenzugehörigkeit des Unternehmers und nicht durch seine ethnokulturelle Identität bestimmt sind. Light und Gold unterscheiden *acquired social capital* von *inherited social capital*. So hat der New Yorker Immobilienmogul Donald Trump von seinem Vater nicht nur Immobilien, sondern auch Kontakte geerbt (*inherited*). Er

⁴⁷ Erläuterungen zu den verschiedenen Kapitalformen finden sich in Kapitel 2.1.1.

⁴⁸ Siehe Zahlen hierzu in Light und Gold 2000, 92ff.

selber musste diese sozialen Kontakte weiterhin pflegen und konnte durch seine Ausbildung an der Wharton School of Finance neue Kontakte hinzufügen (*acquired*). In der chinesischen Wirtschaft entspricht die Idee des *Guanxi* dieser Ressource. *Guanxi* ist die Fähigkeit effiziente soziale Kontakte aufzubauen und sie in wirtschaftlicher Hinsicht zu nutzen (Light und Gold 2000, 95).

Kulturelles, soziales und Humankapital sind auch im Hinblick auf das ethnische Unternehmertum miteinander verbunden. Das Wissen um die Bedeutung und Nützlichkeit sozialen Kapitals gehört gewissermaßen zum kulturellen Kapital eines Unternehmers – meist wird dieser Aspekt bereits als „networking“ an Business Schools unterrichtet. Soziales Kapital unterstützt die Eltern bei ihrer Erziehungsleistung. Diese Fähigkeit erhöht den potentiellen Erfolg in Schule und weiteren Bildungssystemen und damit auch das Humankapital der Kinder – wie von James Coleman vielfach belegt. Die Bedeutung dieser drei Kapitalformen auch unabhängig von Finanzkapital kann nach Light und Gold am Beispiel kubanischer Einwanderer in Miami belegt werden. Die Flüchtlinge vor dem Mariel Exodus kamen aus der kubanischen Oberschicht. Sie gehörten zu Familien von reichen Unternehmern und Managern in Kuba oder waren es selber. Nach der kubanischen Revolution 1958 kamen die Flüchtlinge allerdings arm ins Land, denn die Kommunisten hatten ihren Besitz beschlagnahmt. Innerhalb einer Generation gelang es ihnen jedoch, wieder zu Besitz und Status zu kommen. Sie nutzen ihr soziales, kulturelles und Humankapital. Ihre Klassenressourcen hatten auch ohne die materielle Basis funktioniert (Light und Gold 2000, 97).⁴⁹ Im Gegensatz dazu hatten die armen Flüchtlinge aus Haiti in Miami nicht nur kein Geld, sondern auch keine Klassenressourcen. Die Entwicklung zu einer wirtschaftlich sicheren Position dauerte in dieser Gruppe entsprechend länger.

Gerade für Unternehmer, die nicht über Klassenressourcen verfügen, sind ethnische Ressourcen existentiell.⁵⁰ Dabei können nicht alle Mitglieder einer ethnischen Gruppe auch über dieselben Ressourcen verfügen. So unterscheiden sich etwa die Chinatowns in New York und San Francisco in vielfältiger Hinsicht – historisch,

⁴⁹ Zusätzlich erhielten die Kubaner als „erwünschte“ Flüchtlinge Unterstützungsleistungen von der Regierung und viele von ihnen hatten bereits vor ihrem Verlassen Kubas Gelder in die USA transferiert.

⁵⁰ Anhänger der neoklassischen Wirtschaftstheorie und Marxisten negieren dies und nennen nur klassenspezifische Ressourcen.

wirtschaftlich, kulturell, politisch, linguistisch – und die *Black community* in Detroit ist anders strukturiert als jene in Atlanta. Die ethnischen Ressourcen hängen sehr stark von den lokalen Bezügen zur Umgebung ab. In den meisten Fällen lassen sich klassenspezifische und ethnische Ressourcen nicht klar trennen:

Hence, jobs in corporate management have been traditionally filled on the basis of religion, national origins, and leisure styles (as well as the possession of educational credentials) – criteria that are linked to both class and ethnicity. (Light und Gold 2000, 107)

Wissenschaftler haben zwei wesentliche Elemente festgelegt, wie Mitgliedschaft in einer ethnischen Gruppe zu ökonomischen Ressourcen führen kann. Auf der einen Seite werden die besonderen Fähigkeiten und Wahrnehmungen einer ethnischen Gruppe aus ihrem Heimatland oder in ihrer Enklave gesehen. Dieses *tool kit* aus Symbolen, Mythen und Riten, das Konfigurationen herstellen kann, bezeichnen Light und Gold als „the ‚orthodox‘ view of culture“ (2000, 107). Nach dieser Interpretation haben die Mitglieder einer ethnischen Gruppe schon durch ihre Sozialisierung spezielle Fähigkeiten und besonderes Wissen: „Jamaican immigrants know about Reggae music, Mexican immigrants can cook Mexican food, and Israelis are well prepared to work as Hebrew teachers.“ (Light und Gold 2000, 107) Da es in der amerikanischen Gesellschaft einen Bedarf an diesen Fähigkeiten gibt, können sie eingesetzt werden, um finanzielle Entlohnung zu erlangen. Gerade das *tool kit* kann auch Normen beinhalten, die die Zusammenführung von finanziellen Mitteln, das gemeinsame Nutzen von Ressourcen oder die Zusammenarbeit fördern und so indirekt wieder das ökonomische Vorankommen erleichtern. Auf der anderen Seite ermöglicht Ethnizität als Kriterium die Definition einer „Solidargemeinschaft“. Die ethnische Gruppe wird durch Grenzziehung auf Kooperation und Solidarität verpflichtet. Meistens wirken jedoch beide Phänomene zusammen: „In many cases, both tool kit and boundary making elements of ethnic solidarity transcend class boundaries, uniting groups marked by different class positions and interests“ (Light und Gold 2000, 108):

Für die ethnischen Ressourcen ist das bereits beschriebene Konzept der *reactive solidarity* wichtig: Mitglieder einer Minderheit, denen Fähigkeiten, formale Zeugnisse, sprachliche Möglichkeiten, kulturelles Wissen oder einfach der legale Status fehlen, um wirtschaftliche Chancen in der Mehrheitsgesellschaft zu bekommen, werden so durch ihre ethnische Gemeinschaft alternative Möglichkeiten

geschaffen. Theorien des Ethnozentrismus betonen die Freiwilligkeit der sozialen Distanz einiger Gruppen zum Mainstream:

A wide array of ethnic groups such as Orthodox Jews, Amish, Mormons, Fundamentalist Protestants, Nation of Islam members and upper-class WASPS maintain self-segregation through informal interaction patterns and because of religious teaching that stress avoidance of worldliness and disengagement from nonbelievers. (Light and Gold 2000, 109)

Für viele Gruppen war (und ist) die Diskriminierung durch die Mehrheitsbevölkerung auslösendes Element für die Solidarität innerhalb der Gruppe. Manchmal versuchen jedoch auch statusorientierte Gruppen durch Ausschlussverfahren die positiven Einflüsse der Gruppenpartizipation zu begrenzen. So zum Beispiel die WASPS nach 1890, die durch ein Netzwerk von exklusiven Clubs, Internaten, Ivy League Colleges und Freizeitanlagen eine gemeinsame Subkultur geschaffen haben.

Ethnische Gruppen versorgen ihre Mitglieder mit Finanzkapital in Form von *personal loans*, durch *rotating savings and credit associations* (ROSCAs) und *loan societies*. Im informellen Kontext wird Humankapital in Form von Fähigkeiten wie das Kochen besonderer Mahlzeiten, die Organisation eines Kleinbetriebes, oder Handarbeit oder ein besonderes Handwerk weitergegeben. Allerdings gibt es auch eine kleinere Zahl von Bildungsinstitutionen, die der einen oder anderen Gruppe zuzuordnen sind, so zum Beispiel die Universitäten Howard, Brandeis und Brigham Young. Kulturelles Kapital, vermittelt durch die ethnische Gemeinschaft, kann sich vielfältig äußern. Ein Japanese American, der von seinen Eltern japanische Sprache und Kultur vermittelt bekommen hat, wird sich mit Sushi auskennen, aber auch japanischen Unternehmern eine in den USA produzierte Maschine verkaufen können (Beispiel von Light und Gold 2000, 110).

Besonders effizient können ethnische Gruppen ihre Mitglieder mit sozialem Kapital ausstatten. Oft sind die Verbindungen, gegenseitigen Verpflichtungen und Loyalitäten innerhalb der Gruppe besonders stark. Vertrauen und Kooperation, als kollektive Ressource der Gruppe helfen, die Nachteile des Minderheitenstatus zu überwinden und das Human- und Finanzkapital zu mehren. Die Loyalität zur eigenen Gruppe wirkt sich unter anderem bei der Einstellung von Arbeitern aus. Light und Gold nennen als Beispiel eine israelische Baufirma in Los Angeles, deren Besitzer folgende Einstellung vertritt:

I'll put it this way. I have a few circles around me. And of course, the Israeli circle is closer to me than the Jewish circle. And the Jewish circle is closer to me than the Gentile circle, okay. And the human race is closer to me than, I don't know, the planet. (Zitiert nach Light und Gold 2000, 111)

Die Zensusdaten bestätigen diese Tendenz. Im Raum Los Angeles erklärt dieses Verhalten nach Light und Gold auch, warum Israelis mit einer geringeren Ausbildung und einem größeren Anteil an *blue-collar* Beschäftigungen im Schnitt höhere Einkommen erzielen: Araber und Iraner haben zwar stärkere Klassenressourcen als Israelis, diese verfügen jedoch über stärkere ethnische Ressourcen. Teil dieser Ressourcen sind in diesem Fall eine lange Tradition als Middlemen-Unternehmer, die Sozialisierung in einem Land, das ethnischen Kollektivismus betont und der Zugang zu einer effizienten Gemeinschaft der *native-born coethnics* – der jüdischen Amerikaner. Trotz ihres höheren Klassenstatus durch Bildung haben Araber und Iraner einige Nachteile: beide Gruppen bestehen größtenteils aus Exilanten, nicht freiwilligen Migranten, wie den Israelis. Sie sind weniger mit dem westlichen Lebensstil vertraut und durch ihren islamischen Glauben stoßen sie häufiger auf Diskriminierungen. Betrachtet nur unter der Vorgabe des Effekts von sozialem Kapital auf das Einkommen, haben Araber und Iraner weniger effiziente ethnische Gemeinschaften und verdienen weniger (Light und Gold 2000, 112).

Viele ethnische Gruppen haben für sich eine Nische aufgetan. So waren im Jahr 1950 unverhältnismäßig viele der italienischen Einwanderer *barber*, irischen Einwanderer Polizisten oder Feuerwehrleute, griechischen Einwanderer Gastwirte, Russen Seeleute (Light und Gold 2000, 113). Im Laufe der Zeit kommt es zu einem *niche upgrading*, wenn eine Gruppe eine Prestige reichere und besser bezahlte Position in der sozialen Stratifizierung einnimmt. So besitzen Armenier in Kalifornien, die erst als billiger Arbeitskräfte in der Müllentsorgung arbeiteten, heute Unternehmen, die sich auf Umwelttechnik spezialisiert haben (Light und Gold 2000, 113). Diese Entwicklung impliziert wiederum Zugang zu Finanzquellen und öffentlichen Auftraggebern.

Da Kapital die zentrale Vorbedingung für die Selbständigkeit ist, verdienen Finanzquellen, die in einer ethnischen Gemeinschaft mobilisiert werden können, besondere Betrachtung. Für koreanische und vietnamesische Unternehmer konnte in

verschiedenen Studien belegt werden, dass koethnische Finanzierung die einzige Geldquelle neben dem eigenen Ersparnen war (Light und Gold 2000, 114). Eine ebenfalls historische Variante ethnischer Kreditgesellschaften sind *loan societies*, wie zum Beispiel die Hebrew Free Loan Association, die gegründet wurde, um osteuropäischen Juden finanzielle Möglichkeiten zu verschaffen, die ihnen anderweitig vorenthalten wurden. Diese Organisationen folgten religiösen Rahmenbedingungen und verlangten keinen Zins. Besonders interessant sind die gruppenspezifischen Kreditgesellschaften (*rotating savings and credit associations*), die spezielle Techniken zur Sammlung und Verteilung von Geldern entwickelten.

Einwanderer aus Asien, Lateinamerika, der Karibik und Afrika verfügen teilweise über solche Kreditgesellschaften. Dieses System funktioniert folgendermaßen:

A leader organizes among friends, neighbors, relatives, or fellow workers an association in which four other persons agree to contribute a set amount of \$10 per week. The order in which resources are distributed is decided by lot or by sequence in which the members agreed to join. Each person receives \$40 once from the ROSCA. Each person will have contributed to the others \$40, at the rate of \$10 per week. The total life of the ROSCA will be 5 weeks. (Vélez-Ibanes 1983, 2)

Eine *rotating credit association* wird demnach definiert als “an association formed upon a core of participants who make regular contributions to a fund which is given in whole or in part to each contributor in turn” (Light und Gold 2000, 115). Eine solche Gesellschaft stellt eine Möglichkeit dar, an Kapital zu kommen und spart Zinsen. Verglichen mit individuellen Ersparnissen haben sie den makroökonomischen Vorteil, immer Geld in der Zirkulation zu halten. Ein wichtiger zusätzlicher Faktor ist, dass die Treffen, die abgehalten werden, um das Geld zu sammeln, gleichzeitig soziale Bedeutung haben: Sie finden meist bei einem Mitglied zu Hause statt und verstärken so die Solidarität. Oft sind die Kreditgesellschaften eingebunden in bereits existierende soziale Netzwerke, wie zum Beispiel Alumni Organisationen, Nachbarschaften, Familien oder lokale Verbände. Gegenseitiges Vertrauen ist das zentrale Element in dieser finanziellen Verbundenheit. Die Mitgliedschaft bedeutet gleichzeitig eine Ehre und die ganze Gemeinschaft wacht über die Einhaltung der Regeln. Portes spricht in diesem Zusammenhang von *enforceable trust* – denn die Transaktionen sind begleitet von dem Bewusstsein, dass jedes Mitglied der Gemeinschaft irgendwann eine Auszahlung bekommt (Portes 1995, 18ff). Die Kreditgesellschaften funktionieren als Geldmärkte, wenn jene

Mitglieder, die noch keine Auszahlung erhalten haben, Kredite von den anderen bekommen (Granovetter 1995, 138).

Vélez-Ibanes hat für die *tanda* – mexikanische Kreditgesellschaften in den USA und Mexiko – vielfältige Funktionen belegt. Mexikanische Arbeiter in der Textilindustrie in Texas benutzen sie, um Kapital für die Gründung eigener *sweatshops* zu sammeln. Dabei zählt weniger die ethnische Exklusivität, sondern stärker die Vertrauenswürdigkeit und die Fähigkeit regelmäßige Zahlungen zu leisten – so gehören auch Einwanderer aus Zentralamerika oder von den Philippinen zu den Mitgliedern. Im Gegensatz dazu partizipieren urbane mexikanische Mittelklasse-Frauen an Kreditgesellschaften um eine ausgewählte Elite zu schaffen. Sie halten an strengen sozialen Kriterien für die Mitgliedschaft fest (Vélez-Ibanes 1983).

Die ethnischen Kapitalgesellschaften scheinen an Bedeutung zu verlieren, da sie oft nicht Summen in entsprechender Höhe für eine Unternehmensgründung bereitstellen können – hier wird doch auf Banken, Investor-Netzwerke oder die persönlichen Ersparnisse zurückgegriffen. Einige Autoren bestätigen allerdings, dass *kyes* – koreanische Kreditgesellschaften – große Summen bereitstellen konnten (Light und Gold 2000, 116). Im Rahmen der Globalisierung werden sogar Kreditgesellschaften über nationale Grenzen hinaus mobilisiert. Neben den formalen und organisierten *loan societies* und *rotating credit associations* existieren in vielen ethnischen Gruppen informelle Netzwerke, in denen kurzfristig Geld mobilisiert werden kann. Kettenwanderung bedeutet oft die Intensivierung dieser Netzwerke.

Als ethnische Ressource kann auch die Beteiligung an der politischen Macht gelten. Im Laufe der US-Geschichte haben immer wieder ethnische Gruppierungen politische Macht gebraucht, um ihren Zugang zu Arbeitsstellen und Einkommen zu sichern. Die *political machines* der irischen Einwanderer in den Städten erfüllten eine solche Funktion. Sie banden Neuankömmlinge an das amerikanische politische System und benutzten Patronage und staatliche Stellen um ein Versorgungssystem aufzubauen. Zusätzlich sicherten sie öffentliche Aufträge für die koethnischen Baufirmen. Ähnliche Möglichkeiten ergaben sich seit der Bürgerrechtsbewegung für Schwarze und andere Minderheitengruppen. Der Staat wurde dabei zum zentralen Arbeitgeber für African-Americans. In der Region Los Angeles waren ungefähr ein

Viertel aller schwarzen Männer und ein Drittel aller schwarzen Frauen in den 1980er und 1990er Jahren beim Staat angestellt. Besonders Arbeitnehmer mit Hochschulabschluss fanden hier profitable Stellen (Light und Gold 2000, 123).

Heute werden in allen größeren amerikanischen Städten Gelder für Aufträge an Unternehmer aus Minderheiten bereitgestellt (Light and Gold 2000, 123) So können karibische Einwanderer in New York als Schwarze politisch konzipierte *Affirmative Action*-Programme in Anspruch nehmen, um ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. In Chicago haben Mexikaner und Puertorikaner Arbeitsstellen bei großen Unternehmen durch *Affirmative Action*-Programme bekommen (Light und Gold 2000, 124). Native Americans haben durch ihre besonderen Rechte, Kasinos unterhalten zu dürfen, eine ethnische Nische besetzt. Heute unterhalten 97 Stämme mehr als 200 Kasinos (Light und Gold 2000, 124). Die Beteiligung an solchen Minderheitenprogrammen kann eine zusätzliche Attraktivität der ethnischen Zugehörigkeit darstellen. Ethnizität wird in diesen Fällen als symbolisches Kapital einsetzbar, um Zugang zu Förderprogrammen für Minderheiten zu erlangen.

Der Zusammenhang zwischen sozialem Kapital in einer ethnischen Gemeinschaft, den besonderen Strukturen der Gemeinschaft, der Form der Integration in die Mehrheitsgesellschaft und den Vorteilen und Diskriminierungen gegenüber den Mitgliedern einer ethnischen Gruppe soll im folgenden Kapitel anhand einiger Communities exemplarisch deutlich gemacht werden. Die besondere Situation schwarzer Amerikaner wird im ersten Teil analysiert. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf der sozialpolitischen Debatte um staatliche Leistungen und den Zusammenhang zwischen Rasse und Klasse. Im zweiten Teil werden die asiatischen Einwanderer – dabei besonders die Vietnamesen – als heute gefeierte *model minority* genauer betrachtet. Besondere Faktoren ihrer ethnischen Gemeinschaften trugen wesentlich zum wirtschaftlichen Erfolg bei. Im dritten Teil wird die mexikanische Einwanderung in den letzten Jahrzehnten und die Entstehung eines transnationalen sozialen Raumes zwischen den USA und Mexiko analysiert.

4.4. Schwarze Identitäten und Sozialstruktur

Besonders in der Diskussion um die schlechte soziale Lage der schwarzen *urban underclass* seit den 1960er Jahren haben einige Autoren die Bedeutung des sozialen Kapitals betont (Wilson 1978; 1987 Wacquant 1991).⁵¹ Die wirtschaftliche Entwicklung, Deindustrialisierung und staatliche Maßnahmen haben seit dieser Zeit Einfluss auf die wirtschaftliche und politische Situation schwarzer Amerikaner genommen. Die Frage nach dem sozialem Kapital in dieser Gruppe soll auf den folgenden Seiten beantwortet werden.

In seinem vieldiskutierten Werk *Declining Significance of Race* schrieb der schwarze Historiker William Julius Wilson 1978:

Race relations in the United States have undergone fundamental changes in recent years, so much so that now life chances of individual blacks have more to do with their economic class position than with their day-to-day encounters with whites. (Wilson 1991, 125; zuerst 1978)

Wilson wollte mit seinem Artikel nicht nur auf die bessere Situation der schwarzen Mittelklasse eingehen – obwohl dieser Teil des Buches nach der Veröffentlichung auf mehr Interesse stieß – sondern vor allem die sich verschlechternde Situation der *urban underclass* beschreiben. Die Veränderung der Barrieren mit denen African Americans zu kämpfen haben, wird in seiner Analyse deutlich. Früher wurden sie genutzt, um die gesamte schwarze Bevölkerung zu kontrollieren; heute trifft hauptsächlich die sozial schwache Gruppe auf Barrieren. Rassistische Motive spielen zwar als Ursprung keine Rolle mehr, sind aber in der Wirkung präsent. Noch in den 1970er Jahren hielt Wilson „Klasse“ für wichtiger als „Rasse“ für den persönlichen Erfolg schwarzer Amerikaner.

In seinem Werk *The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass, and Public Policy* (1987) lieferte Wilson eine Analyse der strukturellen und kulturellen Faktoren, die die Besonderheiten der heutigen Ghetto-Erfahrung ausmachen. Die Veränderungen der US-Wirtschaft werden hier für die ausweglose Situation verantwortlich gemacht. Die liberalen Wissenschaftler der 1960er Jahre hatten darauf

⁵¹ Die Geschichte des Rassismus und der Diskriminierung in der amerikanischen Gesellschaft seit Beginn aufzuarbeiten sprengt den Rahmen dieser Arbeit. Mein Fokus beschränkt sich deshalb auf die Entwicklung seit den 1960er Jahren mit besonderer Berücksichtigung der Bedeutung sozialen Kapitals für diese Gruppe.

hingewiesen, dass kulturelle Werte nicht allein Verhalten oder Erfolg bestimmen, sondern aus den besonderen sozialen Umständen Lebenschancen erst entstehen und die Position im sozialen Stratifizierungssystem reflektieren. So hatten die *inner city communities* vor 1960 eine stabile soziale Organisation. Die Bewohner hatten einen Sinn für die Gemeinschaft, identifizierten sich mit ihrer Nachbarschaft und ausdrückliche Normen regelten das Zusammenleben. Die Gründe für die *social dislocation* der sogenannten Unterklasse in den 1980er Jahren sind vielfältig und können nach Wilson nicht auf Rassismus begrenzt werden. Obwohl Diskriminierung die Probleme noch verstärkt, sind die Veränderungen der amerikanischen Wirtschaft die zentralen Faktoren (Wilson 1997).

Deindustrialisierung, Globalisierung und Einwanderung haben hohe Arbeitslosenquoten bei den *inner city Blacks* ausgelöst. Die besonders hohe Rate schwarzer arbeitsloser Männer erklärt nach Wilson die Destabilisierung der schwarzen Familien effizienter als die These von der Abhängigkeit von staatlichen Leistungen (Wilson 1987, 104). Charles Murray und andere Autoren heben die Abhängigkeit dieser Gruppe von staatlichen Geldern, wie etwa *Aid for Families with Dependent Children* hervor.⁵² Obwohl diese Hilfen eigentlich nur zur zeitlichen Überbrückung gedacht waren, haben sie nach Meinung dieser Autoren Anreize geschaffen, dauerhaft darauf zurückzugreifen (Murray 1984).

Die These der *culture of poverty* geht davon aus, dass bestimmte Werte – die sich von der amerikanischen Mittelklasse unterscheiden – das Verhalten der *underclass* bestimmen:

There is also fairly strong evidence that mainstream American norms of behavior exert less influence on blacks than on whites with the same amount of schooling. [...] Such differences can, of course, be seen as part of racism's appalling historical legacy. But if all whites were suddenly struck colorblind, we would not expect these differences to disappear overnight – indeed, they would probably persist for several generations. That is what it means to invoke 'culture' as an explanation of such differences. (Jencks 1992, 18)

Jencks betont „Kultur“ und damit besonders „Normen“ seien die Handlungsgrundlage – relativ unabhängig von ökonomischen und sozialen Kräften

⁵² Mit diesem Argument wurde AFDC von der Clinton-Regierung durch andere Maßnahmen ersetzt.

und befindet sich damit im Einklang mit der älteren Perspektive der *culture of poverty*.⁵³

Maxine Zinn Baca verwirft „Kultur“, „Familienstruktur“ und „staatliche Hilfe“ als Erklärungsmodelle für die Situation der Ghettobewohner, denn die Ansätze greifen zu kurz: *Culture as a villain* begründet die immer größer werdende Unterklasse mit einem Wertesystem, das sich durch geringen Ehrgeiz, exzessive Maskulinität, und die Akzeptanz von alleinerziehenden Müttern als Familienmodell auszeichnet. *Family as a villain* sieht eben nur die Disintegration der traditionellen Familienstrukturen als Erklärungsmodell und vernachlässigt dabei die Arbeitslosigkeit. *Welfare as a villain* behandelt Sozialleistungen als Verursacher von hohen Geburtenraten, alleinerziehenden Müttern und einer niedrigen Motivation zu arbeiten und nicht als die Armutsfalle, als die sie zu sehen sind (Maxine Zinn Baca 1991, 512ff).

Wacquant und Wilson betonen, dass nicht die individuelle *culture of poverty* für die Situation der *urban underclass* verantwortlich ist, sondern die Sozialstruktur. Als Beispiel dient die *inner city* Chicagos, wo Arbeitslosigkeit und ökonomische Ausgrenzung so starke Formen angenommen hat, dass die Autoren von „hyperghettoization“ sprechen (Wacquant und Wilson 1991, 498). Ein wichtiger Faktor ist die extreme Konzentration in territoriale Enklaven, die die soziale und wirtschaftliche Marginalisierung armer Schwarzer deutlich macht und die heutige sozioökonomische Situation bestimmt. Demnach ist die schwarze Innenstadt Chicagos gekennzeichnet durch einen Exodus der Arbeitsplätze und der arbeitenden Bevölkerung und einen schnellen Verfall der Wohnhäuser, Schulen, öffentlicher Gebäude und Erholungsbereiche. Die sozialen Netzwerke und lokalen Institutionen werden so stark geschwächt und die Bewohner sehen sich in einer „closed opportunity structure“ (Wacquant und Wilson 1991, 499). Chicagos South Side und West Side sind rassistische Enklaven, in denen immer höhere Zahlen armer Schwarzer

⁵³ Oscar Lewis beschreibt die *culture of poverty* als „[...] both an adaptation and a reaction of the poor to their marginal position in a class stratified, highly individuated, capitalistic society“. Allerdings schreibt er auch “[...] it tends to perpetuate itself from generation to generation because of its effect on the children. By the time the slum children are age six or seven they have usually absorbed basic values and attitudes of their subculture and are psychologically geared to take full advantage of changing conditions or increased opportunities which may occur in their life-time.“ In Oscar Lewis: „The Culture of Poverty“. *On Understanding Poverty: Perspectives from the Social Sciences*. Daniel Patrick Moynihan (Hg.). New York: Basic Books, 1968, 187-200.

verzeichnet werden. Die Deindustrialisierung in diesem Bereich hat zu hoher Arbeitslosigkeit geführt und vor allem Arbeitsstellen im Produktionsbereich sind in die Vororte oder gar in die *sunbelt* Staaten verlegt worden, während gleichzeitig mehr und mehr Schwarze in die alten industriellen Zentren des *rustbelt* wanderten. Besonders die Entwicklung hin zur Dienstleistungsgesellschaft und zu flexibleren Organisationsformen, die mit dem Verlust stabiler, durch Gewerkschaften geschützter, Arbeitsplätze einhergingen, hat den Kampf um die verbliebenen Stellen verstärkt. Chicago insgesamt hat eine hohe Zahl industrieller Arbeitsplätze zwischen den 1960er und 1980er Jahren eingebüßt. Das Wachstum an Arbeitsplätzen im Dienstleistungsbereich konnte diesen Verlust nicht kompensieren.

Weil viele Schwarze traditionell im Produktionsbereich beschäftigt waren – in den *blue-collar jobs* – traf diese strukturelle Entwicklung sie hart. Sie wurden arbeitslos, verrichteten Teilzeitarbeit oder wurden abhängig von staatlichen Leistungen: „In 1980, two persons in three did not hold jobs in the ghetto neighborhoods of East Garfield Park and Washington Park, and three adults in four were not employed in Grand Boulevard and Oakland.“ (Wacquant und Wilson, 1991, 500) Zusätzlich droht in vielen Gebieten immer noch der Prozess der Gentrifizierung, denn gerade die Gegenden, die mit Blick auf den See liegen, brächten umgewandelt in Luxus-Appartments lohnende Gewinne.

Das Ghetto hat starke Organisationen verloren, die den Prozess der Verwahrlosung aufhalten könnten. In dieser Situation der Hyperghettoisierung gibt es keinen autonomen sozialen Raum mehr, der die institutionelle Struktur der Mehrheitsgesellschaft widerspiegelt und minimale Ressourcen für soziale Mobilität bietet. Zentrale Ressourcen sind aus den sozialen Netzwerken verschwunden und an die oft rassistische weiße Mehrheit übergegangen – Unternehmen, Grundstücksbesitzer, Immobilienmakler, Politiker und Sozialämter. Die Unabhängigkeit der Gemeinschaft ging verloren:

Having lost the economic underpinnings and much of the fine texture of organizations and patterned activities that allowed previous generations of urban blacks to sustain family, community, and collectivity even in the face of continued economic hardship and unflinching racial subordination, the inner city now presents a picture of radical class and racial exclusion. (Wacquant und Wilson, 1991, 502)

Wacquant und Wilsons vergleichen Gegenden mit „extremer Armut“ und „niedriger Armut“ in den 1980er Jahren in Chicago. Alle untersuchten Viertel sind größtenteils

schwarz, unterscheiden sich jedoch sehr durch ihre Klassenstruktur. Die große Mehrheit der Bewohner in Gegenden mit geringer Armut befindet sich in einem festen Angestelltenverhältnis, teilweise mit Verdiensten im Mittelklassebereich, bzw. klassischen Arbeitertätigkeiten, während im Ghetto weit über die Hälfte der arbeitsfähigen Erwachsenen überhaupt nicht arbeitet. Hohe Arbeitslosigkeitsraten und Armut sind in diesem Fall verbunden. Um einen Klassenaspekt handelt es sich auch insofern, als die Mitglieder der Mittelklasse alle mindestens einen Highschoolabschluss vorweisen können, manche von ihnen auch einen Hochschulabschluss; während weniger als die Hälfte der Arbeitslosen überhaupt einen Schulabschluss gemacht haben (Wacquant und Wilson 1991, 503). Diese Tendenz besteht schon in der zweiten Generation. Die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder von Schulabbrechern ihre Schulzeit mit Abschluss beenden, ist demzufolge gering. Ebenso besteht die Abhängigkeit von sozialen Leistungen von Generation zu Generation weiter.

Durch ihr geringes Einkommen und die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen ist es für die Einwohner des Ghetto fast unmöglich zusätzliche Finanzquellen zu eröffnen. Nur einer von neun Bewohnern im Ghetto besitzt ein dauerhaft geführtes Bankkonto (*personal checking account*) (Wacquant und Wilson, 1991, 506). Schon der Besitz eines Autos ist selten und nur eine von zehn Personen gehört zu einer Familie, die in einer eigenen Wohnung residiert (Wacquant und Wilson 1991, 506).

Neben dem geringen Finanzkapital verfügen die Bewohner im Ghetto auch über einen geringeren Grad an Sozialkapital:

Our data indicate that not only do residents of extreme-poverty areas have fewer social ties but also that they tend to have ties of lesser social worth, as measured by the social position of their partners, parents, siblings, and best friends, for instance. (Wacquant und Wilson, 1991, 507)

Sie befinden sich in sozialer Isolierung, denn fast die Hälfte der Bewohner hat keinen festen Partner, nur einer von fünf hat einen „besten Freund“ und intakte Ehen sind selten. Selbst wenn Partner existieren, befinden sie sich meist in derselben misslichen Lage, ohne Arbeit und Schulabschluss zu sein. Dauerhafte Freunde und Familienmitglieder, die als emotionale Hilfe auch materielle Unterstützung leisten könnten, existieren als soziales Netzwerk ebenfalls nicht. Auch die geringe Mitgliedschaft in sozialen Organisationen – wie etwa Bürgervereinigungen,

politischen Parteien, Sportgruppen oder Schulclubs – spiegelt die soziale Isolierung wider. Der extreme Grad der ökonomischen Deprivation und sozialen Marginalisierung der Ghattobewohner bestimmt die Ausweglosigkeit der Situation – nicht die bestehende Kultur oder ihr individuelles Verhalten:

Those who have been pushing moral-cultural or individualistic-behavioral explanations of the social dislocations that have swept through the inner city in recent years have created a fictitious normative divide between urban blacks that, no matter its reality – which has yet to be ascertained – cannot but pale when compared to the objective structural cleavage that separates ghetto residents from the larger society and to the collective material constraints that bear on them.⁵⁴ (Wacquant und Wilson, 1991, 508)

Die Autorin Patricia Fernández Kelly betont die Wechselwirkung zwischen alltäglichen Erfahrungen im Ghetto, Sozialstruktur und Kultur: „I argue that the form and effects of cultural and social capital are defined by physical vectors, such as the characteristics of urban space, and by collective constructions, such as social class, race, and gender.“ (Fernández Kelly 1995, 215). Weil Menschen ihr Wissen aus dem physischen Raum gewinnen, der sie umgibt, nehmen sie als möglich war, was dort existiert. Deshalb sind soziales und kulturelles Kapital nach Fernández Kelly *toponomical* – also abhängig vom physischen und sozialen Ort. Viele verarmte Personen, die in segmentierten Nachbarschaften leben, äußern durchaus den Willen Moral und Werte der Mittelklasse zu teilen – wie etwa harte Arbeit, Loyalität zur Familie und individueller Erfolg. Sie scheitern allerdings daran, diese Werte in Aktion zu transferieren, weil ein schwieriges Milieu sie umgibt. Diese Nachbarschaften zeichnen sich durch Homogenität in rassischer Zusammensetzung und sozioökonomischem Status und durch minimale Investitionen oder Möglichkeiten aus. Die Erfahrung der verarmten Schwarzen ist gekennzeichnet durch relative Isolation und die Abwesenheit von *multiplexity* (Fernández Kelly 1995, 215). Die Verstümmelung der sozialen Netzwerke führt nicht zum totalen Verlust von sozialem Kapital, das auf Vertrauen und Gegenseitigkeit basiert, sondern zu einer verringerten Fähigkeit Zugang zu Ressourcen zu bekommen, die von größeren sozialen Gruppierungen zur Verfügung gestellt werden können. Der Auszug der Mittelklasse aus diesen verarmten Gegenden ist ein Beispiel für die Kappung solcher zusätzlicher Ressourcen.

⁵⁴ Die Autoren weisen darauf hin, dass in ihrer Chicagoer Untersuchung deutlich wird, dass schwarze Sozialhilfeempfänger im wesentlichen dieselben Meinungen gegenüber Sozialhilfe, Arbeit und Familie wie andere Schwarze vertreten, auch die Mitglieder der Mittelklasse.

Die Bedeutung des Raumes steht im Zusammenhang mit der davon abhängenden Gruppenstruktur:

Finally, social capital surges and subsides in concert with *social and physical locations* including (a) the shifting center defining membership in a group, (b) the effect of social distance, and (c) the tangible space in which networks conduct their exchanges. (Fernández Kelly 1995, 217; kursiv im Original)

Die besonderen Bedingungen im Ghetto machen aus, dass Kinder, die dort aufwachsen, oft keine bedeutungsvollen Kontakte über die direkte Familie und nachbarschaftliche Umgebung hinaus haben. Das soziale Kapital der Familien ist bestimmt vom Zugang zu staatlichen Unterstützungen. Da diese Ressourcen eine „schlechte“ Qualität haben, sind die Vorteile dieser Form von sozialem Kapital gering. Das hat wiederum einen Effekt auf die Glaubwürdigkeit der Eltern, wenn sie versuchen das Verhalten ihrer Kinder zu beeinflussen. Die Schwäche des sozialen Kapitals unter diesen Bedingungen besteht also nicht nur in weniger dichten sozialen Verbindungen, sondern im Mangel an Ressourcen zu denen über soziales Kapital Zugang geschaffen wird.

In ihrer Studie zu *early motherhood among impoverished ghetto women* erläutert Fernández Kelly, welche Bedeutung der Mangel an sozialem Kapital für die Protagonisten, nämlich African Americans in West Baltimore hat. Die Arbeitslosigkeit bei Männern dort liegt zur Zeit ihrer Untersuchung bei über 30 Prozent. Das größte Problem dieser Personengruppe bei der Suche nach dauerhafter Arbeit ist, dass sie die informellen Regeln des Arbeitsmarktes nicht kennt und so neben ihrer schlechten Qualifikation keine Möglichkeit hat, an Stellen zu gelangen. Ihr niedriges Humankapital können sie nicht einsetzen, um wünschenswerte Arbeitsstellen zu bekommen. Ihre Überlebensstrategie beinhaltet deshalb mit ihrer Umgebung zusammenzuarbeiten. So verbinden sie kurzfristige Arbeit in der informellen Ökonomie mit Reduzierung ihrer Lebenshaltungskosten, indem sie bei den Müttern ihrer Kinder unterkommen und anderen kleine Hilfsdienste leisten. Soziales Kapital ist die Basis dieser Interaktionen, aber die Vorteile durch diese Verbindungen sind wenige und eingeschränkt (Fernández Kelly 1995, 219).

Die Bedeutung von *multiplexity* für das einer Situation angepasste Verhalten macht Fernández Kelly am Beispiel einiger Schülerinnen deutlich: Weil sie in ein Netzwerk eingebunden ist, das sich durch Vielfältigkeit auszeichnet, wird die weiße

Highschoolabsolventin für ein Bewerbungsgespräch formal gekleidet sein, auch wenn sie sich in ihrem Freundeskreis nie so kleiden würde. Besonders wird sie mit ihrer Kleidung ein Tattoo auf der Brust verdecken, von dem sie weiß, dass es sogar ihre Eltern schon unakzeptabel finden. Ihr Gegenüber im Ghetto ist ebenfalls sehr mit ihrem Äußeren beschäftigt und legt vielleicht besonderen Wert auf das kunstvolle Flechten ihrer Haare zu beeindruckenden Werken. So wird ein Körperteil zu einem Zeichen von Affirmation und Individualisierung – durch dieses Distinktionsmerkmal wird aus Verletzlichkeit Stärke. Aber weil sie nicht in ein Netzwerk eingebunden ist, das sich durch *multiplexity* auszeichnet, wird sie vielleicht nicht wissen, dass ihre Frisur bei einem Vorstellungsgespräch verstörend wirken kann (Fernández Kelly 1995, 222f). Soziale Netzwerke müssen zu vielen unterschiedlichen Kontakten führen, um in ihrer Wirkung effizient zu sein. Es kommt nicht nur auf die persönlichen Beziehungen an, sondern auch auf das *impression management*.⁵⁵

Die Zahl jugendlicher Mütter ist in Baltimore insgesamt dreimal so hoch wie der Landesdurchschnitt und im Jahr 1990 haben jugendliche Mütter ein Drittel der 13 000 Kinder in der Stadt geboren. Im selben Jahr hatten ein Drittel der Mädchen zwischen vierzehn und neunzehn in West Baltimore bereits mindestens ein Kind (Fernández Kelly 1995, 228). Die interviewten jungen Mädchen und Frauen stimmten darin überein, dass „[...] educated – ‘smart’ – people got all the advantages but they did not believe that their academic records or the schools they were attending would unlock opportunities“ (Fernández Kelly 1995, 231). Die jungen Frauen haben keinen Grund, Bildung als einen Weg zum Erfolg zu betrachten. Ein zentrales Element für ihr Selbstbild und den Umgang mit ihrer Umgebung ist Respekt, der allerdings stärker auf physischer Präsenz und Durchsetzungskraft beruht, als auf der Bewunderung für die Eltern, die nicht als erfolgreich gelten können und oft mit den Jugendlichen um dieselben Stellen konkurrieren. Zusätzlich herrscht ein Misstrauen den Männern als Partnern und Vätern gegenüber, da sie ihre Rolle als Versorger nicht ausfüllen können. Mit der Geburt eines Kindes ändert sich der Status der jungen Frauen. Fernández Kelly vertritt die These, dass sie so innerhalb ihres Systems soziales und kulturelles Kapital nutzen:

I have attempted to pinpoint to locations of cultural and social capital as they affect economic outcomes and argued that cultural capital ist best understood, narrowly, as a reserve of

⁵⁵ Vgl. Kapitel 2.2.

symbols interactively formed and placed into circulation to *make sense* of circumstances. (Fernández Kelly 1995, 240f; kursiv im Original)

Die Wirkung von sozialem Kapital betrachten Fernández Kelly und Schaufller in einer Studie zur wirtschaftlichen Aktivität in einer *empowerment zone* im verfallenen Ghetto Red Hook in Brooklyn. Obwohl viele Unternehmen in der Zone Arbeitskräfte aus vielen ethnischen Gruppen beschäftigen, unter anderem Sicherheitspersonal mit westindischer Herkunft – die auch als Schwarze wahrgenommen werden – lehnen sie es ab, African Americans aus der Gegend zu beschäftigen. Vorurteile spielen eine große Rolle bei dieser Unterscheidung, aber die Gründe für die Inklusion und Exklusion sind noch komplexer. Die westindischen Sicherheitskräfte werden durch persönliche Kontakte in die Arbeitnehmerstruktur aufgenommen. Obwohl African Americans in derselben Gegend leben in der auch die Unternehmen angesiedelt sind, sind sie sozial nicht vernetzt und damit fehlt ihnen die Verbindung zu den Arbeitgebern. In diesem Fall ist also der vorrangige Grund für die Arbeitslosigkeit im Ghetto nicht die fehlende Möglichkeit in der Nähe, sondern die Abwesenheit von sozialen Netzwerken, die den Eintritt in die Arbeitswelt ermöglichen (Fernández Kelly und Schaufller 1996b, 34).⁵⁶

Für Einwanderer mit schwarzer Hautfarbe, die in den segmentierten Nachbarschaften leben, gelten die Probleme der *social dislocation* ebenfalls. Allerdings bedeutet ihre ethnische Identität oft die Möglichkeit der Distanzierung. Mary C. Waters macht in ihrer Untersuchung karibischer Einwanderer in Brooklyn drei historische Komponenten aus aus, die die Erfahrung der Einwanderer verbindet, obwohl sich ihre Herkunftsländer in ihrer Geschichte teilweise sehr stark unterscheiden: Der europäische Kolonialismus, die Zeit der Sklaverei und die Dominanz der USA über die Wirtschaft und Kultur der Inseln in der jüngsten Zeit. Sie bestimmen die Identität und Kultur der Einwanderer von den West Indies.⁵⁷ Den New Yorkern sind diese Einwanderergruppen aufgrund der Beteiligung Einzelner bei rassistischen Auseinandersetzungen vor allem Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre

⁵⁶ Fernández Kelly und Schaufller beziehen sich auf einen Bericht von Kasinitz und Rosenberg aus dem Jahr 1994.

⁵⁷ Zu den Unterschieden in Kolonialgeschichte, Sprache und politischer Entwicklung findet sich Material in den einleitenden Kapiteln ihres Buches.

erstmalig deutlich in Erscheinung getreten.⁵⁸ Die nationale Presse berichtete auch bei diesen Auseinandersetzungen immer aus einer rassistischen Perspektive – *Blacks vs. Whites*, *Blacks vs. Koreans*, und *Blacks vs. Jews*. Die bereits beschriebene „Unsichtbarkeit“ der karibischen Migranten als Einwanderer – aufgrund ihrer Hautfarbe – ist ein wesentlicher Teil ihrer täglichen Erfahrung in den USA.

Verschiedene Faktoren beeinflussen den Erfolg der Einwanderer von den West Indies in den USA. Als Einwanderer haben sie eine andere Haltung als US-Amerikaner gegenüber ihrer Arbeitssituation. Unternehmer wissen diese Haltung zu schätzen. Ihr Humankapital und ihre sozialen Netzwerke erleichtern den Eintritt in den amerikanischen Arbeitsmarkt. Einwanderer aus der Mittelklasse kommen mit Qualifikationen, die ihnen in den USA nützen (z. B. Krankenschwestern). Da Englisch ihre Muttersprache ist – im Gegensatz zu einigen anderen karibischen Einwanderergruppen – können sie ihre Abschlüsse und Ausbildungen in den USA einsetzen. Da sie aus einer Gesellschaft mit schwarzer Bevölkerungsmehrheit und vielen Schwarzen in hohen Positionen kommen, haben sie hohe Erwartungen und persönliche Interaktionen mit Weißen verlaufen einfacher als für schwarze US-Amerikaner. Wenn sie Erfahrungen der Diskriminierung machen – zum Beispiel im Bereich wirtschaftlicher Mobilität – reagieren sie offensiv:

This combination of high ambitions, friendly relations with whites on an interpersonal level, and strong militance in encountering any perceived discrimination leads to some better outcomes in the labor market for West Indians than for black Americans. (Waters 1999, 7)

Allerdings verändert sich die Situation schon stark für die zweite Generation. Ständige Diskriminierung vermindert die Offenheit gegenüber Weißen, die die Einwanderer mitbrachten. Niedrige Löhne und schlechte Arbeitsbedingungen sind für die Kinder der Einwanderer nicht mehr attraktiv, die amerikanische und nicht mehr karibische Maßstäbe für die Festlegung der Attraktivität einer Stelle nutzen. *Residential segregation* und die schlechten Schulen in diesen armen Wohngebieten verschlechtern die Chancen der Kinder auf sozioökonomische Mobilität. So findet sich bereits die zweite Generation armer Einwanderer in derselben schlechten Position der Sozialstruktur wieder – ein weiteres Argument, das widerlegt, dass die

⁵⁸ Der Mord an einem jungen Einwanderer aus Trinidad in Howard Beach 1987; der Boycott eines koreanischen Geschäftes in Flatbush nach dem Vorwurf einer Einwanderin aus Haiti rassistisch behandelt worden zu sein 1990; und der Tod eines siebenjährigen Einwanderers aus Guyana bei einem Unfall mit dem Auto eines hasidischen Juden und die darauffolgenden gewaltsamen Auseinandersetzungen in Crown Heights 1991 bekamen große Aufmerksamkeit.

Kultur der African Americans ihre Situation erklären kann. Viele der Kinder entwickeln *oppositional identities*, um mit diesem Statusverlust umzugehen. Diese Identität legt nahe, dass Erfolg in der Schule mit *acting white* gleichzusetzen ist (Waters 1999, 8). Damit ist ein Prozess in Gang gesetzt, der soziostrukturell der Situation der *black underclass* entspricht.

Gerade der Umgang mit schwarzen Einwanderern offenbart, dass die US-amerikanische Gesellschaft zutiefst rassistische Strukturen in sich trägt. Während Amerikaner sich sehr stark mit der ethnischen Differenzierung innerhalb der weißen Bevölkerung beschäftigt haben, wurden schwarze Amerikaner und Einwanderer immer behandelt, als würde es sich dabei um eine einzige ethnische Gruppe mit keinen intra-Gruppen Unterschieden handeln. In statistischen Zählungen spiegelt sich diese Ignoranz wider:

Thus Census Bureau reports will contrast the incomes of Irish Americans, Japanese Americans, and African Americans – yet the category of African Americans glosses over subgroups defined ethnically, such as West Indians or Haitians. (Waters 1999, 45)

Diese Kategorisierung verschleiert das Bedürfnis schwarzen Amerikaner, ebenfalls Unterschiede zu machen. Denn gerade für Einwanderer von den West Indies spielen African Americans oft die Rolle der „anderen“, von denen sie sich mit ihrer Selbstidentifizierung distanzieren wollen. Folglich finden Bindestrich Identitäten – wie „Jamaican American“, „West Indian American“ usw. – bei ihnen als Kategorisierungen Akzeptanz, nicht aber das Label „African American“, weil es keinen Raum zur weiteren Differenzierung bietet (Waters 1999, 65). Einwanderer wollen nicht mit *black Americans* in einen Topf geworfen werden, weil sie eine andere kulturelle Herkunft haben, aber auch weil sie nicht mit denselben Stereotypen konfrontiert werden wollen. Sie definieren Einwanderer von den West Indies als *in-group* und African Americans als *out-group*.

Die Zuweisungen folgen psychologischen Regeln. Demnach stellen westindische Einwanderer, die nicht arbeiten oder kriminell sind, eine Ausnahme der Regel dar, die besagt, dass sie generell gute Menschen sind. Ihr Verhalten wird mit einer besonderen Situation oder dem Einfluss der Umwelt erklärt. Einzelne African Americans, die dasselbe Verhalten zeigen, werden jedoch als generell charakterlos betrachtet. Dieses Verhalten entspricht der klassischen Definition von Vorurteil:

Vorurteile sind negative oder ablehnende Einstellungen einem Menschen oder einer Menschengruppe gegenüber, wobei dieser Gruppe infolge stereotyper Vorstellungen bestimmte Eigenschaften von vornherein zugeschrieben werden, die sich aufgrund von Starrheit und gefühlsmäßiger Ladung selbst bei widersprechender Erfahrung schwer korrigieren lassen. (Heckmann 1992, 117f)

Diese psychologischen Entscheidungen über das Verhalten von Individuen und Gruppen helfen Stereotypen aufrecht zu erhalten, selbst wenn die Beweislage anders scheint. Abwertende Aussagen und Urteile über ethnische Gruppen existieren jedoch nicht nur als Einstellungen von Personen, sondern auch als gesellschaftliche Ideologien – die Ablehnung von Schwarzen ist Teil einer rassistischen Ideologie. Unter macht- und herrschaftssoziologischer Sichtweise betrachtet, handelt es sich um eine „ideologische Kanalisierung“. Das ethnische Vorurteil kanalisiert und leitet Frustrationen unterprivilegierter Bevölkerungsgruppen auf „Ersatzobjekte“ um, indem es ein Aggressionsobjekt fixiert, das für real erlebte Leiden und Ängste fälschlicherweise verantwortlich gemacht wird (Heckmann 1992, 141). So tradieren sich rassistische Stereotypen sogar innerhalb der schwarzen Gruppe. Erfolgreichen Haitianern wird dann auch nachgesagt, dass der Erfolg quasi an ihre ethnische Identität geknüpft ist und ihnen sozioökonomische Mobilität gelingt, weil sie die Stigmatisierung schwarzer Amerikaner überwinden:

There is evidence that their fledgling success is rooted in deliberate attempts to disassociate themselves from the stigma imposed upon black populations in the United States through an affirmation of their national identity and their religious fervor. (Fernández Kelly und Schauffler, 1996b, 40)

Vielen Haitianern gelingt dieser Weg allerdings nicht. Sie verschmelzen mit den armen Schwarzen, die in Ghettos wie Miamis Liberty City leben.

Die Erfahrung der Einwanderer von den West Indies zeigt, dass die Definition der eigenen Identität immer in Relation zu anderen besteht. Die Machtverhältnisse in den USA bedeuten für diese Einwanderergruppe eine Einschränkung ihrer *identity choices*, denn Assimilierung würde eine Integration in die Gruppe schwarzer Amerikaner bedeuten, die traditionell die am stärksten diskriminierte und stigmatisierte Gruppe in der amerikanischen Gesellschaft ist. Dies ist einer der zentralen Gründe, warum die Loyalität zum Herkunftsland stark bleibt oder eine transnationale Identität angenommen wird. Dabei gelingt es besonders Mitgliedern der Mittelklasse, die über entsprechende Institutionen und Umfeld verfügen, ihre westindische Herkunft zu erhalten. Ärmeren Familien, die in Nachbarschaften leben

und arbeiten, die größtenteils von African Americans bewohnt sind – auch aufgrund von weiterhin bestehender *residential segregation* – gelingt dies seltener.

Die eigene Klassenzugehörigkeit bestimmt in diesem Fall wie Rasse und Kultur bei der eigenen Identitätskonstruktion gesehen werden:

Middle-class second-generation West Indians use their cultural identities to claim an American identity as a member of a ‚model minority‘. While not denying their racial identity as black, these youth distance themselves from the underclass image of American blacks. Working-class second-generation youths become African Americans. (Waters 1999, 330)

Der Klassenstatus kann auch zur Veränderung der zugewiesenen rassischen Identität führen. Der Historiker Noel Ignatiev beschreibt diesen Prozess für die Iren in seinem Buch *How the Irish Became White*. Der Soziologe James Loewen argumentiert in *The Mississippi Chinese: Between Black and White*, dass sich der Status chinesischer Einwanderer im Mississippi Delta in den Jahren von 1870 bis 1960 auf ähnliche Weise verändert hat. Entscheidend ist jedoch, dass das amerikanische System der zwei Rassen keine Zwischenräume zulässt. Zack vertritt die These:

[...] that the American biracial system does not permit the identification of individuals, in the third person, as mixed race. If individuals cannot be identified, in the third person, as mixed race, then it is impossible for them to have mixed-race identities, in the first person. (Zack 1993, 4)

Eine schwarze Autorin berichtet, wie sie in ihren *identity choices* von der Wahrnehmung anderer beeinflusst ist. Sie erlebt ständig negative Reaktionen der Nachbarn, weil diese annehmen, die Autorin wäre als weiße Person mit einem schwarzen Mann verheiratet:

He was talking about passing. He was talking about those instances I just listed. He was trying to explain my life to me. Do I think I am white? Many people want to know. Do I think I can pass as Black? I cannot give a definite answer. That is the problem. People are always trying to define me, while at the same time limiting my answer. (Brundage 1997, 117)

Im traditionellen Sinn hatte *passing* die Funktion, schwarze Amerikaner zu Weißen zu machen. Besonders seit dem Bürgerkrieg haben hellhäutige Schwarze diese „Chance“ genützt, um ihren sozioökonomischen Status zu verbessern und für sich selbst die Möglichkeiten sozialer Mobilität zu eröffnen, die Weißen automatisch offen standen.

Im Zusammenhang mit den Identitätskonstruktionen schwarzer Amerikaner und schwarzer Einwanderer wird deutlich, wie sehr Mobilität innerhalb der sozialen Struktur an rassische Komponenten geknüpft ist. Neben Diskriminierung und

Rassismus sind die wirtschaftliche Entwicklung und die damit einhergehende soziale Isolierung für die schlechte Situation der in den Städten lebenden armen Schwarzen verantwortlich. Wie gezeigt, kann die positive Wirkung sozialen Kapitals in einer Situation der *social dislocation* sich nicht entfalten. Bestehende soziale Netzwerke dienen nicht als Ressourcen, die die Klassenzugehörigkeit überwinden können.

4.5. Asiatische Einwanderer als *Model Minority*

Der Klassenstatus spielt auch die entscheidende Rolle bei der Wahrnehmung asiatischer Einwanderer als *model minority*. Die damit bezeichneten Einwanderergruppen sind strukturell sehr unterschiedlich, haben allerdings Erfolg im Bildungsbereich und können einen damit verbundenen sozioökonomischen Aufstieg vorweisen. Wie die europäischen Einwanderergruppen vor ihnen sind sie größtenteils in der amerikanischen Mittelklasse aufgegangen. Verschiedene Faktoren werden genannt, die den Erfolg asiatischer Einwanderer im Bildungsbereich erklären soll (Woo 1994). Interessanterweise werden in diesem Fall, in dem es um die positive Beschreibung einer Eigenschaft verschiedener ethnischer Gruppen geht, die Kategorisierungen ebenfalls nicht differenziert. Japanese Americans an der Westküste, Filipinos in New York, Vietnamesen in New Orleans oder die Bewohner der touristischen Chinatowns – gehören zu den Asian Americans, stellen aber als Einwanderer und als ethnische Gruppe völlig unterschiedliche Phänomene dar. Die stereotype Darstellung asiatischer Einwanderer als *model minority* dient in diesem Sinne dazu, die negativen Stereotypen verbunden mit anderen Minderheiten zu verstärken und diese für die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, in denen sie sich wiederfinden, selbst verantwortlich zu machen und nicht nach strukturellen Erklärungen zu suchen.

Die besondere Situation einiger asiatischer Gemeinschaften als *middlemen minorities* wird als ein Faktor genannt, der die positive Entwicklung beeinflusst. Die Erfahrung einer Wanderung über große Distanz und damit verbunden das Abreißen der Kontakte zum Heimatland und die Schwierigkeiten in der neuen Umgebung eine Anstellung zu finden – die auf Diskriminierungen, Schwierigkeiten mit der Sprache und Anpassungsschwierigkeiten generell zurückzuführen sind –, bedeutet für viele

asiatische Einwanderer den Schritt in die Selbständigkeit. Gerade die ethnische Ökonomie hängt jedoch von starken Verbindungen in der Familie, kulturellen Traditionen und *rotating credit associations* ab. Diese Elemente haben – wie bereits gezeigt – einen positiven Einfluss auf die elterliche Autorität und den positiven Glauben an Bildung. Die ethnische Ökonomie sponsort zusätzlich Möglichkeiten für die nächste Generation. So wird ethnische Solidarität verstärkt und die Kosten für die ethnische Wirtschaft werden niedrig gehalten.

Ein wichtiges Element der Unterstützung ist die Investition in die Bildung der Kinder (Hirschman und Wong 1991, 174). Die rassistischen Tendenzen der Einwanderungspolitik vor 1965 gegenüber Asiaten – beginnend mit dem Chinese Exclusion Act und dem Gentleman's Agreement – haben die Ressourcen der ethnischen Gemeinschaften von Asiaten in den USA gestärkt, weil eine starke Selektion auch nach Bildungskriterien stattfand (Hirschman und Wong 1991, 175). So blieb ein starker Impetus für die Bildung der Kinder in diesen Gemeinschaften erhalten. Zusätzlich mussten die ethnischen Gemeinschaften nicht große Gruppen neuer Einwanderer zu Beginn des 20. Jahrhunderts integrieren.

Ein weiterer wesentlicher Faktor, der den Bildungsfortschritt der zweiten Generation von Asian Americans ausmacht, war der wirtschaftliche Erfolg ihrer Eltern. Da sie häufig von den gutverdienenden Berufen ausgeschlossen waren, entwickelten Asiaten eine ethnische Ökonomie, die vielfältige Arbeitsstellen im Handel und Dienstleistungsbereich bot. Obwohl die ursprüngliche Erwartung der Eltern war, dass ihre Kinder besser qualifiziert die ethnischen Unternehmen übernehmen würden, haben besonders die höheren Bildungsabschlüsse für die Kinder Wege aus der ethnischen Enklave geöffnet (Hirschman und Wong 1991, 184). Gerade weil asiatische Einwanderer von einigen Sektoren der amerikanischen Wirtschaft ausgeschlossen waren, wurde Bildung zu einem Instrument der sozialen Mobilität. Eltern, deren Erfolg zumindest teilweise auf ihre Bildung zurückzuführen ist, werden auch ihre Kinder bei der Erreichung hoher Abschlüsse unterstützen und den Wert von Bildung weitervermitteln.

Neben diesen klassischen Faktoren, die sozialen Aufstieg fördern, gab es für die einwandernden Vietnamesen einen zusätzlichen Aspekt – nämlich die staatliche

Unterstützung, die ihnen als Flüchtlingen zugute kam. Die Entwicklung der vietnamesischen Einwanderer in den USA ist besonders an staatliche Leistungen geknüpft, ihr soziostruktureller Aufstieg jedoch eher mit dem sozialen Kapital zu begründen, das sie aus diesen Unterstützungsleistungen mobilisieren konnten. Diese Verschränkung von staatlichem Einfluss und der Mobilisierung sozialen Kapitals soll im folgenden Abschnitt deutlich gemacht werden.

Für vietnamesische Flüchtlinge bedeutete ihr Status Kapital, da sie Anspruch auf Unterstützung durch die US Regierung hatten. Ähnlich wie bei den kubanischen Einwanderern führten diese Leistungen zu einer stabilen Basis. Die vietnamesische Erfahrung in den USA zeichnet sich durch zwei Phasen aus. Eine frühe Welle der Einwanderer in den 1970er Jahren – von denen viele in den USA kleine Geschäfte gegründet haben – wurde abgelöst von einer größeren Gruppe von Bauern und ungelernten Arbeitern, die oft mit Ablehnung empfangen wurden. Ihre schnelle Legalisierung berechtigte sie zu staatlicher Unterstützung – fast 50 Prozent der Vietnamesen in Kalifornien bekamen *welfare*. Da sie die englische Sprache nicht beherrschten und keine dauerhafte Gemeinschaft bestand, gerieten sie in starke Isolation. In diesem Fall hat die Isolation allerdings zu einem unbedingten Glauben an Bildung und Disziplin geführt. Dieser Glauben und ein starker Familienzusammenhalt führte zum Erfolg der Kinder (Fernández Kelly 1996b, 41).

Für die zweite Generation vietnamesischer Einwanderer in New Orleans bedeutet die Einwanderungsgemeinschaft ein System der Unterstützung. Gemeinschaft ist in diesem Fall kein loser Verbund einiger einzelner Familien, sondern bedeutet zusätzliche strukturelle Parameter die innerhalb der Gruppe aufrechterhalten und von außen angelegt wurden. Die vietnamesischen Einwanderer unterschieden sich durch einige Faktoren von anderen asiatischen Einwanderungsgruppen. Da sie meist aus ihrem Heimatland vertrieben wurden, verließen sie Vietnam ohne große Vorbereitungen, Planungen oder mit einem klar definierten Zielort. Unabhängig von ihrem sozioökonomischen Status vor der Emigration, begannen sie ihr Leben in den USA in Armut. Da sie als Gruppe mit wenig finanziellem und Humankapital ausgestattet waren – viele von ihnen abhängig von staatlichen Leistungen – wird die besondere Rolle des sozialen Kapital in dieser Gemeinschaft deutlich. Ein wichtiger Aspekt der vietnamesischen Einwanderung ist die Gleichzeitigkeit der Einwanderung

fast der kompletten Bevölkerungsgruppe Ende der 1970er Jahre. Insofern fehlten ihnen auch die Netzwerke einer bereits bestehenden ethnischen Gemeinschaft. Ihre Ansiedlung wurde größtenteils von der Regierung in Zusammenarbeit mit verschiedenen Wohlfahrtsorganisationen geplant und überwacht. Nach einer kurzen Zeit der Aufsplitterung tendierten die Einwanderer jedoch dazu ihre Gemeinschaften zu formieren und Cluster zu bilden – größtenteils in heruntergekommenen städtischen Nachbarschaften. Vietnamesische Kinder wuchsen häufig in der Nähe der urbanen Ghettos auf und besuchten städtische öffentliche Schulen.

Die vietnamesische Gemeinschaft in der Versailles Gegend von New Orleans entstand aufgrund der Verfügbarkeit von billigen Wohnungen in dieser ehemals von Weißen bewohnten Vorortgegend:

Census data show that the racial composition of the Versailles area has changed from 99 percent white and 1 percent black in 1970 to 10 percent white, 46 percent black, 43 percent Vietnamese, and 1 percent other races in 1990.“ (U.S. Bureau of the Census, 1991; zitiert nach Zhou und Bankston 1996b, 204)

Die *white flight* aus der Gegend hatte Raum geschaffen für neue Einwanderer. Gleichzeitig entstand so ein armes Ghetto. Während die vietnamesischen Einwanderer als sehr arm gelten mussten, zeichneten sie sich durch eine dauerhafte und stabile Familienstruktur aus, denn der größte Teil waren Familien mit beiden Elternteilen, die in ein Netzwerk von Großfamilien eingebunden waren. Der schulische Erfolg der vietnamesischen Kinder ist weniger auf das hohe finanzielle Kapital oder Humankapital der Eltern zurückzuführen, sondern auf das soziale Kapital, das die intakten Familienstrukturen darstellten. Sie unterhielten gegenseitige Verpflichtungen in der Familie und zu ihren Angehörigen um so Respekt, Kooperation und Harmonie in der Familie zu erhalten. Um ein Teil der amerikanischen Mittelklasse zu werden, glaubten die Vietnamesen an die Bildung ihrer Kinder. Kulturelle Muster wurden dieser Orientierung an Erfolg im Bildungswesen und Arbeitsbereich angepasst. Durch die effektive Netzwerkstruktur konnte soziale Kontrolle auf einzelne Familien und die jüngere Generation ausgeübt werden. Vermittelt wird auch der Respekt vor den Älteren und eine Unterordnung der Jüngeren. Nachdem einige Mitglieder der Gemeinschaft materiellen Wohlstand erreicht hatten und zu selbständigen Unternehmern wurden, etablierten sie ein System formaler bürgerschaftlicher Organisationen, zum Beispiel die Vietnamese-American Voters' Association, die Vietnamese Educational Association und die

Vietnamese Parent-Teacher Association. Zusätzlich bedeutete die Kirche eine dichte Verbindung der Mitglieder als soziales Zentrum (Zhou und Bankston 1996b, 208f).

Die vietnamesischen Schüler entsprechen diesen Vorgaben: Sie zeigen ein starkes Engagement in der ethnischen Gemeinschaft, sprechen zuhause vietnamesisch, identifizieren sich selber als *Vietnamese* und nicht *Vietnamese-American* oder gar *American* und halten starke Familienbande und Unterordnung für wichtig und gut (Zhou und Bankston 1996b, 211ff):

When all other effects are taken into account, adherence to traditional family values, commitment to a work ethic, and ethnic involvement all have significant effects on academic orientation, supporting the view that the involvement in an ethnic community can lead to desirable outcomes in schoolwork. (Zhou and Bankston 1996b, 216)

Die kulturellen Orientierungen in der Gemeinschaft dürfen allerdings nicht statisch sein, sondern müssen sich den Erwartungen der neuen Umgebung anpassen. In Durkheims Sinn ist die soziale Integration in der Gemeinschaft besonders hoch. Die Erwartungen und normativen Regeln können auf die nächste Generation übertragen werden, denn das Individuum und die Familie finden sich unter starker sozialer Kontrolle wieder. Neben Werten und Normen stellen die deutlichen Handlungsanweisungen soziales Kapital in der vietnamesischen Gemeinschaft dar.

4.6. Transnationale Gemeinschaft der mexikanischen Einwanderer

Ein zentrales Thema der aktuellen Einwanderungsdiskussion sind transnationale soziale Räume. Diese nationalstaatliche Grenzen überschreitenden Strukturen sind Konsequenz der wirtschaftlichen Internationalisierung und Migrationsbewegungen. Die Einwanderer in den USA pflegen, wenn dies nicht durch die politische Situation im Herkunftsland unmöglich gemacht wird, Kontakt zu Freunden und Verwandten. Bei einigen Einwanderergruppen bestehen jedoch neben Verwandtschaftsbeziehungen, Freundschaften, finanziellen Beziehungen sehr effiziente soziale Netzwerke über die Grenzen hinweg. Dies gilt für Einwanderer aus der Karibik und in besonderem Maße für mexikanische Einwanderer. Lebensstil und Kultur sind weiterhin sehr stark vom Auswanderungsland beeinflusst. Die Rolle des sozialen

Kapitals in transnationalen sozialen Räumen werde ich am Beispiel mexikanischer Einwanderer in die USA erläutern.⁵⁹

Durch die räumliche Nähe und ihren oft unsicheren Status in den USA ist für viele Mexikaner die Entscheidung in die USA einzuwandern keine endgültige. Sie sehen sich als Reisende motiviert durch ein wirtschaftliches Ziel, deren wirkliche Heimat sich südlich der Grenze befindet. Die Erwartung den Aufenthalt zeitlich zu begrenzen führt zu vermindertem Engagement bei Selbständigkeit und Unternehmensgründungen. Diese Haltung beeinflusst auch die Zukunftschancen der Kinder. Viele Mexikaner haben nicht genug Kraft und Macht den schwierigen Bedingungen in den Nachbarschaften, in denen sie leben, etwas entgegenzusetzen (Fernández Kelly und Schauffler 1996b, 41).

Palmié macht deutlich, dass gerade die Geschichte und das Erscheinungsbild der sogenannten *Hispanic Immigration* besonders im öffentlichen Diskurs gekennzeichnet ist durch schlampige Definitionen, fehlerhafte Auswahlverfahren, vorschnelle Generalisierungen und eine Perspektive, die stark durch die Einwanderungsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gekennzeichnet ist (Palmié 1994, 36). Der Begriff der *Hispanic Immigration* verbindet sich in der öffentlichen Diskussion oft mit anderen Schlagworten, wie etwa dem der „stillen Invasion“, die auf Unterwanderung und Überfremdung hinweisen. Nicht nur die „illegale“ Einwanderung vorbei an den bewachten Grenzen Texas und Kaliforniens, sondern auch die „legale“ Einwanderung aus dem karibischen Raum scheint bedrohliche Züge anzunehmen. Dabei wird leicht vergessen, dass gerade Städte wie Miami ihre heutige Bedeutung als Drehscheibe für den Lateinamerikahandel dem Zuzug einer besonders hohen Zahl kubanischer Einwanderer verdankt. Die Darstellung der Einwanderung als unaufhaltbarer Strom verschleiert, dass diese Migrationsströme keineswegs „unidirektionalen“, sondern in beträchtlichem Maße „zirkulierenden Charakter“ besitzen (Palmié 1994, 37).

Auch die Bezeichnung „Hispanic“ ist keinesfalls unproblematisch, wie oben dargestellt – wobei das wichtigste gemeinsame Kriterium das Sprechen der

⁵⁹ Die komplexe und lange Geschichte der amerikanisch-mexikanischen Beziehungen und Wanderungsbewegungen kann in Anbetracht des eingeschränkten Rahmens der Arbeit keine ausführliche Beachtung finden.

spanischen Sprache ist. Gleichzeitig verdeckt diese „hispanisierende“ Sichtweise jedoch auch Gemeinsamkeiten zwischen spanisch-sprechenden und nicht-spanisch-sprechenden Teilen der Bevölkerung, wie zum Beispiel den historischen und strukturellen Bedingungen – Tausende von Jamaikanern und Haitianern, die jährlich als Saisonarbeiter in die Zuckerrohrfelder Floridas und Louisianas, die Obst- und Gemüseplantagen Virginias oder Neuenglands eingeflogen werden, reisen noch heute unter Visa-Regelungen ein, die während der Kriegsjahre für die im Südwesten benötigten mexikanischen Landarbeiter geschaffen wurden (Palmié 1994, 42).

Mexikaner kommen als Arbeitsmigranten, denn sie verlassen aus wirtschaftlichen Gründen ihr Herkunftsland. Arbeitsmigration kann temporär und als dauerhafte Wanderung erfolgen. Allerdings ist auch für die dauerhafte Wanderung von Arbeitsmigranten charakteristisch, dass sie für lange Zeit den Wunsch und die Vorstellung einer Rückkehr in ihr Herkunftsland haben, die sich dann aber als Rückkehrillusion oder *myth of return* erweisen (Heckmann 1992, 67). Ihre sozial-kulturelle Selbstorganisation im Einwanderungsland erfolgt in Form von ethnischen Kolonien. Ethnische Kolonien entstehen zum einen als institutionelle Antwort auf die Bedürfnisse der Migranten in der Minderheitensituation, zum anderen als Fortsetzung sozialer Beziehungen, die bereits in der Herkunftsgesellschaft existierten. Kettenmigration und das Aufrechterhalten von Verwandtschaftssystemen spielen in der ethnischen Kolonie eine zentrale Rolle.

Die ambivalente Situation, dass die US Wirtschaft einerseits auf die einwandernden Arbeitskräfte angewiesen ist, andererseits in der Bevölkerung die Ablehnung dieser Gruppe immer größer wird, beschreibt Palmié folgendermaßen:

In der Tat scheint es, als impliziere der Zuwachs an globaler Hegemonie, den der amerikanische Staat seit spätestens Ende des 2. Weltkriegs auf der ökonomischen und politischen Ebene erfahren hat, einen reziproken Verlust von Autonomie auf der Ebene demographischer Kontrolle und territorialer Souveränität. (Palmié 1994, 52)

Die Komplexität der Identitäten ist in den Gruppen der Hispanics sehr deutlich erkennbar. Die Autorin Gloria Anzaldua spricht im Zusammenhang mit den transnationalen Strukturen dieser Gruppen auch von den Borderlands:

The actual physical borderland that I'm dealing with in this book is the Texas-U.S. Southwest/Mexican border. The psychological borderlands, the sexual borderlands and the spritual borderlands are not particular to the Southwest. In fact, the Borderlands are physically present wherever two or more cultures edge each other, where people of different

races occupy the same territory, where under, lower, middle and upper classes touch, where the space between two individuals shrinks with intimacy. (Anzaldúa 1987, preface)

Mit der wachsenden Einwanderung verschiedener Latino Gruppen wurde die Identitätsfrage immer komplizierter. Dabei ging es nicht mehr nur um nationale Zugehörigkeit, sondern auch um Klassenzugehörigkeit. Einer der zentralen Gründe warum die mexikanischen Einwanderer keine einheitliche Bewegung entwickelten und somit als politische Kraft auftreten und soziale Veränderungen erreichen können, ist der unterschiedliche Status. Während in San Antonio rassistische Diskriminierung zu Unterdrückung führt und die mexikanischen Einwanderer in ihrem Gefühl der Andersartigkeit bestätigt, scheint es heute in Los Angeles leichter in die Mittelklasse hinüberzutreten (Acuna 1996, XII).

Mexikaner selber haben oft die Identifizierung „Anything but Mexican“ übernommen. Dieser internalisierte Rassismus wurde von der Chicano Bewegung der 1960er Jahre als *colonized mentality* bezeichnet und verhindert die Bildung einer einheitlichen Interessenvertretung der Latinos oder auch nur der mexikanischen Einwanderer.

It is more than a cliché that many Mexicans and Latinos want to be white, or at least consider fairer skin to be better. The innocuous praise of relatives and friends for a newborn child ‘Qué bonita pero prietita!’ (How pretty she is, but a little dark!) thus takes on special meaning: darkness has many connotations, most of them negative. (Acuna 1996, 8)

Die transnationalen Strukturen der sozialen Welt mexikanischer Einwanderer tragen zur Komplexität der Identität bei. Die Einwanderung dieser Gruppe im speziellen kann nicht mehr als Prozess von Kontakt, Akkulturation und Integration gesehen werden, denn durch die weiterbestehenden Netzwerkstrukturen ins Heimatland kommt es nur zu einer partiellen Anpassung.

Transnationalismus zeichnet die ethnische Gemeinschaft aus:

We define ‚transnationalism‘ as the process by which immigrants forge and sustain multi-stranded social relations that link together their societies of origin and settlement. We call these processes transnationalism to emphasize that many immigrants today build social fields that cross geographic, cultural, political borders. (Basch u. a. 1994, 7)

Basch und ihre Koautoren schlagen für solche Einwanderergruppen den Begriff *transmigrants* vor. Meist reflektieren die Einwanderer selber im Prozess ihrer Identitätskonstruktion diese transnationale Erfahrung jedoch nicht. Da sie in einer Welt leben, deren Diskurse zu Identität sich weiterhin mit der Frage nach nationaler

Zugehörigkeit beschäftigen, versuchen sie sich selbst auch in solchen Rahmenbedingungen zu definieren. Solche Rekonstruktionen von nationalen Loyalitäten entsprechen allerdings nicht der Komplexität der Lebenswelten der *transmigrants*.

Migrationstheorien, die sich mit der globalen Perspektive von Weltsystemen beschäftigen, können diese transnationalen Strukturen erfassen. Wallerstein definiert das Weltsystem als ein soziales System, das aus geographischen Regionen, die unterschiedliche und ungleiche Funktionen in der globalen Arbeitsteilung erfüllen, besteht (Balibar und Wallerstein 1991). Die fundamentale Verbindung zwischen den einzelnen Einheiten des Systems ist der Austausch – von Gütern, Leistungen, Personen. Dabei profitiert der Kern des Systems während die Peripherie untergeordnet ist. Nach dieser These ist transnationale Migration verbunden mit den sich verändernden Bedingungen des globalen Kapitalismus und kann nur im Kontext von globalen Kapital- und Arbeitsstrukturen untersucht werden. Die Migranten schaffen durch ihre tägliche Lebenswelt soziale, ökonomische und politische Verbindungen. So entstehen soziale Felder, die nationale Grenzen überschreiten. Gleichzeitig bleiben Migranten jedoch in den Kontext des nationalen Selbstverständnisses eingebunden:

By living their lives across borders, transmigrants find themselves confronted with and engaged in the nation building processes of two or more nation-states. Their identities and practices are configured by hegemonic categories, such as race and ethnicity, that are deeply embedded in the nation building processes for these nation-states. (Basch u. a. 1994, 22)

Das Konzept vom sozialen Kapital kann in diesem Zusammenhang erhellend sein, da es sich auf die sozialen Kontakte konzentriert – die natürlich die soziale Identität der Migranten stark bestimmen. So haben Haitianische Einwanderer ein *social field* geschaffen, das sie auf vielen Ebenen mit Haiti verbindet. Gerade die Einwanderer, die sich erfolgreich in den USA ansiedelten, engagierten sich stark für die Fortführung familiärer, wirtschaftlicher und kultureller Verbindungen mit Personen in Haiti. Auch über die politischen Differenzen der beiden Länder hinweg wurde so ein neuer Raum geschaffen, der nicht durch Geographie oder politische Richtlinien definiert ist, sondern durch soziale Verbindungen (Basch u. a. 1994, 177).

4.7. Soziales Kapital in ethnischen Gemeinschaften

Die Erwartung, dass ethnische Identitäten sich im Laufe der Zeit auflösen und eine Anpassung an die Kerngesellschaft stattfindet ist nicht mehr realistisch, besonders da auch die Kerngesellschaft zunehmend fragmentiert erscheint. Postmoderne Autoren sprechen von hybriden Identitäten, die je nach Situation Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Gruppe bedeuten. Der Historiker David A. Hollinger beschreibt den Zustand der amerikanischen Gesellschaft in seinem Werk „Postethnic America“ (1995):

A postethnic perspective recognizes that most individuals live in many circles simultaneously and that the actual living of any individual life entails a shifting division of labor between the several ‚we’s‘ of which the individual is a part. (Hollinger 1995, 106)

Hollingers Symptombeschreibung muss allerdings die Diagnose folgen, dass der soziostrukturelle Status in der stark segmentierten amerikanischen Gesellschaft auch weiterhin die Kreise, in denen sich ein Individuum bewegen kann, stark einschränkt. Die Analyse der sozialen Netzwerke der Einwanderer belegt, dass diese einen funktionalen Charakter haben: Sowohl die Vermittlung von Arbeitsplätzen, wie das Weitergeben von Informationen und die Mobilisierung von alternativen Finanzquellen sind grundlegende Hinweise darauf, dass ethnische Zugehörigkeit für die Schaffung von Ressourcen eine zentrale Bedeutung hat. Dabei hat die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur weiterhin gestaltenden Einfluss auf die Bedeutung ethnischer Nischen. Ethnische Enklaven sichern Auskommen und Arbeitsplätze für Neuankömmlinge. Gleichzeitig bieten das Bildungssystem und der allgemeine Arbeitsmarkt eine Chance für Einwanderer, ihren sozioökonomischen Status auch ohne ethnische Enklavenstruktur zu verbessern. Selbst wenn diese Möglichkeiten genutzt werden, können ethnische Netzwerke, die Normen und Werte vermitteln und so die elterliche Autorität stärken oder klare Rollen vorgeben, als soziales Kapital dienen und den Erfolg erleichtern. Negative Faktoren der amerikanischen Ökonomie und Gesellschaft, wie die extreme Stratifizierung des Arbeitsmarktes oder die Existenz von *residential segregation*, verstärken den Rückzug in ethnische Nischen zusätzlich.

Gerade bei der Analyse ethnischer Ressourcen als sozialem Kapital wird deutlich, dass es sich dabei keineswegs um natürliche Phänomene handelt, sondern dass ethnische Gemeinschaften soziale Konstrukte sind, die funktionalen Charakter

haben. Insofern weist ein Weiterbestehen ethnischer Identitätskonstruktionen auch auf die geschlossene Sozialstruktur der USA als klassenstrukturierte Gesellschaft hin.

5. *Gated Communities*

„America the Gated“ oder „Fortress America“ sind Schlagworte, die für einen neuen Trend in der amerikanischen Siedlungsstruktur stehen. Immer mehr Menschen ziehen in Nachbarschaften, die von Mauern und Zäunen umgeben sind, durch Videokameras und von Wachpersonal kontrolliert werden und nur durch Sicherheitstore betreten werden können. Diese sogenannten *Gated Communities* entstanden in den letzten Jahrzehnten vermehrt in den Speckgürteln der großen Städte und im sogenannten *sunbelt*. Sie stellen einen weiteren Entwicklungsschritt in der fortschreitenden Suburbanisierung der USA dar. Durch die Auflagen, die Bewohner in *Gated Communities* zu erfüllen haben – etwa ein eher hohes Einkommen – entsteht in diesen Siedlungen eine hohe Homogenität. Es wird erwartet, dass Nachbarn enge Kontakte pflegen. Gemeinsame, organisierte Aktivitäten fördern diesen Zusammenhalt. Durch die Ausgrenzung von Kriminalität entstehen sichere Enklaven, in denen sich die Bewohner gegenseitig vertrauen. Allerdings werden durch die Abschottung von der übrigen Welt heterogene Einflüsse ausgeschaltet. In der Gemeinschaft entsteht ein sehr dichtes, aber auch unflexibles Netz an sozialen Beziehungen. Zusätzlich bedeutet die starke Interaktion in der Gemeinschaft eine sehr homogene Form sozialen Kapitals, die nur für die Bewohner verfügbar ist. Aus der Perspektive der Gesamtgesellschaft bilden *Gated Communities* dichte Interaktionsinseln, die außerhalb des Arbeitslebens kaum mit dem Rest der Bevölkerung verbunden sind. Durch die Organisationsstruktur solcher Nachbarschaften kommt es zu einer Loslösung von der Gesamtgesellschaft in wirtschaftlicher, wie in politischer Hinsicht. Im folgenden werde ich auf die Entwicklungsgeschichte, Sozialstruktur und Bedeutung der *Gated Communities* eingehen, sowie die Kernfrage der Entstehung von Sozialkapital in solchen gemeinschaftlichen Entitäten behandeln.

5.1. Suburbanisierung und postsuburbane Nachbarschaften

Die gegenseitige Beeinflussung von Organisationsstruktur der sozialen Welt und Lebensumständen einer Person ist gewissermaßen die Rationalität hinter dem Studium von gemeinschaftlichen Strukturen in der Soziologie. Nachbarschaften

könnten sonst rein durch Architekten, Ingenieure, Landschaftsplaner und Statistiker beschrieben werden. Jene Faktoren, die die Wahl einer bestimmten Lebensumgebung oder die Beschaffenheit des sozialen Lebens in einer bestehenden Gemeinschaft ausmachen, können nur durch eine vielschichtige Analyse der Bedingungen erhellt werden. Die Gated Communities müssen deshalb auf ihre soziale Struktur und die Art der nachbarschaftlichen Kontakte untersucht werden.⁶⁰

Ein wichtiger Faktor, der die Wahl der Lebensumstände in den USA heute stark beeinflusst, ist die massive Steigerung des Bedürfnisses nach Sicherheit. Damit einher geht die Forderung nach der Bekämpfung von Verbrechen. Der Erfolg Rudolph Giulianis als Bürgermeister in New York City in den 1990er Jahren, der mit einem Law-and-Order Programm angetreten ist und die Stadt in den letzten Jahren sehr viel sicherer gemacht hat, ist ein Beispiel dafür, wie stark die Attraktivität einer Stadt und die Lebensqualität von der Verbrechensrate abhängen. Nachdem in vielen Städten dieses Gefühl der Sicherheit verloren gegangen ist und das Verbrechen unkontrollierbar scheint, entscheiden sich mehr und mehr Amerikaner dafür, sich hinter Zäunen, Mauern und geschlossenen Toren zu verbarrikadieren und Eindringlinge per Video zu überwachen. Von den Sicherheitsanlagen der Gated Communities versprechen sich die Bewohner nicht nur mehr Sicherheit, sondern zusätzlich eine Verbesserung der Lebensqualität. Initiativen wie *Neighborhood Watch* oder *Not-in-my-backyard*, eine Art Freiwilligen-Patrouille in der Nachbarschaft, haben eine moderatere aber ähnliche Funktion – sie sollen Nachbarschaften durch Überwachung sicherer machen.

Abgesehen von den vielfältigen Sicherheitsanlagen stellen die Gated Communities eine sehr amerikanische Lebensform dar, denn Suburbanisierung und Segmentierung nach Lebensstilgruppen haben in den USA eine lange Tradition. Interessengruppen haben schon immer gemeinsame Siedlungen gegründet, um nicht nur ideelle, sondern auch reale soziale Nähe zu erleben. In den Anfängen der Kolonialisierung

⁶⁰ Unterschiedliche Untersuchungsansätze und soziologische Schulen beschäftigen sich in den USA seit Beginn des 20. Jahrhundert mit Stadtstrukturen und nachbarschaftlichen Beziehungen. Neben statistischen Untersuchungen werden theoretische Konzepte im Rahmen des *Urban Planning* entworfen, Stadtbiographien verfasst und zum Beispiel in der *New Urban History* eben die Zusammenhänge zwischen architektonischen, städtebaulichen und sozialen Verhältnissen untersucht. Siehe hierzu zum Beispiel Eric H. Monkkonen: *America becomes Urban: The Development of U.S. Cities & Towns 1780-1980*, Berkeley: University of California Press, 1990.

der USA bedeutete die soziale Nähe einen praktischen Nutzen, zum Beispiel bei der Bewirtschaftung von Land. Die Nutzung des Territoriums hat einen stark symbolischen Wert – so die „Kolonisierung“ des Westens. Bei der Entstehung einer Lebensgemeinschaft geht es immer um die Kontrolle von Territorium. Neben dem physischem wird dabei über den sozialen Raum bestimmt. Mauern und Grenzen schließen demnach einerseits bestimmte Personen ein und gleichzeitig das „andere“ aus. Eine Grenzziehung kann so auf physischer, sozialer, symbolischer, psychologischer oder legaler Ebene vollzogen werden.

Historische Formen von abgegrenzten Wohnterritorien sind auch in Europa bis heute präsent, zum Beispiel mittelalterliche Klöster, Burgen und Festungen. Der Begriff bezieht sich auf abgeriegelte Wohnbezirke, die durch Mauern, Tore und Wachpersonal geschützt sein können. Die Städte im Mittelalter sind ebenfalls ein Beispiel für diese Art der geschützten und verteidigten Ansiedlungen. Stadtmauern und Stadttore sind so alt wie der Städtebau an sich. Bereits die okkupierenden Römer haben in England um 300 nach Christus erste befestigte Siedlungen angelegt. Um das römische Reich zu schützen, wurden den Kriegern und ihren Familien Ländereien in den besetzten Gebieten vermacht. Gemeinsam schützen sie ihre Siedlungen mit Mauern, zunächst gegen die lokalen Siedler, später auch um Eindringlinge von außen abzuwehren. Vorrangiges Ziel der Sicherheitsanlagen ist der Schutz der Bewohner, allerdings symbolisiert dieses System aus Mauern und Begrenzungen in England gleichfalls ein Klassensystem. Die Könige Henry I., Richard II. und Charles II. hielten sich im Tower of London verschanzt, um sich vor rebellierenden Adligen oder der armen Stadtbevölkerung zu schützen. Die englischen Landschaften mit ihren Abteien, Schlössern und Burgen spiegeln bis heute dieses Sicherungssystem wider (Blakely and Snyder 1997, 4). Militärische Siedlungen wurden fast immer und überall mit schützenden Mauern umgeben, so die spanischen Kolonialsiedlungen in der Karibik und die Forts der britischen Soldaten in den nord-amerikanischen Kolonien. Neben der Erhöhung der Sicherheit für die Bewohner hatten diese Befestigungen auch immer die Aufgabe der sozialen Grenzziehung zwischen Adligen und Bauern, Stadtbevölkerung und Landbevölkerung, Kolonialherren und *Natives*.

Der vorstädtische *suburb* ist eine eindeutig amerikanische Siedlungsform, kann aber ebenfalls ins England des 19. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Der künstliche, dörfliche Charakter der geplanten Einheiten geht zurück auf die Entwicklung englischer *Country*-Häuser während der Zeit der Hochindustrialisierung. Kaufleute und frühe Industrielle siedelten ihre Landgüter in der Nähe von abgelegenen Ortschaften an den bereits bestehenden, angelegten Straßen an. Besonders die Eisenbahn ermöglichte eine weitere Besiedlung der ländlichen Gegenden im Umland größerer Städte. In den USA trug die Verbesserung der Verkehrsmittel – neben Pferdekutschen als Bussen wurden am Ende des 19. Jahrhunderts bereits die ersten Hochbahnen und Vorortzüge gebaut – dazu bei, die Ära der sogenannten *walking city* – alle Distanzen konnten noch zu Fuß überwunden werden – zu beenden. Einer der ersten, von Stadtentwicklern geplanten Vororte ist New Brighton auf Long Island. Diese ersten Vororte spiegelten noch deutlich den sozialen Status und die Klasse der Bewohner wider. Bereits früh im 19. Jahrhundert entwickelte sich in den USA auch die Tendenz, Oberklasse-Wohngegenden abzugrenzen und zu umzäunen. Als Beispiele dienen New Yorks Tuxedo Park oder die Privatstraßen von St. Louis, die von reichen Bürgern gebaut wurden, um sich von den unruhigen, gefährlichen Städten der frühen Industrialisierung abzugrenzen.

Am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts verstärkte sich die Krise der Innenstädte. In dieser Zeit setzt eine soziale Segmentierung ein, die bedeutete, dass mehr und mehr Menschen in die sicheren Vororte ziehen und in den Innenstädten vor allem sozial schwache Gruppen zurückbleiben. Gewalt und Kriminalität machen einen großen Teil der Geschichte der Innenstädte aus. Zur Zeit der großen Einwanderungswellen bildeten sich ethnische Enklaven, die für die Neuankömmlinge eine erste Anlaufstation darstellten. Die Innenstädte – besonders in den ethnisch abgegrenzten Nachbarschaften – waren in dieser Zeit durch immer dichtere Besiedlung gekennzeichnet. Damit gingen Probleme hygienischer Art einher, wie etwa Müllentsorgung, Wasserversorgung und Bedrohung durch ansteckende Krankheiten. Die Photographien der frühen *social documentary photography*, zu der auch der erst als Polizeireporter arbeitende Sohn holländischer Einwanderer Jacob Riis gehörte, machten die Zustände deutlich: Hier spielen Kinder zwischen toten Rindern, und Untermieter schlafen aus Platzmangel im Sitzen. So bestätigt sich das Vorurteil, besonders die sogenannten neuen Einwanderer seien

gefährlich, weil sie durch die Lebensumstände zu den Überträgern von gefährlichen Krankheiten wurden und sich nur durch Raub und andere Verbrechen über Wasser halten konnten. Für die Neuankömmlinge hatten die ethnischen Viertel eine zentrale Funktion, denn sie dienten als Basis für die Kontakte zu Personen, die sich bereits länger in den USA aufhielten und über Informations- und Hilfsnetzwerke verfügten. Andererseits wurden so immer mehr Einwanderer in beengte Wohnverhältnisse gedrängt, was die Steigerung hygienischer und sozialer Probleme zur Folge hatte. Ethnische Viertel dieser Zeit sind die bekannten *Little Italies* und *Chinatowns*, aber auch jüdische Nachbarschaften, seit den 1930er auch vermehrt hispanische beispielsweise in Los Angeles. In den folgenden Jahrzehnten wurde diese *residential segregation* von der Regierung mitgetragen und verstärkt.

Die während der Depression der 1930er Jahre gegründete *Federal Housing Administration* sollte eigentlich hauptsächlich die Arbeitslosigkeit in der Bauindustrie bekämpfen. Maßnahmen der Regierungsabteilung förderten nicht nur die rapide Suburbanisierung, sondern auch eine stärkere Segregierung der Wohnviertel. Besonders durch die verstärkte Kreditvergabe an Erbauer neuer Einfamilienhäuser wurde nur eine bestimmte soziale Schicht gefördert. Für die Modernisierung älterer, innerstädtischer Häuser oder den Bau von Mehrfamilienhäusern wurden keine günstigen Kredite bewilligt (McKenzie 1994). Die Absicht hinter dieser gezielten Förderung war durchaus, die Präsenz von ethnischen Minderheiten in den neuen Vierteln zu vermeiden, denn ethnische Minderheiten bedrohten die Immobilienwerte und Grundstückspreise. So sollten die Nachbarschaften möglichst homogen gehalten werden. Die neuen suburbanen Nachbarschaften hatten nicht mehr ganz den exklusiven Charakter ihrer Vorläufer wie Bel Air und Tuxedo Park, aber sie wurden in dieser Zeit zu einem effizienten Instrument der Exklusion.

Die praktischen Prototypen für Suburbia stellten die *Levittowns* dar. Herbert Gans dokumentiert die Entwicklung in einer Levittown in New Jersey. Als *participant observer* hat er die ersten zwei Jahre nach Gründung – von Oktober 1958 bis September 1960 – in der Gemeinde gelebt und die nachbarschaftlichen Beziehungen und das soziale Leben detailliert dokumentiert (Gans 1967). Vor allem in den 1960er und 1970er Jahren tauchte der Begriff des *community building* häufig auf – das Ziel

einer solchen Nachbarschaft war also, neben einem homogenen Siedlungsmuster auch eine soziale Gemeinschaft aufzubauen, in der sich die Bewohner gut kennen, Dinge gemeinsam unternehmen und füreinander verantwortlich fühlen. Abraham Levitt, Sohn jüdisch-russischer Immigranten, und seine Söhne – die Inhaber der Firma Levitt – hatten allerdings vorrangig die erfolgreiche Immobilienvermarktung ihrer Grundstücke und Häuser im Sinn. Vor Beginn des 2. Weltkriegs hatten sie einige Siedlungen auf Long Island gebaut, die für die obere Mittelklasse konzipiert waren, die zu der Zeit auf die Insel hinauszog. Die Häuser in Levittown, wo Gans lebte, waren etwas kleiner als die der Vorläufer, hatten aber als zusätzliche Ausstattung einen Swimmingpool und bestimmte Inneneinrichtungsgegenstände oder zum Beispiel eine eingebaute Küche.

Um ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen wurden nicht nur zentrale Plätze und Parks geschaffen, sondern auch die notwendige Infrastruktur wie Schulen und Kindergärten. Gans benutzt als zentrale Begriffe, die das soziale Leben in Levittown beschreiben, „suburbane Homogenität“ und „Konformität“ (Gans 1967, 153ff). Homogenität wird von den Bewohnern als ein sehr positiver Aspekt betrachtet, denn sie empfanden es als relativ einfach, unter ihresgleichen Freundschaften zu schließen. Da viele der Bewohner bereits mehrmals umgezogen waren und planten, auch in Zukunft ein sehr mobiles Leben zu führen, war die *compatibility* – Gans nennt dies als anderen Begriff für Homogenität – ein großer Vorteil und führte zu unkomplizierten sozialen Kontakten. Diese entstanden dabei nicht nur in Clubs oder Vereinen, sondern auch einfach durch nachbarschaftliche Nähe und Ähnlichkeit der Lebensumstände: „Here in Levittown I have more in common; where we lived before, the neighbors were all my mother’s age.“ (Gans 1967, 155)

Ein weiterer wichtiger Grund für die Zunahme der nachbarschaftlichen Kontakte mag allerdings gewesen sein, dass es kaum Einkaufsmöglichkeiten und wenig Angebote für Freizeitaktivitäten tagsüber gab. Gans beschreibt, wie sehr sich nicht nur Rassen- und Klassenzugehörigkeit, sondern meist auch Religionszugehörigkeit, Einkommensschicht, Alter und Familienstruktur ähneln. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Homogenität intensive soziale Kontakte erleichtert und zumindest in kleineren Einheiten auch notwendig ist. Weitere Studien bestätigen, dass andere *upper-middle-class* Nachbarschaften in den Städten eine ähnliche Tendenz zur Homogenisierung

besaßen und nur sogenannte *mixed communities*, die sozial und ethnisch stärker heterogenisiert waren, davon abwichen (Dobriner 1958).

Die hier als positiv dargestellte Homogenität verletzt gewissermaßen den *American dream* einer *balanced community*, in der Personen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Klassen-, Rassen- und Religionszugehörigkeit zusammenleben. Den jüngeren Familien wird durch Homogenität die Weisheit der Älteren genommen und das Leben in einer pluralistischen Gesellschaft als Modell im kleinen geht verloren. So wird die Intoleranz gegenüber anderen gefördert. Schließlich erlaubt Heterogenität auch eine Aufwärtsmobilität, die gerade für Angehörige schwächerer sozialer Schichten als Motivationsfaktor eine Rolle spielt. Während Gans in seinem Werk davon ausgeht, dass die soziale Realität mit Alkoholismus, Geisteskrankheiten, Gewalt in Familien usw. vielschichtig genug ist, um die Erfahrungswelt nicht zu sehr einzuschränken, betont er auch, dass in einer größeren Gemeinschaft heterogene Strukturen vorhanden sein sollten: „Putting together all arguments for and against homogeneity suggests that the optimum solution, at least in communities of homeowners who are raising small children, is *selective homogeneity at the block level and heterogeneity at the community level.*“ (Gans 1967, 172; kursiv im Original) Homogenität in einem Block (ca. 10 bis 12 Häuser), der durch face-to-face Kontakte gekennzeichnet ist, erleichtert den Konsens zwischen direkten Nachbarn.

Die Utopie einer familienfreundlichen Gemeinschaft bedeutete gerade in Levittown oft einen Rückschritt für die Frauen, die in ihrer isolierten Situation weniger Freiheit und persönliche Möglichkeiten hatten, denn ihnen war die alternative soziale Welt des Berufslebens genommen.

Bereits in den 1950er und 1960er Jahren wurde Kritik an den homogenen Vorstädten laut. William H. Whyte schreibt in *The Organization Man* über das soziale Leben und den psychischen Zustand der großen Masse von Angestellten, die in dieser Zeit in den homogenen Vorstädten wohnen. Sie setzen extrem auf Sicherheit und sind sehr konform in Ansichten und Denkweisen (Whyte 1956). Ein weiteres klassisches Werk der amerikanischen Stadtsoziologie von David Riesman, Reuel Denney und Nathan Glazer *The Lonely Crowd*, bestätigt den stereotypen Vorort ebenfalls als

einen Ort langweiliger Homogenität, an dem jegliche Individualität verloren geht (Riesman et al. 1950).

Die Differenzierung von Lebensstilen seit den 1960er Jahren führt zu Verschiedenartigkeit von Nachbarschaften, je nach Interesse und Bedürfnis der einzelnen Bewohner. Gleichzeitig bedeutet die Veränderung der amerikanischen Wirtschaft zu einer postindustriellen, „postfordistischen“ globalen Ökonomie, dass die alten wirtschaftlichen Zentren ausgedient haben und immer mehr High-Tech-Firmen sich in den Randgebieten der Städte ansiedelten. Große Bereiche der sauberen Industrien – wie das Silicon Valley – entstanden. Dieser Prozess verstärkte sich bis in die 1980er Jahre hinein. Besonders unter Präsident Reagan kam es zu einer erneuten, massiven Privatisierung und Deindustrialisierung. Als Konsequenz stiegen Arbeitslosigkeit, soziale Not und Verbrechensrate in den Innenstädten weiter an. New York, Chicago und Los Angeles wurden zu Städten, in denen gewisse innerstädtische Bereiche aufgrund der Gefahr durch Kriminalität von Touristen und vielen Bewohnern der sicheren Vororte gemieden wurden.

Die Krise der Städte und der bestehende Gegensatz zwischen den Kernstädten und ihrem Umland sind auch die Folge staatlicher Interventionen, die für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen unterschiedliche Auswirkungen hatten. Die Grundlagen für die heutige räumliche Struktur der Großstadtreionen wurden in den 1940er und 50er Jahren geschaffen, als wiederum Milliarden Dollar Steuergelder in die Subventionierung des Einfamilienhausbaus, die Errichtung von Highways und weniger in die Sanierung innerstädtischer Quartiere flossen. Die Kombination aus dem Bau der Highways und Kreditprogrammen für den Eigenheimerwerb ermöglichte die Suburbanisierung der weißen Mittelschicht innerhalb weniger Jahrzehnte. So entstanden in den Vororten fast ausschließlich Einfamilienhäuser für die Besserverdienenden. Gleichzeitig wurden die mit der Abwanderung verbundenen Probleme der Städte durch staatliche und kommunale Maßnahmen noch verstärkt. Die damals übliche Kahlschlagsanierung – viele verfallene Häuser wurden einfach abgerissen, auf den Grundstücken jedoch keine neuen Gebäude errichtet, so dass zwischen bewohnten Parzellen mehr und mehr unbebaute Grundstücke entstanden – führte zu einer weiteren Destabilisierung der innerstädtischen Nachbarschaften, während die Beschränkung des sozialen Wohnungsbaus auf die Viertel der

Minderheiten die Konzentration von Armut und Arbeitslosigkeit noch zusätzlich verstärkte (Jackson 1985).

Die Abwanderung der Mittelklasse hatte tiefgreifende ökonomische Folgen. Heute wird ein Großteil der Gewerbesteuer in den Vororten bezahlt. Die Verschiebung der sogenannten „weißen“ Industrien in die Speckgürtel der großen Städte hatte für New York 1973 Zahlungsunfähigkeit zur Folge. Durch die Veränderung der wirtschaftlichen Struktur war die Stadt Bankrott gegangen. Das geringe soziale Prestige der meisten innerstädtischen Viertel und das niedrige Mietniveau führten vielfach dazu, dass Gebäude von ihren Besitzern kaum instand gehalten wurden. Die Eigentümer ließen teilweise mit Absicht die Gebäude mehr und mehr verfallen, um schließlich, nachdem keine Renovierung mehr möglich war, auf den Grundstücken neu zu bauen. Aufnahmen dieser verfallenen Grundstücke in dicht besiedelten Stadtteilen, wie zum Beispiel der New Yorker Bronx, kennt man aus den Medien. So entwickelte sich in den meisten Städten um das Hauptgeschäftsviertel herum ein Ring von Gebäuden und Nachbarschaften, deren Bausubstanz dem Verfall preisgegeben wurde und in denen nicht selten ganze Straßenzüge verwaist waren. Seit 1980 können bundesstaatliche Subventionen für den Bau von Eigenheimen in brachliegenden innerstädtischen Vierteln in Anspruch genommen werden. Dies und das Anwachsen der Dienstleistungen – vor allem Finanzdienstleistungen – führten zu einem neuen wirtschaftlichen Boom in den Städten und vermehrten Bauvorhaben in den darauffolgenden Jahren. Angesichts der Deregulierungs- und Privatisierungspolitik sowie der Internationalisierung des Produktionsprozesses nahmen vor allem Ausmaß und Bedeutung der Kapitalströme stark zu (Sassen 1994).

In diesem Prozess entwickelten sich einige der traditionellen Finanzzentren zu sogenannten *global cities*, den Kontrollzentren einer räumlich verteilten, aber global integrierten Organisation der wirtschaftlichen Aktivitäten. In bisher ungekanntem Maße entstanden nun Arbeitsplätze in Unternehmenszentralen, Banken und Versicherungen, sowie im Bereich der finanzorientierten Dienstleistungen.

Die Rolle als internationale Finanz- und Dienstleistungszentren hat auch die soziale Struktur solcher Städte wie New York, Los Angeles, Chicago oder Miami verändert. Während am oberen Ende der Skala Arbeitsplätze für eine internationale Elite der

Spezialisten der globalen Kapitalverwertung geschaffen werden, entstehen am unteren Ende Arbeitsplätze im Niedriglohnsektor der Dienstleistungsindustrie etwa im Bereich Restaurants, Hotels, Wäschereien, Gärtner usw. Als Folge dieser Polarisierung des Arbeitsmarktes haben sich die sozialen Gegensätze in den Großstädten noch weiter zugespitzt. Gerade in den *central business districts* ist dieser Gegensatz oft deutlich beobachtbar, denn zwischen den Bürotürmen lebt ein Großteil derer, die zeitweise oder auf Dauer obdachlos sind. Angesichts dieser Präsenz bedrückender Armut im öffentlichen Raum nimmt die Bedeutung von privaten Einkaufspassagen oder Bürokomplexen ständig zu. So ist ein großer Teil des *central business districts* von Atlanta von einem Netz klimatisierter, privatisierter Passagen und unterirdischer oder über Straßenniveau liegender Gänge durchzogen (Roost 2000, 18). Büroangestellte und Touristen können so das Stadtzentrum durchqueren, ohne auch nur einmal auf den Bürgersteig treten zu müssen, während denjenigen außerhalb der Passagen und Gänge signalisiert wird, dass sie unerwünscht sind. Hinzu kommt die Überwachung und Kontrolle durch private Sicherheitsdienste und deren technisches Equipment wie Videokameras und Alarmanlagen. Diese Mechanismen bedeuten eine Neuorganisation des Raumes, wo die Grenzbereiche zwischen den Gewinnern und Verlierern der sozialen Polarisierung durch gestalterische, symbolische Schwellen und private Sicherheitskräfte deutlich gemacht werden.

Parallel zur Neuorganisation der Städte fand eine erneute starke Suburbanisierung statt. Schon beim Bau suburbaner Wohngebiete wurde meist dasselbe automobilgerechte Erschließungsmodell mit einer geschwungenen Straßenführung und einer Vielzahl von *cul-de-sac* genannten Sackgassen verwendet. Diese Erschließungsweise, die sich bewusst vom strengen Straßenraster der Städte unterscheiden sollte, prägt bis heute das Bild der Vororte. Die Grundstücke sind – im Vergleich zu europäischen Verhältnissen – großzügig bemessen. Gärten sind im allgemeinen als Rasenfläche angelegt und fungieren als Abstandsgrün zum Nachbarn. Außerdem verfügen die meisten Häuser über mehrere Garagen und eine großzügige Auffahrt, so dass das Straßenbild von repräsentativ geparkten Autos beherrscht wird. Jonathan Bell nennt diese Art der Bauweise *carchitecture* und dokumentiert vielfältige Beispiele in einem eindrucksvollen Bildband (2002).

Während die Vororte der Nachkriegszeit sich noch durch geringen Einzelhandel auszeichneten und meist reine Wohngebiete waren, sind in den neuen Suburbs auch viele Arbeitsplätze in Gewerbegebieten und Büro Parks entstanden. So gibt es heute um die Hauptstadt Washington herum über zwanzig neue Subzentren. Tyson's Corner, eine dieser sogenannten *edge cities* besteht aus Dutzenden von Hotels, Einkaufszentren und Bürohochhäusern. Tyson's Corner weist eine Gesamtbürofläche auf, die größer ist als die vieler etablierter Großstädte, wie z. B. Miami, das immerhin das Handels- und Finanzzentrum des karibischen Raumes ist (Roost 2000, 25). *Edge cities* dienen als neue Zentren für tausende Bewohner der Vororte und haben mit den baulichen Strukturen der älteren Städte nichts gemein. Sie sind amorphe Auswüchse einer automobilorientierten Vorortlandschaft, in denen es nur noch nebeneinander gestellte Geschäfte, Restaurants, Bürohochhäuser und Einkaufszentren gibt, die von riesigen Parkplatzflächen umgeben sind. So entsteht eine urbane Lebensweise, die zu den Kernstädten keinen Bezug mehr hat (Garreau 1991).

Neben der Popularität der immer neuen Vororte kommt es auch schon zu einer einsetzenden kulturellen Abwertung der Vororte aus den früheren Bauphasen. Da die Bausubstanz der einst schnell errichteten Häuser bereits wieder veraltet ist und die Besserverdienenden in noch weiter außerhalb gelegene Vororte ziehen, verliert das Wohneigentum im Einfamilienhausvorort seinen Status als eindeutiges Symbol für Mittelschichtsglück. Eine solche Entwicklung ist im San Fernando Valley im nördlichen Teil von Los Angeles festzustellen. Das Einfamilienhausgebiet mit mehreren hunderttausend Einwohnern war in den 1950er und 60er Jahren landesweit ein Inbegriff typischer monotoner Mittelschichtwohngebiete. Nach Roost ist davon allerdings nur die Monotonie geblieben: Die Besserverdienenden sind weggezogen, es bleiben einkommensschwache Bevölkerungsgruppen und noch ärmere Immigranten kommen hinzu (Roost 2000, 28). So kommt es in vielen der älteren Suburbs zu einem sozialen Strukturwandel. Aus dieser Entwicklung resultierend hat sich eine Gruppe von Architekten und Stadtplanern zusammengefunden, die sich *New Urbanists* nennen und Siedlungen errichten wollen, die stärker an ein Kleinstadt-Modell angepasst sind – sogenannte *transit-oriented developments*, die jeweils ungefähr 5000 Einwohner, ein verdichtetes, fußgängergerechtes, an einem Nahverkehrsanschluß gelegenes Zentrum haben sollen und in dem die wichtigsten

sozialen Einrichtungen und Geschäfte zur Versorgung der Bevölkerung untergebracht sind (Roost 2000, 29).

Der Wandel der Innenstädte und Vororte in den letzten zwanzig Jahren hat nach Edward Soja dazu geführt, dass sich amerikanische Großstadtreionen zu einer neuen Art von „polyzyklischen Stadtlandschaften“ entwickelt haben, die von einer „Peripherisierung des Zentrums“ und einer „Zentralisierung der Peripherie“ gekennzeichnet sind (Soja 1989, 215ff; 1992, 94ff; 1995, 125ff). Die bisherigen Vorortgemeinden verlieren ihren Charakter als Schlafstädte und werden zu eigenständigen postsuburbanen *outer cities*, die funktional gesehen fast alles bieten, was bisher nur die Kernstädte aufweisen konnten. Die Stadtreionen haben jedoch nicht nur veränderte, städtebauliche Formen, sondern auch neue Muster sozialer Fragmentierung und Polarisierung. Die Versuche, Territorien gegen ungewollte Eindringlinge zu schützen, sind überall in den Stadtreionen sichtbar, wenn private Sicherheitsdienste Bürokomplexe und Einkaufspassagen kontrollieren oder ganze Wohnanlagen abriegelt werden. Auch ihre Freizeit verbringt ein Großteil der Amerikaner in privatisierten, kontrollierten Räumen wie Einkaufszentren oder Golfklubs. Die Heterogenität der sozialen Lebenswelt einer vielschichtigen Einwanderernation bleibt nur in den ethnischen Nischen erhalten, die abriegelten Gebiete sind durch Konformität gekennzeichnet. Lebensbereiche einzelner Schichten und Gruppen sind getrennt.

Seit den 1980er Jahren haben die Gated Communities als eine verstärkte Form abgeschotteter Nachbarschaften stark zugenommen. Seit dieser Zeit haben sich Hunderttausende Amerikaner für ein Leben hinter Mauern und Zäunen entschieden – abgeschottet von der eigentlichen städtischen Umgebung. Die Motive, sich für eine solche Wohnanlage zu entscheiden sind aus ähnlichen Siedlungsmustern in Südamerika oder in Afrika bekannt: Angst vor Kriminalität, erhöhtes Sicherheitsbedürfnis, Klassenorientierung, bessere Schulbildung für die Kinder. Während Städte wie Lagos, die Wirtschaftsmetropole Nigerias und der größte Moloch Afrikas, immer gefährlicher und chaotischer werden und die nigerianische Regierung kurz davor ist den Notstand auszurufen, kann man auf Victoria Island der stinkenden, grauen Lagune entfliehen. Hier haben sich die Reichen niedergelassen. Sie fahren mit Rolls Royce, Ferrari und Mercedes durch die breit angelegten Straßen

und leben hinter meterhohen Mauern, die mit Nato-Stacheldraht, Strom und Bewegungsmeldern gesichert sind.⁶¹ Mit Hilfe von exklusiven Landnutzungsrechten, Regulierungen bei Bauprojekten und anderen Maßnahmen wird schon der Zugang zu Wohn- und Geschäftsvierteln oder öffentlichem Raum eingeschränkt und kontrolliert.

Edward Blakely bezeichnet die Tendenz, sich hinter Mauern in bewachten Nachbarschaften zu verbarrikadieren, als eine *new fortress mentality* (Blakely 1997, 2). Die Tendenz der Abschottung findet sich nicht mehr nur bei den wirklich Reichen, gerade die Mittelklasse versucht so den Wert ihrer Häuser zu erhalten⁶², den Einfluss von Verbrechen auf ihr Leben zu reduzieren und Nachbarn zu finden, die dieselben Ziele und Ideale haben und nach einem bestimmten Muster leben. Diese Nachbarschaften entstehen vorrangig im suburbanen Raum, einige Beispiele finden sich auch in den Innenstädten. Blakely geht in seinem Buch davon aus, dass es bereits 1997 mehr als 20 000 Gated Communities in den USA gab, mit insgesamt über 3 Millionen Einheiten (Blakely 1997, 7). Die Zahl und Vielfalt der unterschiedlichen Siedlungsmuster steigt ständig an. Einer der führenden US-Grundstücksmakler schätzt, dass acht von zehn neuen städtischen Projekten Gated Communities sind.⁶³ Im Jahr 1988 waren ein Drittel der 140 Wohnungsbauprojekte in Orange County in Kalifornien als solche angelegt. Das sind doppelt so viele wie nur fünf Jahre zuvor.⁶⁴ Brian Weinstock, ein Immobilienmakler im Silicon Valley in den 1990er Jahren, stellte fest, dass Dreiviertel der potentiellen Käufer eine Immobilie in einer Gated Community suchen (Davis 1990, 246).

Kontrolle spielt in diesen Nachbarschaften eine zentrale Rolle. Die Kontrollfunktion offenbart sich bereits im Verlauf der Straßen: Sie ermöglichen eine leichte Durchfahrt, sind nach einem klaren Muster angeordnet und sehr überschaubar.

⁶¹ Süddeutsche Zeitung vom 11. Dezember 2001, Seite 3.

⁶² In einem Artikel findet sich der Hinweis: „Adding an attractive automatic entry gate system can easily add \$50,000 or more to home values within some communities regardless of whether it has any effect on crime“. Chris E. McGoey: „Gated Communities Access Control“ <http://www.crimedoctor.com/gated.htm>. (Besuchsdatum: 15. Februar 2002)

⁶³ Aus einem Interview mit Marta Borsanyi, Robert Charles Lesser and Company im November 1993, in Blakely.

⁶⁴ Jim Carlton: „Behind the Gated: Walling Off the Neighborhood Is a Growing Trend“, *Los Angeles Times*, October 8, 1989, sec. I, Seite 3.

Hinzu kommt die Wendung nach innen, denn Garagen und Carports haben die klassische *porch* abgelöst, ein zufälliger Kontakt zu den Nachbarn ergibt sich kaum noch. Das Leben draußen hat sich auf den Gartenbereich hinter dem Haus verlagert. So sind die Häuser in einer solchen Nachbarschaft oft noch einmal zusätzlich durch Zäune und Mauern voneinander getrennt. Kommunikationsmöglichkeiten von einem Grundstück zum nächsten werden so weitgehend durchtrennt und Treffen finden nur geplant und organisiert statt. Siedlungsmuster und Lebensumstände werden zu einem Versuch, die als immer unkontrollierbarer erscheinende Umwelt zu regulieren.

Neben den betont praktischen Aspekten für die Bewohner, haben Gated Communities vielfältige, weitreichende Konsequenzen, die sich zum Teil auf die politische Grundlage von Gemeindefstrukturen beziehen, aber auch ein Abbild bestimmter sozialer Entwicklungen darstellen. Die Abschottung der Nachbarschaften hat nicht nur Konsequenzen für den privaten Raum, die Privatisierung von öffentlichem Raum führt auch zu einer Privatisierung der kommunalen Strukturen, indem zum Beispiel Polizei und öffentliche Dienstleistungen alternativ organisiert werden. Es kommt so zu einer Ausgliederung aus dem politischen System. Diese Entwicklungen werden in den folgenden Kapiteln ausführlicher diskutiert.

5.2. Formen der *Gated Communities*

Die Abschottung durch Zäune, Mauern, Überwachungssysteme und Kontrollpunkte vom öffentlichen Raum haben all diese Siedlungen gemeinsam. Zwei unterschiedliche Verfahren stehen dabei zur Verfügung. Einerseits werden völlig neue Städte oder Stadtteile geplant, die schon die entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen enthalten, andererseits ältere Stadtviertel umgestaltet und entsprechend nachgerüstet. Neue Gemeinden bieten dabei den Vorteil, dass nicht nur die einzelnen Immobilien, sondern auch die zentralen Plätze, Schulen und Kindergärten in ihrer Architektur aufeinander abgestimmt sind. Sie befinden sich im Einzugsgebiet größerer Städte, wo die Bewohner ihre Berufstätigkeit ausüben, oder in den attraktiven Gegenden des *sunbelt*. Im Gegensatz dazu weist die Ausstattung bereits bestehender Straßenzüge mit Sicherheitsvorkehrungen meist auf eine reale

oder auch nur wahrgenommene Bedrohung durch Kriminalität hin.

Unterschiedlichen Arten von Gated Communities stellen verschiedene soziale Phänomene dar.

Sogenannte *lifestyle communities* gehören zu den ältesten und sind gewissermaßen eine archetypische Form. Die Entwickler dieser Siedlungen wollten eine wachsende Freizeit- und Konsumethik in der Gesellschaft nutzen und die Interessen einer Lebensstilgruppe kanalisieren. Hierzu gehören *retirement communities*, die oft um einen Golfkurs und ein dazugehöriges Clubhaus zentriert sind und viele Freizeitaktivitäten und soziale Zusammenkünfte anbieten. Mit den *retirement developments* für Senioren begann in den USA in den 1960ern und 1970ern ein Trend, der bis heute anhält. Durchschnittsamerikaner fanden hier nach dem Ende ihres Arbeitslebens eine neue Heimat, meist in den südlichen, warmen Regionen, in Florida, Texas, Kalifornien, Georgia oder Arizona. Der *sunshine state* Florida ist heute eine der umsatzstärksten Tourismusregionen der Welt, und mit einem Anteil der über 60jährigen von 25 % an der Gesamtbevölkerung des Staates (in einigen Landkreisen sogar über 50 %) ist Florida mehr denn je der bevorzugte Wohnort begüterter Pensionäre (Roost 2000, 69).

Sun City in Florida ist eine solche Seniorenstadt. Sie hat mittlerweile vier Einheiten, die zu einem Gemeinwesen von 16500 Einwohnern zusammengewachsen sind. Das Mindestalter um hier Einlass zu finden, ist 55 Jahre (Tollkühn 2003). Das Konzept stammt von Del Webb, der 1960 die erste Seniorenstadt bei Phoenix in Arizona plante. Neben der eigentlichen Gated Community finden sich im nächsten Gürtel Häuser und Wohnungen für die Angestellten sowie Schulen für deren Kinder. Del Webbs Vorstellung war, dass die Angestellten später automatisch zu Kunden würden. Nachdem sie ihr Leben lang für die Gemeinschaft gearbeitet haben, könnten sie im Rentenalter einfach ins Zentrum umziehen. Um die Ruhe genießen zu können ist der Besuch von unter 18-Jährigen auf 30 Tage pro Jahr beschränkt – so können die Enkel wenigstens ein paar Tage zu Besuch kommen. Die Wohneinheiten sind in Stil, Größe und Preis sehr unterschiedlich. Der Preis für eine Eigentumswohnung beginnt bei 70.000 Dollar, ein Reihenhaus kostet 150.000, ein freistehendes Haus ist ab 200.000 Dollar zu haben. Ein Kernelement des Konzepts ist die Freiwilligenarbeit. So senkt man Kosten, gibt Rentnern eine Aufgabe und hält die

Gemeindesteuer niedrig. Die Gemeindeverwaltung, die Organisation von Clubs oder die Bereitstellung von „Essen auf Rädern“ wird so ehrenamtlich organisiert. Geld spart die Stadt auch dadurch, dass sie nicht für Schulen, Kindergärten und Spielplätze aufkommen muss (Tollkühn 2003). Bis heute liegen die meisten Gated Communities in den Staaten Kalifornien, Florida und Texas (Roost 2000, 69).

Mit den Seniorensiedlungen wurde eine Entwicklung eingeläutet, in deren Folge unterschiedliche Interessengruppen begannen sich hinter Mauern und Zäunen zu verbergen: Neben *retirement developments* boten auch *golf and leisure communities* einen gewissen Lebensstil. Sie offerieren dieselben Dienstleistungen sind aber stärker für gutverdienende Personen jüngeren Alters konzipiert. *Country clubs* waren besonders in den 1980er Jahren lukrative Unternehmen, denn in einer Zeit mit höherer Grundstücks- und Immobilienspekulation und einem deutlicheren Trend zu klassenspezifischen Konsumgewohnheiten, konnte so Prestige und Exklusivität zelebriert werden. Auch *golf developments* und *second-home resorts* sind, wie die *country clubs*, nicht für einen dauerhaften Aufenthalt geschaffen – es fehlen zum Beispiel Schulen und andere infrastrukturelle Institutionen. Sie werden nur für bestimmte Zeiten im Jahr, an den Wochenenden oder eben nach der Pensionierung genutzt. Die Sicherheitsanlagen in diesen Freizeitgemeinschaften steigern den Wert, weil sie auch symbolisch eine gewisse Exklusivität andeuten. So wird ein *vacation home* in einer solchen Gemeinde zu einem Staturelement.

Eine der neuesten Entwicklungen stellen sogenannte *incorporated cities* dar, die als komplette Städte mit einheitlicher Architektur auf dem Reißbrett entworfen werden und von einem Unternehmen finanziell getragen und verwaltet werden. Die Disney-Stadt *Celebration* ist ein Beispiel für ein solches Modell. Die sogenannten *gated new towns* sind ebenfalls mit Sicherheitsanlagen versehen. Hier soll der Zusammenhalt über den gemeinsamen Lebensstil hinausgehen und eine soziale Gemeinschaft gebildet werden – so der entsprechende Werbeslogan. Die neotraditionelle Architektur und die Gestaltung des Raums mit kleinen Plätzen sollen auf gewachsene Kleinstädte verweisen. Meist finden sich verschiedene Haustypen wie etwa Apartments oder Einfamilienhäuser. *Incorporated towns* oder *cities* sind so konzipiert, dass eine starke Unabhängigkeit der Gemeinde von der umgebenden Infrastruktur herrscht. Canyon Lake, ungefähr sechzig Meilen östlich von Orange

County in der südkalifornischen Wüste gelegen, ist ein Beispiel für eine solche Gemeinde (Blakely 1997, 67). Canyon Lake wurde nach Streitereien mit der zuständigen kommunalen Verwaltung 1991 eine unabhängige Gemeinde. Die Bewohner sind unter anderem Feuerwehrleute, Polizisten, Lehrer, Ingenieure, Immobilienmakler, Pensionäre und gehören größtenteils der oberen Mittelschicht an. Die Stadt hat allerdings so gut wie keine Steuereinkünfte, die eine Stadtverwaltung nötig machen würden, deshalb blieb die Property Owners' Association de facto die Verwaltung (Blakely 1997, 67).

In den sogenannten *prestige communities* beruht die Gemeinsamkeit größtenteils auf der Klassenzugehörigkeit und dem Status. Viele dieser Projekte gehen aufs späte 19. Jahrhundert zurück, als reiche Bürger und die neuen Großunternehmer versuchten, sich von der Masse abzusetzen. Tuxedo Park, eine gute Stunde Fahrt von New York entfernt, wurde bereits im Jahr 1885 als *prestige community* gebaut. Gleichzeitig wurden in Chicago und St. Louis Herrenhäuser für die Industriellen und *robber barons* der Zeit gebaut. Meist sind diese Nachbarschaften bis heute nur als Wohnsiedlungen geplant. Sie haben keine Infrastruktur für Dienstleistungen, Freizeitangebote und keine eigenen Institutionen. Manche *prestige communities* sind auf bestimmte Berufsgruppen spezialisiert. Die Bewohner von Hidden Hills in Südkalifornien sind zum Beispiel zu einem großen Teil Schauspieler (Stark 1998).

Eine völlig andere Kategorie stellen die *security zone communities* dar. Hierbei handelt es sich um bereits existierende Nachbarschaften, deren Bewohner sich bedroht fühlen und um sich zu schützen Sicherheitsvorkehrungen beantragen. Die Bewohner planen selbst, wie und wo die Tore, Mauern und Zäune angebracht werden sollen. Freier Zugang ist nicht mehr möglich. Oft werden Straßen, die scheinbar weitergehen, einfach durch Mauern geschlossen und unzugänglich gemacht. In diesen Nachbarschaften wird die von Blakely beschriebene *fortress mentality* am deutlichsten sichtbar. Tore, Mauern und Zäune sind nicht mehr länger nur für reiche Nachbarschaften reserviert. Auch in ärmeren innerstädtischen Nachbarschaften und bei Sozialwohnungsprojekte werden Sicherheitsanlagen benutzt, um Drogenhandel, Prostitution und *drive-by shootings* zu verhindern und die Kontrolle über das Territorium wiederzugewinnen (Blakely 1997, 100). In anderen Nachbarschaften besteht große Angst, dass Kriminalität und Verbrechen aus

angrenzenden Vierteln hinüberschwappen könnten. Deshalb, und um den hohen Durchgangsverkehr zu verhindern beantragen solche Nachbarschaften, ihre Straßen vom öffentlichen Zugang auszuschließen und den Zutritt für *residents only* zu genehmigen. Oft scheint die Verbrechensrate in diesen Nachbarschaften gar nicht so bedrohlich hoch, aber die Angst, die zur Abschottung führt, ist sehr real. Die Präsenz von Verbrechen in den Medien hat dazu geführt, dass die Bevölkerung von einer ständig steigenden Verbrechensrate ausgeht, obwohl gerade am Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre das Gegenteil der Fall war und die Verbrechensrate in den USA sank.⁶⁵

Eine weitere Entwicklung im Bereich der *security zone communities* bedeutet die eher unfreiwillige Umzäunung einer Wohngegend durch die Stadt ohne Einwilligung der Bewohner. Potomac Gardens in Washington D.C. ist ein Beispiel für die Errichtung von Zäunen und Toren ohne die Unterstützung der dort lebenden Bevölkerung. Die Bewohner wurden mit Ausweisen ausgestattet, die Gebäude bekamen Sicherheitskameras und einen 24-Stunden Wachdienst. Nach einigen Monaten hatte sich die Ablehnung der Bewohner jedoch stark gewandelt: Zuerst verglichen sie ihre Situation mit Gefängnissen und Zoos. Es stellte sich jedoch heraus, dass die Maßnahmen den Drogenhandel und Vandalismus wirklich reduziert hatten (Blakely 1997, 102). Mit dem Argument des Schutzes vor Kriminalität werden die Sicherheitsmaßnahmen auch in ärmeren Gebieten befürwortet. Ein starkes Gegenargument findet sich allerdings in der weiteren Stigmatisierung der Bewohner. Für sie bedeutet das unfreiwillige Abgeschnittensein durch Sicherheitsmaßnahmen auch das Durchtrennen ihrer Netzwerke, die sich oft über die größere Community ausdehnen, da sie gerade auf der Suche nach Arbeit ihre direkten Kontakte nicht nutzen können. Sie sind auf Informationen, Kontakte, Ressourcen und Arbeitsstellen außerhalb angewiesen. Netzwerke, die eine Mobilität nach oben ermöglichen, werden durch die Abriegelung eines sozial schwachen Wohnviertels beschnitten. So mag sich die Kriminalitätsrate stabilisieren lassen, zusätzlich werden aber positive Elemente, die einen Weg hinaus aus der sozial schwachen Gruppe ermöglichen, eingeschränkt.

⁶⁵ „Almost 90 percent of Americans think crime has gotten worse, but the violent crime rate in cities dropped 25 percent between 1981 and 1989.” (Blakely 1997, 100).

Gated Communities lassen sich als Produkt gut vermarkten, da sie eine Lösung für zeitgenössische Probleme darzustellen scheinen. Ein sogenannter *bandwagon effect* entsteht in Gegenden, wo solche Nachbarschaften bereits existieren, denn durch die Wachhäuser, Mauern und Tore unterscheiden sie sich von anderen Vororten, sind deutlich erkennbar, bieten scheinbare Vorteile und laden zur Imitation ein (Blakely 1997, 15). Die Sicherheitsmassnahmen werden für die Immobilien- und Grundstücksmakler gewissermaßen zum *unique selling point* – also der Eigenschaft, die sich besonders gut vermarkten lässt. Trotzdem konnten Sicherheitselemente nach einer Studie von Blakely die Preise in einem fallenden Immobilienmarkt nicht stabilisieren und sie bedeuteten auch nicht generell, dass Immobilien hinter Zäunen und Mauern für einen höheren Preis verkauft werden können als Häuser in vergleichbaren Gegenden ohne zusätzliche Sicherheitsstandards (Blakely 1997, 17).

5.3. Verwaltungssystem: Gemeinschaft der Wohneigentümer

Nicht nur die Sicherheitsanlagen repräsentieren Kontrollmechanismen, sondern auch das diesem Siedlungsmodell zugrunde liegende Verwaltungsmodell. Gated Communities werden von unabhängigen *homeowner associations* verwaltet. Schätzungen des Community Associations Institute (CAI) – einer nationalen Organisation der *homeowner associations* – gehen bereits im Jahr 1992 von 150 000 *homeowner associations* in den gesamten USA aus. Genaue Zahlen sind nicht vorhanden, da die *homeowner associations* nicht im Zensus verzeichnet sind. Die durchschnittliche Zahl von Einheiten unter einer Verwaltung beträgt 291, viele sind erheblich kleiner mit um die 150 Einheiten und 11 % haben mehr als 500 Einheiten. Knapp über die Hälfte sind von professionellen Firmen verwaltet, 29% von Freiwilligen selbstverwaltet und 19% haben Manager vor Ort, die direkt von der Verwaltung angestellt sind (Blakely 1997, 23). In erster Linie sind die *homeowner associations* für die Sicherheitsleistungen der Siedlungen zuständig, die größtenteils als Auftrag an private Firmen vergeben werden. Ihre Aufgaben umfassen zusätzlich alle Dienstleistungen, die anfallen (wie zum Beispiel Schneeräumen, Straßenbeleuchtung, Tennisplätze, Bibliothek, Klubhaus, Parkanlagen).

Ein in Kalifornien sehr beliebtes Model ist das *Lakewood contract city model*. Nach diesem Schema wird mit der Stadtverwaltung ein Vertrag für die Dienstleistungen wie Polizei, Feuer, Abwasser und Wasserversorgung geschlossen. Einige Gated Communities sind sogar völlig unabhängig. Nach Unzufriedenheit mit den städtischen Dienstleistern haben sie meist eigene Gemeinden gegründet. *Hidden Hills* und *Rolling Hills* sind wohlhabende Communities in der Nähe von Los Angeles und hatten im Jahr 1995 ca. 2000 Einwohner. *Canyon Lake* im Riverside County östlich von Los Angeles hatte sogar eine Bevölkerung von 14 000 und eine eher gemischte Einkommensstruktur. Die kleinen Gemeinden *Golf* mit 114 Einwohnern und *Golden Beach* mit 612 Einwohnern liegen in der Nähe von Miami in Florida (Soto 1995, 4).

Jeder Hauseigentümer teilt sich mit den anderen Straßen, Bürgersteige, sowie Tore und Mauern als Gemeinschaftseigentum. Gewählte Gremien überwachen dieses Gemeinschaftseigentum. Bei jedem Hauskauf sind die gemeinschaftlichen Dinge schon durch Verträge geregelt. So entsteht ein beeindruckendes Kontrollsystem. Die *homeowner associations* werden für eine Vielzahl an Kontrollmechanismen genutzt: Sie schützen den Wert der Immobilien, indem eine gewisse Einheitlichkeit in der Nachbarschaft eingehalten wird und sie sichern den Erhalt der Standards, die ursprünglich festgelegt wurden.

Like other corporations, homeowner associations have full legal rights, limited responsibility for the individuals who operate them, a potentially infinite lifespan, and a dedication to a narrow private purpose – in this case, protection of property values. In carrying out this purpose, homeowner associations function as private governments. (McKenzie 1994, 122)

Die Unabhängigkeit von lokalen Verwaltungen und Regierungsebenen bedeutet auch, dass kein Eingriff in die Planung erfolgen kann. Doppelhäuser, Industriegebiete oder Gewerbegebiete können in den verwalteten Nachbarschaften nicht ohne Einwilligung der *homeowner association* geschaffen werden. Oft bevorzugen die lokalen Verwaltungen die Unabhängigkeit der Nachbarschaften, denn diese müssen dann selbst für neue Straßen, Infrastruktur und das Abwassersystem aufkommen. Die Verwaltung gibt solche Kosten an die Eigentümer weiter. Da die *homeowner associations* private Entitäten darstellen, können sie ihre eigenen Regeln schaffen, die durch die persönlichen Eigentumsrechte (*private property rights*) der Verfassung abgesichert sind.

Die *homeowner associations* sind nicht unbedingt demokratisch orientiert: In manchen bekommt jeder Haushalt und nicht jede erwachsene Person in einem Haushalt eine Stimme und in einigen hängt die Zahl der Stimmen, die eine Person hat, gar mit der Höhe des Eigentumswertes zusammen. Viele Regulierungen treffen die Bewohner selbst. Die private Polizei verteilt auch innerhalb der Nachbarschaft Strafzettel für Falschparken oder zu schnelles Fahren. Manche Verwaltungen gehen gar so weit, die Farbe der Inneneinrichtung, die vom Fenster aus einsehbar ist, festzuschreiben oder eine Art nächtliches Ausgehverbot zu erteilen (Blakely 1997, 21). Regulierungen zur Außengestaltung der Häuser und Gärten sind Standard, denn nur so kann ein gemeinsamer Plan zur Landschaftsgestaltung eingehalten werden. Manchmal sind Haustiere über einem bestimmten Gewicht, Personen unter einem bestimmten Alter, Satellitenschüsseln, Airconditionings in den Fenstern, zu hohe Bäume, die Garagentüren tagsüber geöffnet zu haben und Wäsche im Freien aufzuhängen verboten (Blakely 1997, 20ff). In einem Verzeichnis von Doreen Heisler und Warren Klein sind die häufigsten Verstöße der Bewohner gegen Regeln unter anderem: Parkvergehen, das Anbringen von politischen oder kommerziellen Schildern, illegale Fahrzeuge (z.B. Kleinlaster), Hausfarbe, Größe der Haustiere und die Dekoration zu besonderen Feiertagen (Heisler und Klein 1996).

Evan McKenzie spricht in seinem Buch *Privatopia* (1994) von einer Ideologie des *hostile privatism*, denn oberstes Ziel ist die Grundstückswerte zu erhalten. Daher kommt die oft rigide Durchsetzung der Regeln durch das Management auch gegen die Vorstellung einzelner Hausbesitzer. McKenzie betont die Konformität, die hinter diesen Maßnahmen steckt (1994, 19). Allerdings werden so rigide Normen geschaffen, die für die Bildung sozialen Kapitals hilfreich sind. Denn Normen können als Handlungsanweisungen gelten, die bei Einhaltung eine positive Bewertung bedeuten, bei Verstoß allerdings auch eine Sanktionierung zur Folge haben können. In den Gated Communities ist die Toleranzschwelle für abweichendes Verhalten sehr niedrig. Gerade durch rigide Normen werden Verhaltensmuster vorgegeben, die eine Orientierung bieten. Soziale Interaktionen, die immer eine Interpretation des Verhalten des anderen implizieren werden so vereinfacht. Dies erleichtert die Mobilisierung sozialen Kapitals, da erwartet werden kann, dass gängige Normen eingehalten werden.

Die Zahl der *homeowner associations* ist so rapide gestiegen, dass die Regierung sie als Wachstumsbranche bezeichnet. Dieses Wachstum spiegelt eine neue Privatisierung von kommunaler Verwaltung (*residential government*) wieder. Damit geht der Verlust der Steuerhoheit der öffentlichen Hand an private Geschäftszonen einher. Der Rechtswissenschaftler David Kennedy argumentiert, dass die *homeowner associations* als *state actors* (Kennedy 1995, 761ff) gesehen werden müssen, da ihr Leistungskatalog dem einer kommunalen Verwaltung oder Stadtverwaltung entspricht. Blakely spricht bei der Tendenz, sich von einer Stadt oder Gemeinde loszusagen, von einer *civic secession*, deren größter Vorteil darin liegt, dass zusätzliche Regulierungen Kriterien definieren, die zukünftige Bewohner erfüllen müssen (Einkommen, Vermögen, Alter, Hautfarbe, Ethnizität, Religion) (Blakely 1997, 25). An diese Voraussetzungen ist oft die Vorstellung geknüpft, dass nur Personen, die über die entsprechenden Eigenschaften verfügen in die Gemeinschaft hineinpassen. So kann über die Verwaltung eine soziale Selektion stattfinden. Einkommen, Alter, Größe der Immobilie können Kriterien sein, die den Einfluss bei Entscheidungen ausmachen.

Befreit von der sozialen Last, Schwächere mittragen zu müssen, gewinnen die Bewohner das Gefühl unter ihresgleichen zu leben. Die sozialen und kulturellen Unterschiede sind bei weitem nicht so groß, wie in einem heterogenen Stadtteil. Die Bewohner der Gated Communities akzeptieren die Kontrolle durch die Verwaltung oft unter der Voraussetzung, dass auf diese Weise die Homogenität gewahrt bleibt. Eine gewisse Einheitlichkeit der Bewohner soll eine bessere Gemeinschaft schaffen, da Interessen und Bedürfnisse ähnlich sind. Der Zusammenhalt einer Gemeinschaft manifestiert sich in Gefühlen wie Solidarität oder gegenseitigem Vertrauen, in starker sozialer Interaktion, manchmal jedoch auch in symbolischen Elementen wie bestimmten Kleidungsstilen oder eben der Art, Häuser zu bauen und den Lebensraum zu organisieren. In diesem Zusammenhang wird auch in der Werbung für neu entstehende Gated Communities oder in der Literatur über bereits bestehende immer wieder ein utopisches Element betont. Durch die besondere Architektur soll der Lebensraum und damit auch die soziale Interaktion positiv beeinflusst werden. Diese idealen Grundsätze stehen oft im Gegensatz zur realen Verwaltung, die natürlich durch bestimmte Maßnahmen die Einhaltung der Regeln und Gesetze in

den Gemeinschaften umsetzt. Die Suche nach der idealen Lebensform in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter ist ja bereits Teil des Gründungsmythos der USA.

5.4. Lebensraum als Utopie

Neben dem Sicherheitsaspekt und der Erwartung einer erhöhten Lebensqualität wird von den Bewohnern als Motiv beim Einzug in die Gated Communities die Suche nach der idealen Gemeinschaft betont. Das Ziel einer künstlich geschaffenen Gemeinschaft – und der Großteil der Gated Communities ist am Reißbrett entworfen – ist meist, ein bestimmtes Lebensmodell umzusetzen. Dabei spielt der Gedanke eine bessere, eine gerechtere Welt zu erschaffen eine zentrale Rolle. So wird der negativen „anderen Welt“ ein Spiegel vorgehalten und gleichzeitig eine Rechtfertigung für das eigenen Lebensmodell geschaffen. Schon Thomas Morus *Utopia* von 1516 beinhaltet wesentliche Elemente, die bei der Suche nach alternativen Lebenswelten immer wieder eine Rolle gespielt haben. Entscheidend ist dabei der Aspekt der Isolation: Ein künstlich geschaffenes Terrain soll Platz bieten für eine ideale Gemeinschaft. Diese wird der bestehenden Wirklichkeit entgegengesetzt, von der sich die Utopisten entfremdet fühlen. Die negativen Entwicklungen in den Städten – Kriminalität, Überbevölkerung, Armut, fehlender Gemeinschaftsgeist – führten zur Vision einer geplanten Gemeinschaft, die ohne diese Probleme existiert. Im Foucaultschen Sinne werden die Menschen durch Gestaltung der Wohnanlage, Räume und Möbel in einen ständigen Transformationsprozess eingebunden, durch den sie zu besseren Menschen reformiert und erzogen werden sollen (Foucault 1994).

Utopische Ideen unterscheiden sich in ihrer Wirklichkeitsnähe und Realisierbarkeit allerdings sehr stark. In ihrer Studie zu Gemeinschaftsstrukturen und Utopien schreibt Rosabeth Moss Kanter, dass historisch gesehen verschiedene Motive eine Rolle spielen können:

[...] the initial impetus for the building of American communes has tended to stem from one of three major themes: a desire to live according to religious and spiritual values, rejecting the sinfulness of the established order; a desire to reform society by curing its economic and political ills, rejecting the injustice and inhumanity of the establishment; or a desire to promote the psychosocial growth of the individual by putting him into closer touch with his fellows, rejecting the isolation and alienation to the surrounding society. (Moss Kanter 1972, 8)

Die religiösen Aspekte waren im neunzehnten Jahrhundert besonders wichtig, während soziale und politische Motive nach dem zweiten Weltkrieg und besonders in den 1960er Jahren an Bedeutung gewannen. Mit der Verbreitung der Vororte in diesen Jahrzehnten verbindet sich eine utopische Ideologie der amerikanischen Mittelklasse. Die Wurzeln dieser Ideologie liegen bei Autoren wie etwa Edward Bellamy, der in seinem Roman *Looking Backward 2000-1887* (1888) Boston im Jahr 2000 als eine friedliche Gemeinde beschreibt, in der ohne Geld und Klassensystem die arbeitenden Personen einen Kredit erhalten, den sie für Konsumgüter und Unterhaltungsdinge einlösen können. Die Ideale wurden durch verschiedene utopische Gemeinschaften in den USA populär gemacht, um dann von mächtigen Immobilien- und Grundstücksmaklern benutzt zu werden, um ihre Projekte erfolgreich zu vermarkten. Suburbs waren nicht nur das Ergebnis von marktorientierten Unternehmern, sondern stellten auch immer wieder den Versuch dar, durch die Planung von Lebensraum die Lebenswelt der Bewohner zu beeinflussen.

Robert Owens, der Begründer der utopischen Community *New Harmony*, wollte ebenso wie sein französisches Vorbild im späten 18. Jahrhundert Charles Fourier durch die Gestaltung von Raum die Gefühlswelt beeinflussen und das soziale System gestalten:

The ideas informing the communal life style – perfectibility, order, brotherhood, merging of mind and body, experimentation, and the community's uniqueness – all represent its intentional quality, with harmony as their principal theme: harmony with nature, harmony among people, and harmony between spirit and flesh. (Moss Kanter 1972, 54)

Robert Owen ist mit seiner detaillierten Planung der Siedlung – in der Standort, Größe, Flächennutzung, Arbeitsorganisation und ein Finanzierungsplan die Lebens- und Arbeitsbedingungen im Detail festlegt – sowohl als Architekturtheoretiker wie als Stadtplaner bekannt geworden (Bertels 1990, 42ff). Sogar Details (wie die Ausstattung der Wohnungen oder die Kleidung in der Siedlung) wurden von ihm bestimmt. Owen gilt heute als Sozialreformer, denn unbestreitbar sind seine Erfolge in den Bereichen des Erziehungswesens, der Arbeitnehmerorganisation, der Gleichberechtigung und der Stadtplanung. Aufgrund seiner Initiative wurden erstmals Kinderkrippen eingerichtet. Owen sah den prozessuralen Charakter der

Siedlungsplanung und den besonderen Zusammenhang zwischen räumlichem Arrangement und sozialem Verhalten.

Als exemplarisch können auch die *Shaker* gelten, die ebenfalls versucht haben ihre gemeinschaftlichen Prinzipien in Architektur und Design umzusetzen. Dabei spielt Ordnung eine zentrale Rolle. Die Anordnung der Häuser war in jedem Dorf ähnlich: Den architektonischen sowie den spirituellen Mittelpunkt bildete immer das *meetinghouse*. Es war das Versammlungshaus für die gesamte Gemeinde, gleichzeitig auch das Wohnhaus der *ministry*. Der Bedeutung der *ministry* und damit auch der hierarchischen Struktur wurde durch die zentrale Stellung des *meetinghouse* Ausdruck verliehen. Die Häuser der restlichen Familien, sowie Werkstätten und andere Gebäude wurden geplant und entsprechend zugeordnet. Die strenge Symmetriellehre, die auf das religiöse Verständnis der Shaker zurückgeht – sie gehen von einer Zweigeteiltheit Gottes in einen männlichen und weiblichen Teil aus – fand Eingang in die Gestaltung der Räume und Möbel in den Gebäuden (Foster 1991).

Ebenfalls im 19. Jahrhundert hat Frederick Law Olmsted als Architekt und Landschaftsdesigner den Versuch unternommen, utopische Nachbarschaften zu schaffen. *Riverside*, in der Nähe von Chicago im Staat Illinois, ist ein frühes Beispiel. Die Siedlung entstand im Jahr 1868. Das utopische Element bei Olmsted hat sich ebenso auf die Entwürfe seiner Parklandschaften ausgewirkt. Der New Yorker Central Park war als Bürgerpark geplant, in dem sich die Klassen bei ihren Freizeitaktivitäten mischen sollten und ein friedliches Zusammenleben gefördert werden sollte.

Ein weiterer Architekt, der mit seiner Arbeit die Form der Vorstädte extrem beeinflusste, war Frank Lloyd Wright. Mit seinen *Prairie Houses* schuf er den Archetyp eines *suburban home*. Schon während seiner Zeit als Zeichner bei der Firma Adler&Sullivan in Chicago kam er durch Louis Sullivan, den Hauptteilhaber, mit der modernistischen Bauweise in den USA in Berührung. Keines der berühmten *Prairie Houses* Wrights stand wirklich in der „Prairie“; sie waren alle vorstädtisch, die meisten in den Außenvierteln von Chicago. *Prairie* war für Wright eine Metapher und kein Ort. Sie stand für eine Beziehung zwischen Architektur und den weiten amerikanischen Ebenen, verbunden mit einer gewissen Nostalgie für die vergangene

Pionierzeit. Mit dem Bau der Häuser setzte Wright sein utopisches Architekturverständnis gegen den gängigen Stil der Oberschicht, für die ein Haus als Prestigeobjekt Vertikalität implizierte, das heißt Häuser, die wie griechische Tempel oder himmelstrebende gotische Bauwerke, die Herrschaft der Kultur über die Natur bekräftigten, und nicht Gebäude, die sich dem Boden regelrecht anschmiegen. Organisches Design und die Metaphern der Natur dienten für Lloyd Wright auch bei seinem berühmtesten Objekt, dem Guggenheim Museum in New York, als Vorlage. Wer das Museum betritt, kommt in einen Raum, bei dem es nahezu irrelevant erscheint, welche bildende Kunst er enthält. Der ganze Raum entfaltet sich wie eine Spirale, in einer Art Kegelschnecke zur flachen Glaskuppel hinauf.

Die ästhetische Erfahrung des Museums gebunden an Metaphern der Natur, die mit einer solchen Autorität, Reinheit und Zurückhaltung behandelt werden, lässt vermuten, dass man an diesem Ort wohl nie ein Kunstwerk sehen wird, das eine ebensolche Transparenz vermittelt wie das Gebäude. (Hughes 1997, 402)

Die Namen der frühen Vororte reflektieren ebenfalls diesen Bezug zur Natur, der immer einen Gegensatz zur industrialisierten Stadt darstellt. Beliebte Bestandteile der Namen waren demzufolge *park, forest, river, hills* oder *valley* mit Zusätzen wie *view, park* oder *estates*. Meist bezogen sich diese Begriffe nicht auf reale Landschaften, sondern sollten ein Bild erzeugen. Diese Imagierie oder Imagologie spielt bis heute in vielen künstlich geschaffenen Siedlungen eine große Rolle. Die Disney Siedlung *Celebration* arbeitet beispielsweise sehr stark mit der Imagination, indem klassische Architektur und Bilderbuchlandschaften verbunden werden.

Utopia bedeutete den Versuch, eine alternative Lebenswelt zu schaffen. Oft sollte der Gegensatz zur individualistisch und kapitalistisch geprägten Umgebung im Zentrum stehen. Viele utopische Gemeinschaften im 19. Jahrhundert hatten deshalb nicht nur kommunale, sondern zum Teil kommunistisch orientierte Wurzeln. In diesem Sinne verzichteten die Mitglieder auf persönliches Eigentum und individuelle Entscheidungen. *Walden Two* (1948), das Werk von B. F. Skinner basiert auf einem post-freudianischen sozial-therapeutischen Ansatz, eine Utopie zu schaffen, die Gewalt und Chaos des modernen Lebens eliminieren soll. Bis in die 1970er Jahre hinein spielten solche Entwürfe für utopische Gemeinschaften eine große Rolle – im Gegensatz zu Disneys konservativer Utopie in *Celebration* waren hier mit Siedlungsstrukturen auch alternative Ökonomien angedacht. In einer Studie, die sich mit der in den 1960er Jahren gegründeten Twin Oaks Community befasst, wird auf

Walden Two Bezug genommen. Eine der Gründer Kat Kinkade beschreibt 1973 die ersten schwierigen Jahre der Twin Oaks Community in einem Werk mit dem Titel *A Walden Two Experiment*. Als die Gemeinschaft 1982 ihr fünfzehnjähriges Bestehen als eine der größten und dauerhaftesten Experimente aus den 1960er Jahren feierte, wurde der Erfolg an folgenden Faktoren festgemacht: Eine zentrale Ideologie, eine charismatische Führungsperson zu haben und in Isolation zu leben. Als zusätzliche Bedingung macht Ingrid Komar die Schaffung eines *model for social change* aus (Komar 1983).

Das Element der gemeinschaftlichen Besitzverhältnisse spielt in den Gated Communities keine Rolle. Genauso wenig sind sie als sozialreformerische Siedlungen geplant – meist ist die einzig klare Zielvorgabe die Besitzstandswahrung. Damit bekommt der utopische Charakter, der als Rhetorik bei Verkaufsstrategien der Immobilien zum Zug kommt einen hohlen Beiklang und muss als wohlklingendes Argument ohne praktische Bedeutung wahrgenommen werden. Allerdings ist auch in den Gated Communities der utopische Charakter mit einer sozialstrukturellen Komponente versehen, denn die soziale Homogenität der Bewohner soll für das erfolgreiche Zusammenleben ein wesentlicher Bestandteil sein.

5.5. Simulierte Lebenswelten

Besonders für die Bewohner von Suburbia ist der Aufenthalt in herkömmlichen urbanen Räumen in denen sich Zufallserlebnisse ergeben und soziale Vielfältigkeit erlebbar wird, zur Ausnahme geworden. Statt dessen hält man sich in Einkaufszentren auf, die als Erlebniswelten gestaltet sind, und nimmt die soziale Vielfalt der Region durch die Medien auf. Angesichts dieses Lebensstils haben sich die inszenierten Konsumzonen und künstlichen Städte einander angeglichen. Während in Passagen und *shopping malls* Urbanität simuliert wird, werden die Innenstädte so umgestaltet, dass sie den Qualitäten kontrollierter Erlebniszone wie Disneyland nahe kommen. Es entstehen Orte der Hyperrealität. Nach Michael Sorkin werden die amerikanischen Städte zu *variations on a theme park* (Sorkin 1992). So verschwinden die Grenzen zwischen vermeintlich echter und künstlicher Urbanität und die Stadtregionen werden zu Landschaften der Simulation.

Ein wichtiges Beispiel für die Simulation kleinstädtischer Idylle ist die Disney Stadt *Celebration* in Florida. Im November 1996 wurde nahe der Stadt Orlando der erste Teil der Siedlung fertiggestellt, die einmal 20 000 Einwohner haben soll. Siedlungen dieser Größe, die von einem Unternehmen als Projekt in relativ kurzer Zeit fertig gestellt werden, sind in den USA nichts Ungewöhnliches. Celebration unterscheidet sich von anderen Vorstädten allerdings in zwei wesentlichen Punkten: Die Gestaltung entspricht nicht dem üblichen automobilgerechten Vororten, deren wesentliche Merkmale die Aneinanderreihung freistehender Einfamilienhäuser, eine überdachte von Parkplätzen umgebene *mall* und ein von Tankstellen, Schnellrestaurants und Motels gesäumter *strip* sind. Statt dessen ist Celebration einer Kleinstadt nachempfunden. Zweitens hat mit der Disney Development Company nicht ein Bauunternehmen die Stadt geplant, sondern die Tochterfirma eines Medienkonzerns, der eine Vorbildstadt neuen Typs errichten wollte. In Disneys Stadt sollen sowohl städtebauliche Qualitäten einer Kleinstadt, sowie die im traditionellen amerikanischen Wertesystem verankerten Begriffe *neighborhood* und *community* wieder zur Geltung kommen. Disneys prominenter Vorstandsvorsitzender Michael Eisner versprach, mit diesen Eigenschaften würde Celebration der Prototyp einer Siedlung des 21. Jahrhunderts (Roost 2000, 67).

Florida hat eine lange Tradition solcher „idealtypischer“ Siedlungen, die geschaffen wurden, um hauptsächlich wohlhabende Bewohner aus anderen Gebieten der USA anzulocken. Coral Gables unweit von Miami war 1921 die erste dieser neuen Städte. Kurz darauf wurde mit dem Bau der Siedlung Boca Raton und dem heutigen Prominenten- und Millionärswohnort Palm Beach begonnen (Roost 2000, 68). Die Architektur spielte eine wichtige Rolle, denn die Bezugnahme auf spanische Traditionen bedeutet die Herstellung einer historischen Kontinuität zu den spanischen Eroberern und ließ sich gut mit dem Mythos des Seefahrers Ponce de León verbinden, der im 16. Jahrhundert in Florida auf der Suche nach dem Jungbrunnen als erster Europäer einen Teil des nordamerikanischen Festlandes erkundet hatte. Es wurde eine Legende geschaffen, die hervorragend zur Vermarktung Floridas als Rentnerparadies und natürliches Sanatorium passte. Zusätzlich bedeutete der Rückgriff auf europäische Traditionen ein größeres Prestige als die einfachen Holzhäuser der Siedler. Besonders die Architektengruppe der *New*

Urbanists setzt sich für eine historisierende Bauweise ein. Bei solchen als *neotraditional development* bezeichneten Wohngebieten wird neben dem an traditionellen kleinstädtischen Strukturen orientierten Gesamtkonzept vor allem auf ein romantisierendes Erscheinungsbild Wert gelegt, das durch eine künstlerische Komposition einzelner Gebäude und umfassende Gestaltungsvorschriften erreicht werden soll. Die Siedlung *Seaside* in Florida ist eine der ersten Anlagen nach dieser Konzeption. Sie besteht vor allem aus weißen oder in Pastelltönen gehaltenen Gebäuden mit vielfältigen Giebeln, Erkern, Portici und Veranden, die die Atmosphäre eines traditionellen Badeortes mit urbanen Qualitäten im Zentrum erzeugen sollen (Roost 2000, 29). Oft wird bei solchen Projekten eine pseudo-klassizistische Architektur erzeugt, die an die bis zu hundert fünfzig Jahre alten Gebäude im Washingtoner Stadtteil Georgetown erinnern sollen.

Die Region Orlando ist auch ein typisches Beispiel für die Entwicklung von *sunbelt* zu *gunbelt*: Die Rüstungsindustrie hat eine zentrale Bedeutung als wirtschaftlicher Faktor. Neben Dienstleistungen und Tourismus ist sie die Haupteinnahmequelle. Diese Entwicklung hängt mit der starken Präsenz der Republikaner im *sunbelt* zusammen, denn zum Beispiel im Mittleren Westen und anderen Regionen, wo Demokraten und die Gewerkschaften sehr stark sind, ist es nicht zu einer ähnlichen Dominanz der Rüstungsindustrie gekommen (Roost 2000, 79).

Bereits in den 1960er Jahren entschloss Walt Disney sich, in Orlando große Ländereien aufzukaufen, um hier einen neuen Themenpark zu bauen, mit dem er an die Erfolge seines schon seit den 1950er Jahren in Kalifornien existierenden Disneyland anschließen wollte. Disney kaufte in Orlando nach und nach große Ländereien zusammen, denn in Kalifornien wurden rund um seinen Themenpark Motels, Restaurants und Spielhallen errichtet, die von Disneyland profitierten. In Florida wollte Disney diese zusätzlichen Gewinne selber abzuschöpfen. Disney World in Orlando sollte also nicht nur einen Vergnügungspark enthalten, sondern auch Restaurants, Hotelanlagen und eine Siedlung für die Beschäftigten. In den vergangenen Jahren kamen neue Themenparks hinzu: Sea World, ein Großaquarium, der Universal Studios Themenpark, das Erlebnisbad Wet'n' Wild und die Bush Gardens.

Schon mit dem Bau von Disney World plante Disney, selbst eine Modellstadt zu entwerfen, die immerhin ein paar tausend Einwohner haben sollte. Disneys konservative Utopie bedeutete nicht nur, dass er technologischen Fortschritt im Sinne der Industrie propagieren wollte, vielmehr sollte ein privatwirtschaftliches Modell der sozialen Organisation eines Gemeinwesens geschaffen werden. Die Grundlage dafür ist die Kontrolle der Bewohner durch den Unterhaltungskonzern. Darüber hinaus waren weitreichende Verhaltensregeln geplant: Haustiere sollten verboten sein und Kleidervorschriften erlassen werden; gemeinsame Übernachtungen unverheirateter Paare oder Trunkenheit hätten sogar zum Ausschluss aus der Gemeinschaft geführt.

Bei der Planung von Celebration wurde bewusst darauf verzichtet, die Stadt mit Mauern, Zäunen und Toren zu umgeben, obwohl die meisten neu errichteten Siedlungen in Florida über solche Einrichtungen verfügen. Auch ohne diese Maßnahmen vermittelt das Gelände dennoch ein Gefühl von Sicherheit und Exklusivität: Es ist im Nordwesten von einem Golfclub umgeben, im Südosten von einem See und das übrige Land von einem Naturschutzgebiet mit subtropischer Vegetation. Dieser grüne Gürtel wird nur an zwei Stellen durch Zufahrtstraßen unterbrochen, so dass kein Durchgangsverkehr möglich ist. Die Wohngebiete wurden für amerikanische Verhältnisse sehr fußgängerfreundlich geplant, denn die Grundstücke sind kleiner und durch viele Querverbindungen verwoben. Zudem sind die Verbindungen nicht auf ein getrennt von der Siedlung liegendes Einkaufszentrum ausgerichtet, sondern auf einen Ortskern nach dem Modell „Kleinstadt“, der im mittleren Bereich der Siedlung an dem künstlichen See liegt. Das Automobil wird symbolisch an den Rand gedrängt, denn das Straßenbild wird nicht wie üblich durch endlose Garagenauffahrten beherrscht, sondern von kleinen Vorgärten, da die Garagen in den hinteren Grundstücksbereich verlegt wurden. Im Ortskern befinden sich eine Reihe von Gebäuden, die den Versorgungszwecken der Gemeinschaft dienen, wie das Rathaus, die Post, eine Bank, sowie ein Kino. Trotz der angekündigten Fußgängerfreundlichkeit wird diese Fortbewegungsart – genau wie Fahrradfahren – auch in Celebration lediglich als Freizeitbeschäftigung gesehen, denn der Ortskern ist weiterhin von riesigen Parkplätzen umgeben (Roost 2000, 83).

Im Gegensatz zu vielen anderen Vorortsiedlungen sollte in Celebration eine Mischung aus verschiedenen Gebäudetypen – freistehende Einfamilienhäuser, Reihenhäuser und im Ortskern Apartmenthäuser – und unterschiedliche Grundstücksgrößen zu einer Ansiedlung verschiedener Bevölkerungsgruppen führen. Weitaus am häufigsten entstehen allerdings Einfamilienhäuser. Die Bewohner müssen sich beim Typ Einfamilienhaus zwischen sechs unterschiedlichen Modellen entscheiden, deren Stil an die Südstaaten-Städte wie Charleston oder Savannah und die Besonderheiten der Gartenstädte in Florida angepasst sind. Die Bezeichnung der Typen lautet *Victorian, Colonial Revival, Mediterranean, Coastal, Classical, French* – und alle sollen historischen Vorbildern entsprechen.⁶⁶ Die Apartmenthäuser mit ihren Geschäften im Erdgeschoßbereich und ihren Arkaden entsprechen der verbreiteten Vorstellung einer klassischen *main street* in einer historischen Südstaaten-Stadt. Für viele Entwürfe der Gemeinschaftsgebäude wurden zusätzlich namhafte Architekten engagiert. So entstand ein Postamt mit beeindruckender Eingangsrotunde, ein üppig mit Säulen ausgestattetes Rathaus und ein Kino, das den Art Deco-Stil der zwanziger Jahre imitiert.

Zur Inszenierung gehört auch, dass Disneys Designer auf die Erfahrung aus der ihnen vertrauten Filmkulissentechnik setzen konnten. Bei der Verwendung bekannter Motive geht es nicht um ihre möglichst realistische Darstellung, sondern um eine Form, die harmonisch wirkt und alle Konflikte ausblendet. Die Preise für die Häuser betragen zwischen 140.000 und 900.000 Dollar und liegen damit etwa 30% über den in der Region marktüblichen Preisen für Häuser gleicher Größe und Ausstattung. Das marktgerechte Gesamtkonzept, positive Image des Disney-Konzerns und die Werbemaßnahmen haben von Beginn an zu einer immensen Nachfrage geführt. Für die 460 Wohneinheiten des ersten Bauabschnitts gab es über 5000 Bewerber, so dass die Anrechte für den Kauf vom Disneykonzern werbeträchtig verlost wurden.

Neben den architektonischen und städtebaulichen Aspekten soll Celebration auch eine besondere Form der sozialen Organisation darstellen, denn hier wird ein Gemeinwesen geschaffen, in dem der Gemeinsinn nicht durch die Eigeninitiative der Bewohner erreicht werden soll, sondern durch die vom Disney-Konzern organisierten Maßnahmen, während gleichzeitig die Mitbestimmungsmöglichkeiten

⁶⁶ Abbildungen zu allen Typen finden sich in Roost, Seite 85.

stark eingeschränkt sind. Das sogenannte Rathaus dient als Versammlungsraum für Informations- und Unterhaltungsveranstaltungen, denn einen Stadtrat oder gar frei gewählten Bürgermeister gibt es in Celebration nicht. Diese Aufgaben werden von Disney-Tochterunternehmen und der Administration von Osceola County, in dem Celebration liegt, wahrgenommen. Die *community association*, eine frei gewählte Bürgervertretung, beschränkt sich auf das Verwalten von gemeinschaftlichen Flächen und nachbarschaftliche Einrichtungen. Die Umsetzung ihrer Entscheidungen kann im Zweifelsfall durch ein Veto der Company verhindert werden. Um das soziale Gefüge zu beeinflussen, sind von den Entwicklern eine Reihe von Verhaltensregeln aufgestellt worden. Ein wichtiger Aspekt ist, dass die Bewohner mindestens neun Monate im Jahr anwesend sein müssen – andere neotraditionale Siedlungen haben die erhoffte Urbanität nie erzeugt, weil die meisten Bewohner ihre Häuser nur als Feriensitz erworben hatten. Ein weiterer zentraler Punkt ist das Verbot baulicher Veränderungen, um das Gesamtbild zu erhalten. Die von den Bewohnern als Veranda-Polizei bezeichneten Disney-Kontrolleure stellen unter anderem fest, ob die Bewohner sich an die Vorgabe halten, nur weiße Vorhänge zu verwenden (Roost 2000, 89). Die Vorbildfunktion sollte auch im Bereich Telekommunikation deutlich werden. So entstand in Zusammenarbeit mit dem AT&T-Konzern ein Glasfasernetz, das alle Schulen, Wohnungen, Arbeitsplätze, Restaurants, Geschäfte und öffentliche Einrichtungen online verbindet. Soziale Kontakte sollen so gestärkt werden.

Eine besondere Bedeutung kam bei dem Versuch, eine idealtypische Gemeinde zu schaffen, dem Bildungsbereich zu – gerade dieser Aspekt spielt bei vielen Bewohnern der Gated Communities eine zentrale Rolle. So wurde eine besonders progressive Schule gegründet, die altersübergreifende Lerngruppen und Teamarbeit statt herkömmlicher Schulklassen sowie Lernfortschrittsberichte statt Zensuren beinhaltet. Diese Vorgaben führten aber zu Schwierigkeiten, da sich die unterbezahlten Lehrer mit den hohen Ansprüchen überfordert fühlten und gerade jene Bewohner, die sich durch ein konservatives Wertebewusstsein und einen naiven Glauben an Disneys Traditionsbewusstsein auszeichneten, unzufrieden waren. So wurden ironischerweise gerade diejenigen Bewohner, die ursprünglich ein besonderes Vertrauen in Disney hatten, die ersten, die unter dem Mangel an demokratischer Mitbestimmung litten. Nachdem sie Widerstand gegen die

progressive Bildungsinstitution organisiert hatten und schließlich vom Disney Konzern unter Druck gesetzt wurden, die Konflikte nicht offen auszutragen, zogen einige der Bewohner als Reaktion aus. Doch sogar hier griff die Kontrolle des Konzerns: Ihnen wurde zwar Hilfe beim Verkauf des Hauses angeboten, aber sie mussten sich im Gegenzug vertraglich dazu verpflichten, nicht in der Öffentlichkeit oder mit der Presse über ihren Fortzug zu sprechen, um das gute Image der Stadt zu wahren (Ross 1999).

Weitere Institutionen sollen für den sozialen Zusammenhalt und die geistige wie körperliche Gesundheit der Bewohner sorgen. In einem Gesundheitszentrum wird zum Beispiel nicht nur die medizinische Versorgung der Bewohner gesichert, sondern die Gesamtbevölkerung mit einem umfassenden Vorsorge-Programm kontrolliert. Vielfältige Kurse sollen den Bewohnern ein Wohlgefühl vermitteln – unter anderem zeigen Disney-Angestellte, wie durch spezielle Atemtechniken Aggressionen abgebaut werden können. Um den Besuchern des Gesundheitszentrums mit der entsprechenden Freundlichkeit zu begegnen, müssen die Angestellten einen speziellen Kurs an der Disney University absolvieren. Das umfassende, gemeinschaftsbildende Programm wird ergänzt durch Kurse mit dem Titel „Community Integration Process“. Den neuen Bewohnern soll die Anonymität ihrer vorherigen Lebenssituation genommen werden, indem sie in sogenannten Brainwriting-Sitzungen ihr Gemeinschaftsgefühl ständig erneuern. Angeblich sind die Kurse sehr beliebt (Roost 2000, 91). Robert A. M. Stern, Architekt, Disney-Aufsichtsratsmitglied und Masterplaner von Celebration proklamiert selbst, dass die Bewohner so gerne in Disneys Reich kommen, weil dort autoritäre Standards gesetzt sind, denen sie folgen können.⁶⁷

⁶⁷ Auch in Disneyland Paris sind rigorose Verhaltensregeln entworfen worden, um die künstlich geschaffene positive Atmosphäre durch freundliche Angestellte zu unterstützen. Die Disney-Ideale von Ordnung, Sauberkeit und harmonischem Familienleben bestimmen auch die Verhaltensanforderungen an die Angestellten. So verlangt man von männlichen Mitarbeitern „dass sie ihr Gewicht in Harmonie mit ihrer Größe halten“ und „ein guter und natürlicher Haarschnitt sowie eine glatte Rasur sind unabdingbar. Bärte sind nicht erlaubt.“ Die Vorschriften für Frauen fallen noch restriktiver aus. Ihre Nägel dürfen nicht mehr als „sieben Millimeter über den Finger“ hinausragen. Während der Bürostunden haben sie „angemessene Unterwäsche“, „ein nicht zu starkes Parfum“ und ein „natürliches Make-up“ zu tragen. Sexyness ist nicht angesagt, sie könnte die Familienkompatibilität von Euro-Disney zerstören. Siehe Peter Noller, Walter Prigge und Klaus Ronneberger (Hg.): *Stadt-Welt*. Frankfurt/New York: 1994, S. 180-197.

Nach Jean Baudrillard ist Disneyland eine komplexe Simulation, denn es spielt mit Illusionen und Phantasmen. Dabei manifestiert sich in der künstlichen Landschaft – sowohl in Disneyland, wie in Celebration – der Versuch eine Idee konsequent umzusetzen, während andere Siedlungen vorgeben, natürlich gewachsen zu sein, wo sie ebenfalls geplant und historistisch gebaut wurden:

Disneyland ist presented as imaginary in order to make us believe that the rest is real, when in fact all of Los Angeles and the America surrounding it are no longer real, but of the order of the hyperreal and of simulation. It is no longer a question of a false representation of reality (ideology), but of concealing the fact that the real is no longer real, and thus so saving the reality principle. (Baudrillard 1998, 350f)

Die Tendenz zur Simulation hat auch in den Innenstädten ihren Einzug gehalten. In einigen großen Städten der USA hat eine weitgehende Gentrifizierung stattgefunden. Mit Hilfe von Stadtentwicklern, Politikern, Architekten sind Stadtteile städtebaulich aufgewertet worden. Teure Wohnungen mit Luxusstandard sorgen für eine ökonomische Aufwertung und vorherige Bewohner aus eher sozial schwachen Gruppen wurden verdrängt. Im Rahmen der unterhaltungs- und tourismusorientierten Stadterneuerung sind große Teile der Innenstädte umstrukturiert worden, die der Mittelklasse als Besuchern nun wieder zur Verfügung steht. Wirtschaftsförderer und Unterhaltungskonzerne haben großes wirtschaftliches Interesse an der Schaffung solcher Enklaven. Ein Stück Stadt wird demnach so gestaltet, dass sich dort urbane Erlebnisatmosphäre mit der Beschaulichkeit und sozialen Homogenität der Suburbs verbindet. In solchen als *urban entertainment destination* (Roost 2000, 14) bezeichneten Vergnügungszielen für Touristen und Vorortbewohner können die Besucher in abgesicherten Räumen eine neuartig inszenierte Form städtischen Abwechslungsreichtums konsumieren, ohne dabei mit den Problemen der Städte konfrontiert zu werden. So entsteht eine neue Art von Themenpark – nach Disneyland, Waterworld usw. – wird nun die Stadtlandschaft an sich Thema.

Einige der bekanntesten Beispiele für diesen Trend in der amerikanischen Stadtplanung sind in den vergangenen Jahren ebenfalls von der Walt Disney Company geschaffen worden. Der Konzern, der vorher vor allem Themenparks und Filmstudios gebaut hat, ist zentral am bedeutendsten unterhaltungsorientierten Stadterneuerungsprojekt, dem Times Square Redevelopment in New York beteiligt. Sowohl bei der neotraditionalen Siedlung Celebration wie auch beim Times Square Projekt verwendet der Medienkonzern seine Erfahrung aus der Gestaltung von Vergnügungsparks und sein in Jahrzehnten gesammeltes Marketingwissen über die

Konsumwünsche der Mittelschicht. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für diese Wünsche ist der weit fortgeschrittene Wandel der USA zu einer Freizeit- und Dienstleistungsgesellschaft mit entsprechenden ökonomischen und sozialen Konsequenzen. Die amerikanische Wirtschaft zeichnet sich – nach dem Abbau von Arbeitsplätzen im Rahmen einer wirtschaftlichen Globalisierung und Deindustrialisierung – durch einen großen Zuwachs an produktions-, finanz- und konsumorientierten Dienstleistungen aus. Dabei konnte vor allem die Unterhaltungsbranche hohe Wachstumsraten verzeichnen, von denen Entertainment-Konzerne wie Disney besonders profitieren.

Der signifikante Anstieg des Dienstleistungssektors hat auch für die Stadtentwicklung weitreichende Folgen. So gibt es heute einen größeren Anteil an Arbeitsplätzen am oberen und unteren Ende der Lohnskala als in den klassischen Industriebranchen. Die Lohnspreizung hat sich durch diese Entwicklung noch verstärkt (Sassen 1991). Soziale Spannungen nehmen zu und verstärken wiederum das Verlangen der Wohlhabenden nach Aus- und Abgrenzung, was langfristig den Bau von gesicherten künstlichen Erlebniswelten und weit abgelegenen idyllischen Vorortsiedlungen fördert. Die derzeitige Entwicklung hilft Konzernen wie Disney in doppelter Hinsicht, ein einträgliches Geschäft zu machen. Einerseits profitiert der Konzern als eines der wichtigsten Entertainment- und Tourismusunternehmen von der steigenden Nachfrage nach Konsum- und Freizeitdiensten. Andererseits führen die mit der ökonomischen Entwicklung verbundenen Verschiebungen des sozialen Gefüges zu neuartigen Stadtplanungsprojekten, die der Unterhaltungskonzern ebenfalls in seine Produktpalette aufgenommen hat.

Edward Soja beschreibt in einem Aufsatz mit dem Titel „Inside Exopolis: Scenes from Orange County“ (1992) die Tendenz, dass Vororte bereits wieder als Simulationen anderer Vororte entstehen:

Orange County presents itself as a forecast of the future, a genuine re-creation of everyday life in a brilliantly recombinant postmodern world, beyond Oz, beyond even the utopic late-Modernisms of Disney. [...] Every day, more simulations of Orange County spring up – around Boston, New York, San Francisco, Chicago, Washington, Dallas-Fort Worth, Miami, Atlanta – propelling the most spectacular transformation of urban landscapes, and of the language we use to describe them, since the industrial city first took shape in the nineteenth century. (Soja 1992, 94ff)

Neben der Bezeichnung *edge cities* finden sich für diese Nachbarschaften auch die Bezeichnungen *outer cities*, *technopoles*, *technoburbs*, *silicon landscapes*, *postsuburbia*, *metroplex*, die den Begriff Suburbia ersetzen und konkretisieren sollen. Meist wird so auf einen Zusammenhang mit der technisch-computerisierten Arbeitswelt der Bevölkerung in diesen Vororten verwiesen. Soja nennt sie *exopolis*: “I will name them collectively exopolis, the city without, to stress their oxymoronic ambiguity, their city-full non-city-ness”. (Soja 1992, 95).

Los Angeles ist gewissermaßen die Ur-Exopolis mit den sich zentrifugal immer weiter ausdehnenden, konstruierten Stadtteilen und Gemeinden. Eine davon, Orange County, ist ein sehr typisches Beispiel für die industrielle und urbane Geographie des *sunbelt* mit einem stark segmentierten Arbeitsmarkt und einer starken Rüstungsindustrie. Das Wachstum war in dieser Gegend exponential. Noch in den 1950er Jahren war Orange County industriell unbedeutend, mit ein paar Wohnsiedlungen im Norden und entlang der Küste. Die landschaftlichen Voraussetzungen, Freizeit und Erholungsmöglichkeiten und die konservative Politik schufen jedoch ein Mekka für die Mittelklasse und unternehmerische Investitionen. Heute sind die Unternehmer und ihre Subunternehmen hier dicht an dicht. Nach Soja hat damit der Begriff „postindustriell“ auch keine Berechtigung, genauso wenig handelt es sich seiner Meinung nach um „sub“ urbane Nachbarschaften (Soja 1992, 98). Orange County ist vielleicht keine dominante Stadt im traditionellen Sinn und hat kein leicht zu identifizierendes Zentrum, aber es ist deshalb trotzdem eine Metropolis – eine sogenannte „Standard Metropolitan Statistical Area“ mit ungefähr zweieinhalb Millionen Einwohnern. Diese Art der industriellen kapitalistischen Stadt reflektiert nach Soja auch eine restrukturierte politische Ökonomie. Die Leere in der Mitte, das sogenannte *doughnut-hole*, steht für das fehlende politische und kulturelle Zentrum. Mit dem Verlorengang klassischer Elemente der Stadt ist auch der Verlust emotionaler und sozialer Faktoren verbunden. Ohne symbolträchtige Bauwerke, die für eine Stadt stehen, fällt die Identifizierung mit ihr entschieden schwerer. Deshalb wird nur noch die eigene Community als bedeutsame Nachbarschaft anerkannt, eine geographisch größere Identifizierung über die Nachbarschaftsgrenzen hinaus fällt weg.

Christine Boyer betont, dass simulierte Szenarien oft nur die Kulisse für Konsum bieten: „These illusionary environments of simulation provide the decor for our acts of consumption”. (Boyer 1992, 200) Waren werden nicht mehr nur aufgrund ihrer Nützlichkeit und Effizienz gekauft, sondern als Teil eines Wertesystems, das ihnen eine zusätzliche Bedeutung verschafft. Wenn die Waren in einem System von Zeichen platziert sind, die einen bestimmten Lebensstil symbolisieren, dann erhöht das System selbst den Anreiz zum Konsum, da ein bestimmter Lebensstil eben nicht nur ein Gut, sondern gleich eine Serie bestimmter Güter erfordert. Simulierte Landschaften mit exotischem Terrain kombinieren geschickt das Fantastische mit dem Realen und werden so zu einem idealen Hintergrund für den Konsum als „[...] set-ups that intensify the commodity’s power of seduction“ (Boyer 1992, 200). Eric Nelson beschreibt in seinem Buch *Mall of America: Reflections of a Virtual Community* (1998) inwiefern simulierte Landschaften zum Erfolg der *megamall* in der Nähe von Minneapolis beitragen, da sich die Konsumenten in virtuelle Welten versetzt sehen.

Für Baudrillard entsprechen die am Konsum und an den Massenmedien orientierten Gesellschaften heute einer neuen Form der Realität. Die USA stellen die realste aller Simulationen dar, da ständig mit der Simulation gearbeitet wird. Es werden Bilder produziert, wie Siedlungen aussehen und nachbarschaftliche Kontakte gestaltet werden:

America is neither a dream nor reality. It is hyperreality. It is hyperreality because it is a utopia which has behaved from the very beginning as though it were already achieved. Everything here is real and pragmatic, and yet it is all the stuff of dreams, too [...]. The Americans, for their part, have no sense of simulation. They are themselves simulations. (Baudrillard 1988, 28)

Nach Baudrillard liegt der entscheidende Schritt in der kulturellen Entwicklung „[...] the transition from signs which dissimulate something to signs which dissimulate that there is nothing” (Baudrillard 1994, 6). Um diesen Punkt zu erreichen, mussten „Zeichen” in einem evolutionären Prozeß vier Schritte durchmachen: „(1) it is a reflection of basic reality, (2) it masks and perverts a basic reality, (3) it masks the absence of a basic reality, and (4) it bears no relation to any reality whatever – it is its own pure simulacrum” (Baudrillard 1983, 11; Ashley 1994, 54). Die Absenz der Realität führt zur Nostalgie und damit zu einer panischen Produktion des Realen in einer Simulation der Hyperrealität (Baudrillard 1983, 13). Wie die perfekten

europäischen Straßenzüge in Walt Disneys Welt, die entworfen wurden, um eine reale Erfahrung davon zu verschaffen, wie es im „alten Europa“ gewesen ist – während die Städte des „alten Europa“ mehr und mehr amerikanische Züge annehmen.

Auch soziale Prozesse werden nur noch simuliert: In einer gewachsenen Nachbarschaft finden vielfältige – oft nicht planbare – soziale Interaktionen statt, während in den gestalteten Siedlungen auch die sozialen Kontakte geplant und nach einem Muster strukturiert ablaufen sollen. Die sozialen Kontakte stellen so keine Ressource an sich dar, sondern bieten nur eine Affirmation des eigenen Lebensstils.

5.6. Politischer Separatismus

Die Sehnsucht nach der – wenn auch simulierten – heilen Welt hat weitreichende soziale und politische Konsequenzen. Der spätere Secretary of Labor unter Präsident Clinton, Robert Reich, beschreibt in einem Artikel im New York Times Magazine die Sezession der Erfolgreichen und deren Konsequenz auf makropolitische Ebene. Statt gemeinschaftlich städtische Probleme zu lösen, bieten die Gated Communities für diejenigen, die es bezahlen können, sämtliche Dienstleistungen auf Gemeindeebene an. Damit findet eine Ausgrenzung statt, deren zentrales Kriterium die finanzielle Ausstattung der Bewohner ist. Wer es sich nicht leisten kann, hat in diesem System auch nicht den Anspruch auf eine funktionierende heile Welt. Der Staat selbst spielt bei dieser Entwicklung durchaus eine zentrale Rolle, denn dieser Aspekt der Segregation wurde von der *Federal Housing Administration* mit ihrer *Urban Land Policy* seit 1964 aktiv unterstützt.

Gemäß dieser Politik wurde festgelegt, dass freie Räume, Erholungsgebiete und anderer öffentlicher Grund möglichst in die Hand privater *homeowner associations* gelangen sollte (McKenzie 1994, 22). So sehen sich die Städte heute in Konkurrenz mit den privaten Nachbarschaften und beide buhlen um die finanziell potente Mittelklasse, ihre Steuergelder und positive Vorbildfunktion für die Identifikation mit der Gemeinschaft. Reich formuliert diese Entwicklung folgendermaßen: „In many cities and towns, the wealthy have in effect withdrawn their dollars from

support of public spaces and institutions shared by all and dedicated the savings to their own private services.“ (1991b, 42) Daraus resultiert eine sehr unterschiedliche Dienstleistungsdichte und -qualität in den einzelnen Gemeinden. In keinem Bereich wurde diese Problematik in den letzten Jahren deutlich sichtbarer als bei der Zustandsbeschreibung der öffentlichen Schulen in den USA: „By 1990, the federal government’s share of the costs of primary and secondary education across the nation had dwindled to around 6 percent. The remaining 94 percent was divided about equally between the states and local school districts.“ (Reich 1991a, 274) So werden natürlich die Lehrer in reichen Mittelklasse-Gegenden besser bezahlt als diejenigen in den schwierigen innerstädtischen Enklaven. Nach Reich bleibt von der *balanced community*, in der verschiedene ethnische Gruppen, Einkommensschichten, Religionszugehörigkeiten vorhanden sind, in den USA nichts mehr übrig: „There is only one thing Americans increasingly have in common with their neighbors, and this commonality lies at the heart of the new American ‘community’. It is their income level.“ (Reich 1991a, 277)

In einigen Fällen wird der Anspruch der Exklusion – sich durch Mauern und Zäune von anderen abgrenzen zu wollen – sogar deutlich formuliert. Eine der Gemeinden in den Hollywood Hills versuchte sich durch Sicherheitsvorkehrungen von den sozial schwächeren Gegenden unterhalb der Hills abzugrenzen. In den 1980er Jahren änderte sich die soziale Geographie Hollywoods so stark, dass die natürliche Topographie der kurvigen Straßen entlang der Hügel nicht ausreichte, um die Nachbarschaft von den Straßen darunter zu isolieren. Der Kontrast zwischen Whitley Heights und der Gegend um den Hollywood Boulevard war unverkennbar. Neben Verkehr, riesigen Werbeplakaten, Müll, Obdachlosen zeichnete sich die Gegend unterhalb der Hügel durch Apartmentgebäude aus, die sich in unterschiedlich starkem Zustand der Verwahrlosung befanden. In den Hügeln dagegen gibt es schmale Straßen und hinter Bäumen versteckte imposante Herrenhäuser. Bedroht von der städtischen Armut, Drogenhandel und Prostitution dachten die Bewohner an Tore und Mauern. Viele Autofahrer nutzen außerdem die Straßen über die Hügel als bequeme Abkürzung, wodurch das Verkehrsaufkommen stieg. Sie parkten ihre Autos in den Straßen und führten ihre Hunde in der angenehmen Umgebung spazieren. 1990 war genug Geld für die Tore gesammelt und es lag die Erlaubnis der Stadt Los Angeles vor, die Straßen zu privatisieren und damit den freien Zugang zu beenden.

Schon bald formierte sich in den Apartmenthäusern der Protest. CAGE, *Citizens against Gated Enclaves*, organisierte den Protest auf gerichtlichem Weg und bekam Recht. Im Juni 1994 entschied der Supreme Court des Staates Kalifornien, dass es illegal sei, den öffentlichen Zugang zu verwehren. Die Mauern und Tore mussten somit entfernt werden. Der Richter Woods des State Court of Appeals schrieb in seiner Begründung:

Although we understand the deep and abiding concern with crime prevention and historic preservation, we doubt the Legislature wants to permit a return to feudal times with each suburb being a fiefdom to which other citizens of the State are denied the fundamental right to access to use public streets within those areas.⁶⁸

Diese Entscheidung zog die Aufhebung weiterer Sicherheitsanlagen nach sich. In Athens Heights, eine Mittelklasse-Nachbarschaft in South Central Los Angeles, die von sehr armen Stadtteilen umgeben ist (1992 fanden hier die L.A. Riots statt) bekam nach 1991 die Unterstützung der Stadt, die Nachbarschaft von den umliegenden Gegenden durch Barrikaden in den Straßen abzugrenzen. Ein Anwohner bestätigt, dass es besonders für die Kinder der angrenzenden Gegenden schlimm war, die Anbindung an die größere Gemeinschaft zu verlieren, weil die soziale Isolierung der Bewohner dadurch zugenommen hatte (Blakely 1997, 116). Allerdings nahm auch die Verbrechensrate in der Zeit merklich ab. Nach der Whitley Heights Entscheidung 1994 mussten auch in Athens Heights die Barrikaden wieder abgebaut werden.

Der Fall Whitley Heights belegt, dass es sich bei einer Grenzziehung immer um einen politischen Akt handelt, denn Grenzen definieren Raum, aber auch die soziale Mitgliedschaft. Territorium – also physischen Raum – zu nutzen, um sozialen Raum zu schaffen ist eine lange und gefestigte amerikanische Tradition. Grenzziehung wird zur Ausgrenzung bestimmter Gruppen benutzt. Interessanterweise ist im Zusammenhang mit Gated Communities selten von ethnischer oder rassischer Diskriminierung die Rede. Allerdings bedeutet die Umzäunung vieler Innenstadtbereiche faktisch nichts anderes, als bestimmte ethnische Minderheiten wie die sogenannte *black urban underclass* einzukesseln. Jahrzehntlang wurde durch *residential segregation* – vor allem Mechanismen der kreditgebenden Banken, der Wohnungsvermieter und Grundstücksmakler – eine Politik betrieben, die ethnische Gruppen aus bestimmten Wohnvierteln heraushalten sollte bzw. in

⁶⁸ *Citizens against Gated Enclaves v. Whitley Heights Civic Association and the City of Los Angeles*, California State Court of Appeals, Harold J. (Fred) Woods, Judge, March 23, 1994.

bestimmte Gebiete verwies. Nachdem diese Art der Diskriminierung für illegal erklärt wurde (aber immer noch stattfindet), finden nun differenziertere Methoden der Ausgrenzung ihre Anwendung.

Die hauptsächlich aus der Karibik stammenden Bewohner des westlichen Teils von Coconut Grove, einem Gebiet in Miami, haben sich mit dem Argument, ein *racial plot* stünde dahinter, dagegen verwahrt, die reicheren Gebiete durch Straßenbarrikaden abzuriegeln.⁶⁹ Ein alternativer Vorschlag beinhaltete die Abriegelung des westlichen Teils von Coconut Grove, um der weiteren Ausbreitung von Armut und Kriminalität Einhalt zu gebieten. Selbst in Blakelys detailliertem Werk *Fortress America* finden sich unter unzähligen Beispielen zu den unterschiedlichen Gated Communities nur an wenigen Stellen Hinweise zur ethnischen Konnotation der Ab- oder Ausgrenzung.

Los Angeles und andere Großstädte werden längst als *fortress cities* bezeichnet (Davis 1990, 1992). Reiche Nachbarschaften sind durch Sicherheitsvorkehrungen bewacht und Schilder mit „Armed Response!“ Hinweisen deuten an, wie hoch die Bereitschaft ist, Eindringlinge fernzuhalten: „Welcome to post-liberal Los Angeles, where the defense of Luxury lifestyles is translated into a proliferation of new repressions in space and movement, undergirded by the ubiquitous ‘armed response’.“ (Davis 1990, 221) Die Anwesenheit von Sicherheitssystemen und damit einhergehend die architektonische Verdeutlichung sozialer Grenzen sind nach Davis in den 1990er Jahren zu einem Teil des *zeitgeist of urban restructuring* geworden. Die *fortress cities* zeichnen sich durch gesicherte Zellen der gutverdienenden Mittelklasse auf der einen Seite und große Bereiche, in denen die Polizei Auseinandersetzungen mit den ärmeren Schichten führt, auf der anderen Seite aus. Nach Davis wurde damit der *Second Civil War*, der in den sogenannten *long hot summers* der 1960er Jahre begann institutionalisiert und zu einem Ziel der urbanen Raumstruktur (Davis 1990, 222). Damit wurde das alte liberale Paradigma von sozialer Kontrolle, die eine Balance zwischen Repression und Reform bedeuten sollte, durch die Rhetorik des sozialen Kampfes abgelöst. Dieser Kampf bedeutet jedoch für beide Gruppen ein Nullsummenspiel, denn mit der scheinbar gewonnenen

⁶⁹ Interview mit Christina Abrams, Coconut Grove NET, City of Miami, im Dezember 1994.

Sicherheit der Mittelklasse in ihren gesicherten Zitadellen haben sie einen großen Teil ihrer eigenen Freiheit aufgegeben.

Sicherheitsdenken entspringt nicht nur einem Schutzbedürfnis, sondern bedeutet eine individuelle Isolierung, so dass mit Auseinandersetzung mit Mitgliedern anderer Gruppen nicht mehr zu rechnen ist. Bei der Gestaltung des Wohnraums, der Frage nach der Wohngegend und der Freizeitgestaltung spielt dieser Aspekt eine Rolle. Die Wahrnehmung einer Bedrohung wird in einer solchen Umgebung zum Selbstläufer und beruht nicht auf realen Kriminalitätsstatistiken. Für die weiße Mittelklasse in ihren Sicherheitsfestungen besteht die Bedrohung meist nur in ihrer Vorstellung – ohne dass sie irgendwelche Erfahrungen mit Gewalt und Kriminalität in den innerstädtischen Bereichen gemacht hätten. Diese Erfahrungen bleiben den Angehörigen ethnischer Minderheiten und sozial schwacher Gruppen vorbehalten. Umfragen zeigen, dass „Milwaukee suburbanites“ wegen der Bedrohung durch Gewaltverbrechen genauso besorgt sind wie „inner-city Washingtonians“, deren reale Bedrohung rein statistisch um das zwanzigfache höher ist (Davis 1990, 224). Die Präsenz der Gewalt in den Medien verstärkt die Panik noch und rechtfertigt so die urbane Ausgrenzung mit.

Die nach einer *urban renaissance* wieder erblühten und neotraditional gestalteten Innenstädte werden notfalls mit Waffengewalt von Eindringlingen aus den ärmeren, umliegenden Vierteln freigehalten. Die allgemeine Konsequenz aus diesem Feldzug die Städte sicherer zu machen, ist die Zerstörung eines wirklich demokratischen öffentlichen Raumes. Die Ausgrenzung findet noch auf vielen weiteren Ebenen statt: Nach Mike Davis ist das Ghetto in Los Angeles nicht nur durch die Ärmlichkeit der Parks und öffentlicher Einrichtungen gekennzeichnet, sondern auch durch die Tatsache, dass es an keine der zentralen Informationskreisläufe angeschlossen ist. So findet die Ausgrenzung im öffentlichen Raum sowohl in realen territorialen Räumen, wie auch in elektronischen Netzwerken und Räumen statt. Die Polarisierung architektonischer oder elektronischer Art bedeutet den Niedergang des städtischen Liberalismus und nach Davis das Ende der „Olmstedian vision of public space in America“ (Davis 1990, 155f).

Nach Frederick Law Olmsted sollten öffentliche Plätze und Parks (wie bereits beschrieben) als soziale Sicherheitsventile fungieren, indem sich dort Klassen und Ethnien mischen und gemeinsame Freizeitgestaltung suchen. Damit sollte neben der Erholung auch die Harmonisierung der unterschiedlichen Klassen in der Stadt gefördert werden. In der Frage der Vermischung unterschiedlicher Klassen entspricht das heutige Amerika allerdings eher dem viktorianischen England als diesem Ideal. Gerade in Los Angeles ist der demokratische öffentliche Raum heute quasi abgeschafft. Die Stadtregierung, die in Los Angeles eine liberale, ethnisch gemischte Koalition darstellt, verlegt sich darauf öffentlichen Raum zu privatisieren und neue lukrative Enklaven zu unterstützen. So entstehen in Downtown sogenannte *Plazas*, wo die Angestellten der benachbarten Bürohochhäuser und vorbeischlendernde Touristen ihren Cappuchino trinken und kostenlosen Jazz-Konzerten in den terrassierten Gärten des California Plaza und Grand Hope Park lauschen, während an der Skid Row (ganz in der Nähe) neuartige Bänke, sogenannte „bumproof benches“ eingeführt werden, auf denen man nur sitzen kann, Schlafen aber schlicht unmöglich gemacht wird, um so den Aufenthalt von Obdachlosen zu verhindern. Die Kommerzialisierung des öffentlichen Raums wird so gefördert. Wer sich das nicht leisten kann, findet auch keine Möglichkeit sich länger dort aufzuhalten. Selbst der Müll wird in den Restaurants Downtown vor Obdachlosen geschützt: „[...] one popular seafood restaurant has spent \$12,000 to build the ultimate bag-lady-proof trash cage: three-quarter inch steel rod with alloy locks and vicious out-turned spikes to safeguard moldering fishheads and stale french fries“ (Davis 1992, 160). Hinzu kommt eine de facto Unterfinanzierung von öffentlichen Plätze, was mit der Verschiebung dieser Gelder zu unternehmensorientierten Investitionen zu tun hat (Davis 1992, 160ff). Öffentlicher Raum wird somit großflächig privatisiert und damit aus der Zuständigkeit der Städte herausgenommen.

Bei dem Versuch bestimmte Gegenden vom Drogenhandel zu befreien, werden ebenfalls rigorose Abtrennungsmechanismen angewandt: Betroffene Nachbarschaften – meistens mit einer hohen Anzahl Einwanderer aus Mittel- und Südamerika – werden als *narcotics enforcement area* mit Barrieren versehen. Am Eingang kontrolliert die Polizei und lässt nur Anwohner passieren. Gerade in Los Angeles sind auch einige sogenannte *housing projects* des sozialen Wohnungsbaus mit Zäunen und Sicherheitsvorkehrungen ausgestattet worden. Besucher werden

angehalten und durchsucht; die Anwohner müssen sich abends innerhalb der Umzäunung aufhalten. Für die Bewohner dieser *narcotic enforcement areas* und der *public housing apartments* bedeutet die angeblich gewonnene Sicherheit den Verlust von Freiheit (Davis 1992, 167). Die Methoden der Polizei haben sich natürlich den neuen Verhältnissen angepasst. Gerade in den High Crime Areas, wird die Überwachung nicht mehr nur durch *policing* im klassischen Sinn – fahrende Polizeiautos als Präsenz – deutlich, sondern viele der Gebäude haben die Hausnummer auch in großen Zahlen auf dem Dach, damit sie so von den Polizeihubschraubern besser zu identifizieren sind (Davis 1992, 176).

Eine These, die von vielen Befürwortern abgeriegelter Nachbarschaften vertreten wird, besagt, dass durch die Privatisierung der Eigentumsverhältnisse die Verantwortung des Einzelnen größer wird – weil es sich um den eigenen Besitz handelt. Das Verantwortungsgefühl in den Gated Communities sollte damit besonders hoch sein; eine starke Vertrauensbasis, vielfältige Interaktion, und soziales Kapital vorhanden sein. Fraglich ist dies jedoch nach einer Studie in Kalifornien: Das Argument, dass *ownership of private property* die ideale Basis für einen starken Gemeinschaftsgeist darstellt, scheint weit gefehlt, denn Soziologen, die Nachbarschaften in Kalifornien untersucht haben, fanden heraus, dass statt der Förderung des Gemeinschaftsgeistes, die Verwaltungsstruktur der Nachbarschaften zu einer *culture of non-participation* führt, die ihre Wurzeln eben in den Strukturen der verwalteten Belange der Gemeinschaft hat (McKenzie 1994, 25). So entsteht ein gewisser Widerspruch, wenn der private Besitz Gemeinschaftsgeist erzeugen soll: Eigentlich bedeutet Privatbesitz in der amerikanischen Kultur Freiheit, Individualität und Autonomie und gerade nicht Verantwortung gegenüber der umliegenden Gemeinschaft. Dieser Widerspruch findet sich auch immer wieder in den Motiven, die mit dem Einzug in eine Gated Community verbunden sind. Persönliche Sicherheit und der Erhalt des Wertes des eigenen Besitzes stehen immer an erster Stelle; nicht etwa der Gemeinschaftsgeist und utopische Vorstellungen.

In den Gated Communities kommt es zu einer sozialen Konsolidierung, da sich eine wirtschaftlich potente Interessensgruppe mit relativ homogenen Strukturen zusammenfindet. Viele Bewohner sprechen demzufolge von einer besonderen *neighborliness* in ihrer Gemeinschaft. Dazu gehört nicht nur, die Zeitung oder Post

für einen abwesenden Nachbar entgegen zu nehmen, sondern auch der freundliche Umgang miteinander. Die Sicherheitsanlagen scheinen eine klare Unterscheidung zu bedeuten nach Personen, die dazugehören und Fremden, die als Eindringlinge empfunden werden: „You can tell someone who doesn't belong here“ (Blakely 1997, 112). Diese Unterscheidung führt zu einer stärkeren Solidarisierung der Bewohner und einer noch größeren Angst gegenüber Fremden als Bedrohung. Dieses subjektive Gefühl der Bedrohung ist jedoch auf mangelnde Interaktion zurückzuführen. Die Tendenz, sich nicht mit Personen auseinander zu setzen, die einen anderen sozialen Status haben, zu einer anderen ethnischen Gruppe gehören oder sich in einer anderen Weise von der eigenen Person unterscheiden, nimmt zu, um so erfolgreicher das „bedrohliche Andere“ aus der eigenen Lebenswelt ausgeschlossen werden kann. Oft werden gerade die Tore, Mauern und Zäune für eine besondere Freundlichkeit der Bewohner untereinander verantwortlich gemacht, denn innerhalb dieser Grenzen kann man sich nicht aus dem Weg gehen. Gibt es ein Problem, muss man miteinander kommunizieren, da man aufeinander angewiesen ist. Personen, die in einer Großstadt wohnen und Probleme miteinander haben, können sich eher aus dem Weg gehen. Für viele Bewohner tragen die Sicherheitsanlagen so zu einer effizienteren Konfliktlösung bei. Als Einwand sei hier nur genannt, dass innerhalb einer Community die Homogenität relativ hoch ist. Die Interessenlage der Bewohner ist vor allem deshalb nicht so vielfältig wie außerhalb. Ein ähnlicher sozialer Status, ähnliche Lebensumstände mit ähnlichen Bedürfnissen erleichtern eine effiziente Konfliktlösung.

Ein weiterer Aspekt, der kritisch zu betrachten ist, sind die demokratischen Grundlagen einer Gesellschaft, in der sich ein Teil der Bevölkerung in Sonderzonen verabschiedet. Die hierarchische Organisationsstruktur und privaten Regierungen vieler Gated Communities könnten einen Abschied von den Vorstellungen einer liberalen Demokratie bedeuten. Zivile Freiheiten, eine Basis des amerikanischen Demokratieverständnisses, werden extrem eingeschränkt, denn der Lebensraum kann nicht mehr frei bestimmt werden, sondern wird durch Finanzkapital, Beruf, Familienstand oder Alter eingeschränkt. Gated Communities stellen eine erfolgreiche

Erweiterung der sogenannten *interest-group politics* dar.⁷⁰ Viele legislative und judikative Entscheidungen der letzten Jahre wurden von den Verwaltungen dieser Nachbarschaften beeinflusst. Auch der Einfluss dieser wohlhabenden, hochgebildeten Mittelklasse auf die Politik im allgemeinen ist relativ groß.

5.7. Soziales Kapital in *Gated Communities*

Die Homogenität in der Gemeinschaft verstärkt bestimmte Elemente des Habitus, den die Bewohner mitbringen. Durch ein System von Schemata, das sich auf alle überträgt, wird das alltägliche Leben – oder nach Bourdieu werden die „Praxisfelder“ – bestimmt. Feindbilder und Ängste, die mit der Konstruktion sozialer Feindbilder zusammenhängen, werden so nicht kompensiert, sondern eher verstärkt. Durch den gemeinsamen Habitus wird eine negative Wahrnehmung des anderen noch weiter erhöht:

The habitus is not only a structuring structure, which organizes practices and the perception of practices, but also a structured structure: the principle of division into logical classes which organizes the perception of the social world is itself the product of internalization of the division into social classes. (Bourdieu 1994, 408)

Die Sicherheitsanlagen werden so nicht nur zu Instrumenten der Sicherung im architektonischen Sinn, sondern sie beeinflussen alle Verhaltensweisen und prägen die Wahrnehmung. Erst durch die klare Abgrenzung wird ein Unterschied zwischen draußen und drinnen deutlich gemacht. Nach Durchquerung der elektronischen Zäune erfolgt ein Aufatmen, dass oft jeglicher realen Bedrohung vor dem Eintreten in den sicheren Raum entbehrt.

Jane Jacobs machte schon 1961 mit ihrer Kritik am damals vorherrschenden *urban planning* deutlich, dass erfolgreiche und sichere Nachbarschaften vor allem durch andere Faktoren entstehen, als durch Sicherheitsanlagen. „Eyes on the street“ war ihrer Meinung nach ein wesentlicher Faktor, denn anhand einiger relativ armer aber doch sicherer Nachbarschaften in Boston, New York, Chicago und Philadelphia konnte sie belegen, dass die Anwesenheit unterschiedlicher Personen auf der Straße

⁷⁰ Siehe Iris Marion Young: *Justice and the Politics of Difference*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press, 1990 und Robert Fisher und Joseph Kling (Hg.) *Mobilizing the Community: Local Politics in the Era of the Global City*. Newbury Park, London: Sage Publications, 1993.

ein höherer Garant für Sicherheit war, als eine hohe Polizeipräsenz. So achten zum Beispiel die Besitzer kleiner Obst- und Gemüseläden, Bäcker, Metzger, ältere aus dem Fenster schauende Personen, oder Frauen, die mit Kinderwägen unterwegs sind, schon aus eigenem Interesse auf die öffentliche Ordnung und Sicherheit:

[...] the public peace – the sidewalk and street peace – of cities is not kept primarily by the police, necessary as the police are. It is kept by an intricate, almost unconscious, network of voluntary controls and standards among the people themselves, and enforced by the people themselves. [...] No amount of police can enforce civilization where the normal, casual enforcement of it has broken down. (Jacobs 1961, 31)

Die Ladenbesitzer und Spaziergänger, die sich im öffentlichen Raum aufhalten sind allerdings nicht als Neighborhood Watch organisiert, sondern überwachen ihre Nachbarschaft auf nur informelle Weise – die Notwendigkeit, Überwachung zu organisieren, kann an sich schon darauf hinweisen, dass diese informellen Möglichkeiten versagen.⁷¹

Diese Art Sicherheit herzustellen, gibt es in den Gated Communities nicht, hier können nur die Sicherheitsanlagen und die Homogenität der Bewohner gegenseitiges Vertrauen herstellen. In geplanten Nachbarschaften kann solches informelles, soziales Kapital nicht entstehen. James C. Scott macht in seinem Aufsatz „Geographies of Trust“ deutlich, dass jede Form der Reduzierung von Diversität zwar kurzfristig mehr Gewinn bringt, sich allerdings langfristig nicht rechnet und meist selbstzerstörerische Qualitäten entwickelt. Das Problem der Reduzierung von Diversität und Komplexität bezieht er zum Beispiel auf das Ersetzen des mitteleuropäischen Mischwalds durch Monokulturen im 19. Jahrhundert oder auf die Schaffung von Garnelenproduktionsstätten in den Sümpfen Floridas. Für beide Beispiele, wie für die Schaffung extrem homogener Wohnviertel gilt, dass die Reduzierung komplexer Systeme – ökologischer oder sozialer – langfristig kaum funktionsfähig ist: Krankheiten und Witterungsbedingungen zerstörten große Teile der anfälligen Monokulturwälder und Wasserverschmutzung machte die Zucht der Garnelen in den Sümpfen auf Dauer unmöglich (Scott 1999, 273ff).

Die Sicherheitsanlagen bedeuten für die Bewohner stärker symbolisches als soziales Kapital, da sie unterstellen, dass die Immobilien und deren Inhalt ein schützenswertes Gut darstellen. Diese Unterscheidung zu anderen Nachbarschaften

⁷¹ In deutschen Großstädten werden sogenannte „Kiezgänger“ eingesetzt. Sie leben selbst in der Nachbarschaft und erfüllen die Funktion der informellen Überwachung.

bestätigt den Status der Bewohner der Gated Communities und negiert die Werte anderer Immobilien. Sicherheitsanlagen sichern so soziale Unterscheidungen und damit das soziale Stratifizierungssystem. Tore, Zäune, Mauern, Sicherheitsdienste und Videoüberwachungsgeräte stellen ein effizientes Instrumentarium dar, um ein soziales Klassifizierungssystem aufrecht zu erhalten. Je mehr Sicherheitsanlagen vorhanden sind, um so schützenswerter müssen wohl die Dinge sein, die sich hinter den Sicherheitsanlagen verbergen. Mit derselben Logik bedeutet eine Nachbarschaft ohne Sicherheitsanlagen, dass es hier sowieso nichts Schützenswertes gibt. Ein entsprechendes Gefühl wird sich auch bei den Bewohnern einstellen, da die Selbstwahrnehmung stark von solchen symbolischen Elementen beeinflusst ist.

This classificatory system, which is the product of the internalization of the structure of social space, in the form in which it impinges through the experience of a particular position in that space, is, within the limits of economic possibilities and impossibilities (which it tends to reproduce in its own logic), the generator of practices adjusted to the regularities inherent in a condition. (Bourdieu 1994, 410)

Verschleiert wird mit den Sicherheitsvorkehrungen, dass es eigentlich um Klasseninteressen geht. Solidarität oder soziale Gerechtigkeit in einer demokratischen Gemeinschaft spielen insofern keine Rolle mehr, als die gegenseitige Unterstützung aufgekündigt wird. Kommunale Leistungen werden von den *homeowner associations* organisiert oder eingekauft. Sozial Schwache werden in diesen Gemeinschaften nicht von der Allgemeinheit unterstützt. Die sozialen Netzwerke funktionieren in den Gated Communities nur nach innen. So lässt sich innerhalb der Nachbarschaften soziales Kapital mobilisieren, da klare Normen vorhanden sind, auf deren Einhaltung die Verwaltungen pochen und das gegenseitige Vertrauen in der sicheren Enklave groß ist. Die Bewohner solcher Nachbarschaften verstehen sich durchaus als Gemeinschaft, allerdings verbindet sie kaum ein ideeller Wert, sondern das ökonomisch motivierte Interesse, Besitzstand zu wahren. Eine solche Gemeinschaft verhindert aber die Solidarisierung über die Grenzen der gesicherten Siedlung hinaus. Die sozialen Netzwerke finden sich größtenteils innerhalb der Gemeinschaft – nur im Arbeitsleben findet ein Kontakt außerhalb statt. Neben sozialem Kapital stellen Gated Communities für ihre Bewohner symbolisches Kapital dar, da ein Haus in einer solchen Gemeinschaft eine bestimmte Klassenzugehörigkeit impliziert. Die Entscheidung, sich hinter Mauern und Sicherheitsanlagen zu verbergen, bedeutet für die Bewohner größtenteils einen Gewinn und die Bestätigung ihres Lebensstils. Solidarität mit anderen Gruppen, Toleranz und Offenheit und damit die Identifizierung mit einer heterogenen Nation

wird verhindert. So wird das Politikverständnis vieler Bewohner auf eine reine Interessenpolitik reduziert und das kapitalistische Grundmodell des Strebens nach persönlichem Erfolg und Sicherheit gefördert.

6. *Virtual Communities*

Der Begriff „virtuelle Gemeinschaft“ bezieht sich auf die gemeinschaftlichen Strukturen, die in computervermittelter Kommunikation entstehen können. Die Untersuchung dieser Strukturen setzt voraus, dass die digitale Kommunikation einen Sozialraum konstituiert, der sich durch die Interaktion der Nutzer und Nutzerinnen erfassen lässt. Im Rahmen der Analyse dieses Sozialraums muss zuerst die technische Entwicklung hin zu vernetzten Strukturen deutlich gemacht werden. In den folgenden Kapitel werde ich darstellen, was die virtuellen Welten kennzeichnet, wie computervermittelte Kommunikation in diesen Welten funktioniert und welche Selbstdarstellungen, Identitätskonstruktionen und sozialen Aktionen möglich sind. Die sogenannten Online-Communities werden genauer differenziert und im Hinblick auf die Bildung oder Mobilisierung von sozialem Kapital untersucht.

6.1. Technische Voraussetzungen

Das Internet hat seit den 1990er Jahren eine starke kulturelle Präsenz erlangt. Wie es für die Einführungsphase einer neuen Technologie typisch ist, wird das Medium von Befürwortern und Kritikern sehr kontrovers diskutiert: Glücksversionen von der prosperierenden, allseits informierten, globalen Teledemokratie werden ebenso verbreitet wie Schreckensszenarien des sozial isolierten und überwachten Lebens in einer bis zum legendären Cybersex computerisierten Telekratie (Döring 1999, 11). Der Einsatz des Computers bedeutet auf der einen Seite neue Möglichkeiten, auf der anderen Seite versuchen die Menschen doch ihre traditionellen Bedürfnisse zu befriedigen, wie zum Beispiel online einzukaufen, sich in gemeinschaftlichen Strukturen auszutauschen, Gleichgesinnte zu treffen, zu spielen. Der Computer mit seiner Fähigkeit, riesige Datenmengen zu verwalten und Wirklichkeit zu simulieren, eröffnete einen neuen Blick auf die Natur. Die Hoffnung war und ist groß, dass die Wirklichkeit dadurch anders gesehen werden kann, weil der Computer Erkenntnis und Wissen anders produziert als die traditionellen Analyseinstrumente der Wissenschaft, wie etwa Messinstrumente.

Neben der Nutzung des Internet für rein funktionale Dienstleistungen, wird es in zunehmendem Maße für soziale Kontakte verwendet. Die Email-Kommunikation funktioniert wie das Besprechen eines Anrufbeantworters in Schriftform, in Chatgruppen werden Informationen ausgetauscht und soziale Begegnungen finden auf den vielfältigen Spielebenen statt. Die technische Vernetzung führt dazu, dass globaler Informationsfluss möglich geworden ist: Wissenschaftler aus allen Disziplinen tauschen in der Netzsprache Englisch ihre Forschungsergebnisse aus, Laien und Experten diskutieren brennende Fragen von der aktuellen Politik bis zum Tagesgeschehen – so findet sich neben einer starken Globalisierung im Internet auch ein zentrales Interesse an lokalen Strukturen. Gesundheitsforen, Vereine und Organisationen bieten auf Webseiten Informationen und Hilfe zu allen Lebensfragen an.

Allerdings begegnen viele Menschen neuer Technologie mit Distanz und Vorsicht. Rationale und irrationale Ängste vermischen sich besonders dann, wenn es um Bedrohungsszenarien geht, die soziale und kulturelle Werte angreifen. Das Internet als potentieller Veränderungsfaktor für soziale Strukturen, Kultur und Politik setzt ein Konzept voraus, das die computervermittelte Kommunikation auch als einen konstituierten Sozialraum versteht. Vertreter einer kulturpessimistischen und medienkritischen Sichtweise befürchten die weitere Vereinzelung des Individuums, einen Verlust von Sprach- und Kommunikationskompetenzen (Thimm 2000, 9). Hinter dieser kritischen Position stehen Befürchtungen, durch den Gebrauch des Computers seien Kommunikationskulturen bedroht, die grundlegende Fundamente kultureller und sozialer Identität darstellen. Im Gegensatz zu den medienkritischen Sichtweisen führen medienenthusiastische Autoren die neuen und wieder zu belebenden Möglichkeiten der Kommunikation und sozialen Vernetzung an. Elektronische Gemeinschaften werden in dieser Konzeption als Substrate längst verloren gegangener öffentlicher Orte der Kontaktaufnahme gefeiert und als „elektronische Agora“ beschrieben (Thimm 2000, 10).

Einige zentrale technische Entwicklungsschritte ermöglichten die globale Vernetzung. Der sogenannte „Sputnikschock“ führte in den USA zu einem wichtigen Entwicklungsschub. Die Entsendung des sowjetischen Sputnik führte der amerikanischen Öffentlichkeit vor Augen, dass die Sowjets in der Lage waren,

Objekte von Bombengröße an jeden beliebigen Ort der Welt zu befördern. Die militärische Macht hatte sich von den Ländern mit den größten Streitkräften auf die Staaten mit der modernsten Waffentechnologie verlagert. Eine der wirksamsten Reaktionen des militärisch-industriellen Komplexes auf den Sputnik war die Gründung der *Advanced Research Agency* (ARPA). Die ARPA stellte Fachleute aus allen Bereichen ein, um ihre progressiven Projekte voranzutreiben. J. C. R. Licklider war Professor am Massachusetts Institute of Technology und versuchte als Psychoakustiker mit Hilfe mathematischer Modelle die Grundlagen menschlichen Hörens zu verstehen. Seine Modelle waren so komplex geworden, dass er weit mehr Zeit dafür aufwandte Daten darzustellen und die Modelle zu konstruieren, als darüber nachzudenken, was sie bedeuteten. In diesem Durcheinander beschloss er, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie Wissenschaftler ihre Zeit nutzen (Rheingold 1992, 111). Für die ARPA entwickelte er schließlich eine interaktive Rechenmaschine. Indem das ARPANet Computer miteinander verband, erschlossen sich neue Möglichkeiten in Kontakt zu treten. Nicht nur der private bilaterale Email-Austausch (one-to-one Kommunikation) entsprach dieser neuen Nutzung, sondern auch die Bildung von polydirektionalen Diskussionsgruppen und Mailinglisten (many-to-many Kommunikation). Die ARPANet-Nutzer legten eine besondere Diskussionsfreude an den Tag, deshalb wurde der polydirektionale Austausch im Netz mit großem Engagement weiter verfolgt. Gleichzeitig ist diese Entwicklung ein Hinweis darauf, dass die Entwicklung der Technik mit sozialen Prozessen verbunden ist und nicht nur instrumenteller Rationalität folgt.

Die Mansfield-Gesetzes-Novelle, die auf dem Höhepunkt des Vietnamkriegs verabschiedet wurde, verbot der ARPA praktisch, irgendwelche Projekte zu finanzieren, die nicht direkt mit der Waffenproduktion zu tun hatten. Der so beginnende Exodus von vielen talentierten Forschern aus den vom Verteidigungsministerium finanzierten Projekten Anfang der 1970er Jahre war vielleicht der entscheidende Anstoß für die „PC-Revolution“ (Rheingold 1992, 124). Die Forscher versammelten sich bei PARC und entwickelten mit Hilfe von Bausteinen, wie Mikroschaltkreisen und Bildschirmtechnologien, die ersten Prototypen der Personal Computer. Die PARC-Konstrukteure bauten den ersten PC namens „Alto“ und schufen das erste lokale Netz mit dem Namen „Ethernet“ (Rheingold 1992, 125). Dieses lokale Hochgeschwindigkeitsnetz war der

bescheidene Vorläufer aller späteren Netze. Sie benutzten eine Grafik mit zeilenweise gesteuertem Kathodenstrahl und eine direkt manipulierbare Schnittstelle – von der die Öffentlichkeit erst erfuhr, als Steve Jobs sie bei Apple Computer einführte. Ab 1984 machte der Macintosh von Apple Millionen von Menschen mit der grafischen Schnittstelle vertraut. Im Jahr 1990 hatten sogar die PCs vom Konkurrenzunternehmen IBM mausgesteuerte Interfaces (Rheingold 1992, 127).

Mitte der 1980er Jahre ging mit der Einführung des Personal Computer auch die Ära der Großrechner zu Ende, und viele Unternehmen wurden auf vernetzte Desktop-Rechner umgestellt. Diese organisationsinternen Computernetze (sogenannte *local area networks*) waren Intranets, die problemlos in das ARPA-Internet integriert werden konnten. Gleichzeitig entstand in den USA das *National Science Foundation Network*, ein mit besonders leistungsstarken Rechnern und Verbindungen ausgestattetes Wissenschafts- und Bildungsnetz. Dieses Netz stellt ein besonders wichtiges Teilnetz des Internet dar und sorgte dafür, dass zunehmend Universitätsangehörige aus nicht-technischen Fächern Internet-Dienste nutzen. Erst in den 1990er Jahren setzte sich das Internet wirklich durch und die Zahl der Nutzer-Rechner stieg dramatisch an (Döring 1999, 21).

Das Internet ist ein offenes Netz, an welches eigene Rechner oder Rechnernetze angeschlossen werden können. Es gibt keine zentrale Stelle, die das Internet kontrolliert oder verwaltet. Administrative Aufgaben werden lokal geregelt. Die *Internet Society* beschäftigt sich mit der technischen Weiterentwicklung des Internet und Fragen der Standardisierung. Nationale *Network Information Centers* organisieren die Vergabe von *Internet Protocol* Adressen. Diese Adressen werden nach dem *Domain Name System* in anschauliche Namensadressen oder Benutzerkennungen übersetzt.⁷²

Die Voraussetzung für die Popularisierung des Internet war die Bereitstellung einer Infrastruktur an Netzzugängen. Neben unzähligen Internet Service Providern, also privaten Dienstleistungsunternehmen, die gegen Gebühr Internet-Zugänge zur Verfügung stellen (etwa CompuServe und AOL), existieren Vereine (etwa Subnetz

⁷² Internet Society unter <http://www.isoc.org/> und das deutsche Network Information Center unter <http://www.nic.de/> (Besuchsdatum 9.10.2002).

e.V.), die zum Selbstkostenpreis Netzzugang ermöglichen. Im wesentlichen gibt es heute drei Zugangsmöglichkeiten: Über ein mit dem Internet verbundenes Intranet, über das Telefonnetz und über ISDN (*Integrated Services Digital Network*). Neben der entsprechenden *Hardware* (Rechner, Netzwerkkarte, Modem oder ISDN-Karte und entsprechendem Anschluss) benötigt man *Software*, die als Shareware oder kostenfrei im Internet zum Kopieren zur Verfügung steht, oder von den Dienstleistern angeboten wird. Inzwischen ist die Ausstattung für einen Internetzugang relativ kostengünstig zu haben, bzw. öffentliche Zugänge stehen jedermann zur Verfügung (in Bibliotheken, Internet-Cafes usw.). Nur wer keine Zeit zum langen Suchen in inkonsistenten Archiven mit fragwürdigen Informationen aufbringen will, wer langsam tippt und schreibungewohnt ist und englischen Text weder verstehen noch produzieren kann, wird sich vom unstrukturierten Internet eher abgeschreckt fühlen.

6.2. Virtuelle Welten

Seit Entwicklung der Computertechnologie und des Cyberspace, eines computergenerierten fraktalen Raums, der es möglich macht, Modellwelten zu simulieren, ist der Begriff „Virtualität“ zu einem inflationär verwendeten Modewort aufgestiegen, das die neue digitale Verfasstheit der sogenannten „dritten Kultur“ (oder „Technokultur“) an der Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine zum Ausdruck bringen soll. Die Überstrapazierung des Begriffs in einer auf Computertechnologie ausgerichteten Medien- und Informationsgesellschaft führte dazu, dass der Begriff konzeptuell immer einseitiger an den Computer als Ort und Medium einer technischen Wirklichkeitskonstruktion rückgebunden und dadurch – vor allem im täglichen Sprachgebrauch – ein Gegensatz zwischen Virtualität und Wirklichkeit aufgebaut wurde. Das Virtuelle wird aber nicht erst am Computer geboren, sondern ist eine anthropologische Grundkonstante in der Zivilisationsgeschichte des Menschen. Mit der Erfindung der Sprache als Medium der Bezeichnung tritt der Mensch bereits in den virtuellen Raum ein. Das Konzept der virtuellen Existenz ist aristotelischen Ursprungs. Eine virtuelle Existenz ist eine latente Existenz, die sich nicht manifestiert, jedoch Realisierungs- und

Wirkmöglichkeiten beinhaltet. Das Virtuelle steht somit nicht dem Wirklichen, sondern dem Aktuellen gegenüber.

Die Wahrnehmung der Welt ändert sich durch technische Neuerungen. Eigentlich ist unsere Umgebung ein sehr analoger Ort. Aus der Mikroperspektive ist sie nicht digital, sondern sehr kontinuierlich. Nichts ist schwarz oder weiß, lässt sich einfach an- und abschalten (Negroponte 1995, 160ff). Die Computerisierung ermöglicht jedoch eine Vernetzung von mentaler und technisch erzeugter Virtualität, virtuell Realem und virtueller Realität und führt so zu einer Erweiterung menschlichen Denkens und Wahrnehmens. Auch der Kulturbegriff muss in diesem Zusammenhang erweitert werden, denn Kultur kann nicht mehr als Wirklichkeit *an sich* im Sinne anthropologischer Konstanten interpretiert werden.⁷³ Die Anbindung des Kulturbegriffs an den des Virtuellen hat zur Folge, dass Kultur nicht mehr als feststehender Ist-Zustand, sondern als transitorisch-dynamisches Modell von Wirklichkeit als „Aktualisierung immer nur einiger von potentiell vielen möglichen Kontexten“ (Flusser 1997) definiert wird.

Die Tendenz, virtuelle Räume in Computernetzwerken und post-urban Orte des Chaos und Verfalls parallel zu sehen, begann mit der Beschreibung von William Gibson in seinem Roman *Neuromancer* (1984) in dem er feststellt, dass eine Computermatrix eigentlich aussieht wie Los Angeles aus fünf tausend Fuß Höhe. Der Cyberspace wird – wie die Großstädte – als *urban jungle* und *megalopolis* ohne klares Zentrum beschrieben (Boyer 1996, 14).

Allerdings spiegelt die elektronisch konstruierte, vorgestellte Welt die Realität nicht nur, sondern existiert parallel zu ihr:

Zum erstenmal hatte ich das Reich der Virtuellen Realität im Dezember 1988 durch ein Portal des zur NASA gehörenden Ames Research Center im kalifornischen Mountain View betreten. Verkabelte Kleidungsstücke spielten dabei eine Rolle, desgleichen ein Computer, den die Mitarbeiter ‚Wirklichkeitssimulator‘ nannten. Mein Gesicht steckte unter einer Aluminiummaske, die aussah und sich anfühlte wie der Kopfteil eines Tauchgerätes, während ein dreidimensionales, binokulares Bildschirmsystem mein Gesichtsfeld mit elektronischen Bildern versorgte, ganz gleich, in welche Richtung ich den Kopf drehte. [...] ‚Cyberspace‘ nennt man solche computergenerierten Welten. Zweifellos ein dreidimensionaler Raum. (Rheingold 1992, 16f)

⁷³ Die bereits beschriebenen *invented traditions* ethnischer Gruppen sind neben dem Bereich der Computerisierung ein Beispiel für diese Definition.

In Gibsons Cyberspace durchqueren „Cowboys“ ungeheure Datenwelten und die „Matrix“ klinkt sich direkt in ihr Nervensystem ein. In einer solchen virtuellen Realität kann die Welt gesehen, gehört oder gefühlt und sogar mittels einer Geste umgestaltet werden. Immer wenn die Blickrichtung verändert wird, ändert die Wirklichkeitsmaschine die Perspektive. Der Blick kann sich hinter computergenerierte Objekte bewegen, die agierende Person kann diese Objekte aufheben und untersuchen, um sie herumgehen und die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Der Reiz des Cyberspace hat teilweise die gleichen Wurzeln wie die Faszination, die von gut gemachten Videospiele ausgeht. Denn jedes wirklich gute Videospiele simuliert eine Welt, die Schlüsselbegriffe grafisch darstellt und dem Spieler die Möglichkeit bietet, mit der Grafik auf dem Bildschirm und der simulierten Welt zu interagieren. So war eines der größten Ziele der Programmierer „interaktive grafische Simulationen“ zu schaffen (Rheingold 1992, 31). Die *head-mounted displays* (HMDs), dreidimensionale Computerbilder, Eingabe- und Ausgabe-Einheiten und Computermodelle, aus denen ein System virtueller Realität besteht, ermöglichen es heute, in eine künstliche Welt einzutauchen, in sie einzugreifen, und sie zu verändern (Rheingold 1992, 18). Die Grundlagen für die Anwendungen virtueller Realität sind zuerst in anderen Bereichen genutzt worden, nämlich als Visualisierungshilfen im medizinischen Bereich (*medical imaging*) und als spezielles Hilfsmittel der Architektur. So sind vielleicht die wichtigsten Aufgaben der virtuellen Realität, Denkhilfen für Wissenschaftler, Ärzte und Architekten zu geben.

Rheingold beschreibt in seinem Werk die verschiedensten virtuellen Welten einer *Wirklichkeitsindustrie*, die noch so jung ist, dass sie nicht wirklich ins Bewusstsein gedrungen ist: An der University of North Carolina konnte er durch ein Gebäude streifen, das im Cyberspace bereits stand, bevor es in der konkreten Wirklichkeit errichtet wurde. Bei der NASA steuerte er einen Reparaturroboter in einem virtuellen Weltraum. In Vancouver (British Columbia) erforschte er mit Hilfe einer Brille und ein paar Handschuhen – durch die Augen und Hände eines Roboters – die Tiefen des Ozeans und seinen eigenen Blutkreislauf. Er reiste virtuell zurück in der Zeit zu den vorgeschichtlichen Höhlenmalereien von Lascaux und erforschte Platons Höhle (Rheingold 1992, 20ff).

In Analogie zu Rheingold untersucht auch Elizabeth Reid virtuelle Welten nicht als „technologische Konstruktionen“, sondern als „kulturelle Räume“. Virtuelle Realität stellt kein technisches Instrumentarium dar, sondern eine Erfahrung: „More than that, I believe that it is primarily an *imaginative* rather than a *sensory* experience.“ (Reid 1995, 165; kursiv im Original) Eine Liste der technischen Komponenten kann nach dieser Auffassung nicht erklären, warum die Nutzer bereit sind, eine simulierte Welt als eine valide Grundlage für emotionale und soziale Reaktionen zu akzeptieren. „Cyberspace – the realm of electronic impulses and highspeed data highways – may be figured as a technological construct, but virtual reality is a construct within the mind of a human being.“ (Reid 1995, 166) Nach dieser Definition müssen der technische, dargestellte Raum als Cyberspace und die kulturell prägende Scheinwelt als virtuelle Realität unterschieden werden.

In der mentalen Geographie der Architekturtheoretiker besteht häufig eine Affinität zwischen Science-Fiction Erzählungen und zeitgenössischen Städten. Die neue Ebene des Cyberspace bedeutet eine Transformation, denn die Computermatrix ist ein *metaspace* oder *hyperspace* (Boyer 1996, 15) – ein Raum in dem die Realität vom Bildschirm auf Datenbanken, Videodisks oder in vorgestellte Netzwerke übertragen wird. Boyer nennt diese Transformation ein *categorical paradox*, denn eine Seite der *cybercities* ist immateriell, während die andere materiell bleibt. Anders gesagt, besteht der Cyberspace in der Konstruktion von Informationsnetzwerken, die virtuelle Realität in der Konstruktion von Räumen (Boyer 1996, 15). So werden die zentralen Metaphern eines Zeitalters gleichzeitig zu gestalterischen Elementen: „Both the machine of the Machine City and the computer of CyberCity are metaphors that become ingrained in the way we represent and imagine (or have represented and imagined) the modern and postmodern city.“ (Boyer 1996, 16)

Diese gestalterischen Elemente sind wichtig, da sie den sozialen Raum, in dem Interaktionen stattfinden prägen können. Ein architektonisches Modell ist immer auch ein Disziplinierungssystem, da das Verhalten innerhalb dieses Modells durch die Konstruktion mitbestimmt wird (Foucault 1994). Die körperliche Präsenz wird durch die Umgebung entscheidend beeinflusst (Sennett 1994). Insofern spielt die Art der technischen Konstruktion eines Cyberspace auch für die möglichen sozialen

Interaktionen eine große Rolle. Die Technik gibt gewissermaßen vor, welche Erfahrungen gemacht werden können.

Besonders die Wahrnehmung von Zeit und Raum ist im Zusammenhang mit der technischen Infrastruktur zu sehen. Die postmoderne Theorie beschäftigt sich stark mit dieser Problematik. Nach David Harvey in *The Condition of Postmodernity* (1990) bedeutet jede Revolution in der Kommunikationstechnologie eine *annihilation of space by time* und damit eine Krise der Repräsentation. Frederic Jameson merkt in seinem Essay „Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism“ (1984) bereits an, dass die kulturellen Bedingungen der Postmoderne *social transformations* möglich machen. In beiden Beschreibungen ist der postmoderne Körper konfrontiert mit inkohärenten Fragmenten von Zeit und Raum und ständig in Bewegung:

It has been argued that electronic telecommunications have reformulated our perception of space and time, so that we experience a loss of spatial boundaries or distinctions, so that all spaces begin to look alike and implode into a continuum, while time has been reduced to obsessive and compulsive repetitions. The result is an inability to map our contemporary terrain, to envision space and representational forms, and thus to weave things together, to conclude, to be able to act. (Boyer 1996, 19)

Die fragmentierte Realität muss durch individuelle Handlungen zu einem sinnmachenden Ganzen zusammengefügt werden. Die reale Welt ist – wie die virtuellen Gemeinschaften auch – nicht einfach da, sondern sie kann nur wahrgenommen werden durch das, was soziale Akteure aus ihr machen (Jones 1995, 12). Es handelt sich um eine soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Die Realität wird nicht durch die technischen Netzwerke abgebildet, sondern die technischen Netzwerke sind die Realität. Deshalb spielt die Verbindung von Gemeinschaft als einem Komplex sozialer Beziehungen und einem Komplex von Ideen und Gefühlen bei der Untersuchung eine zentrale Rolle. Diese Verknüpfung haben Licklider und Taylor bereits im Jahr 1968 gesehen:

What will on-line interactive communities be like? In most fields they will consist of geographically separated members, sometimes grouped in small clusters and sometimes working individually. They will be communities not of common location, but of *common interest*. In each geographical sector, the total number of users [...] will be large enough to support extensive general-purpose information processing and storage facilities [...] life will be happier for the on-line individual because the people with whom one interacts most strongly will be selected more by commonality of interests and goals than by accidents of proximity. (Licklider und Taylor 1968, 30; kursiv im Original)

Die Autoren machen vorab eine Verschiebung weg von geographischen Faktoren hin zu Interessen und Zielen als Basis gemeinschaftlicher Strukturen aus. Sie machen

deutlich, dass die vielfältigen Interessengruppen im Internet eine Diversifizierung darstellen, wie sie in den sozialen Interaktionen im „realen“ Lebensumfeld nicht vorhanden sein kann. Die soziale Interaktion in der Online-Kommunikation wird stark durch die spezifischen Interessen der Nutzer geleitet. In seinem klassischen Werk von 1978 zu Gemeinschaften und sozialem Wandel in den USA kritisiert Bender *community sociology* als die Untersuchung von *locality-based action*, die das „Territorium“ auf Kosten der „Kultur“ stark betont. Schon für Bender sind Gemeinschaften nicht durch lokale Orte definiert, sondern als soziale Netzwerke. Eine Definition, die auch für die Untersuchung von Gemeinschaft im virtuellen Raum Relevanz besitzt, da sie auf zwei wesentlichen Elementen beruht: Der Untersuchungsansatz nimmt die Interaktionen, die Gemeinschaften schaffen, ins Visier und ist weniger auf lokale Zugehörigkeit gerichtet.

Howard Rheingold schlägt in seinem Werk *Virtuelle Gemeinschaft* (1994) vor, sich bei der Charakterisierung virtueller Gemeinschaften weniger auf Metaphern aus dem Bereich des Raum zu verlassen, sondern sich stärker biologischer Begriffe zu bedienen:

Um sich klarzumachen, wie sich das gesamte System entwickelt und fortpflanzt, kann man sich Cyberspace als eine soziale Petrischale vorstellen, das Netz als Nährlösung und die virtuellen Gemeinschaften in all ihrer Vielfalt als Kolonien von Mikroorganismen, die dort gedeihen. Jede dieser kleinen Kolonien von Mikroorganismen – die Gemeinschaften im Netz – stellt ein soziales Experiment dar, das niemand geplant hat, das aber dennoch stattfindet. (Rheingold 1994, 17)

Sein Werk beschreibt hauptsächlich seine Erfahrungen in WELL (*Whole Earth `Lectronic Link*), einem weltweiten elektronischen Zusammenschluss, der auch reale Treffen der Mitglieder in der San Francisco Bay Area veranstaltete und bereits als Klassiker virtueller Gemeinschaften gelten kann. Sehr deutlich wird bei Rheingold die Mythenbildung (die vor allem mit den frühen virtuellen Gemeinschaften in Verbindung gebracht werden kann), es handle sich um unkontrollierte, frei wachsende soziale Entitäten ohne hierarchische Strukturen und ökonomische Interessen der Beteiligten. Nicht nur sein Begriff von Familie wurde nach Rheingold auf grundlegende Weise „virtualisiert“, eine „Virtualisierung von Gemeinschaftssinn“ fand ebenfalls statt (Rheingold 1994, 23).

Die neuen Möglichkeiten der sozialen Interaktion in den konstruierten Räumen des Internet werden sehr kontrovers diskutiert. Einerseits werden positive Effekte auf

Demokratie und wirtschaftliche Entwicklung betont. Ein Vertreter dieser Richtung ist zum Beispiel Al Gore, der sich im Jahr 1993 positiv äußert: „Our new ways of communicating will entertain as well as inform. More importantly, they will educate, promote democracy, and save lives.“ (Zitiert nach Kollock und Smith 1999, 4) Nach dieser Interpretation werden vielfältige Möglichkeiten des sozialen Kontakts, der politischen Partizipation, der Unterhaltung und professioneller Arbeit geschaffen. Die Netzwerke können demnach Gemeinschaft durch die Stärkung der Verbindungen mit dem Rest der sozialen Welt erneuern, und so gleichzeitig einen neuen Zugang zu politischer Beteiligung bieten (Kollock und Smith 1999, 4).

Kritiker sehen eher die Gefahr, dass einzelne Personen sich im Netz gefangen nehmen lassen und so die Möglichkeiten für soziale Kontrolle und Überwachung wachsen. Demzufolge würde das Netz die bereits existierende Konzentration von Macht noch verstärken. Die Möglichkeit für einzelne Nutzer Raum zu schaffen, zu erhalten und zu kontrollieren, birgt zusätzlich das Potential in sich, Macht zu konstruieren und führt zur Frage nach Autorität, Dominanz, Unterordnung, Rebellion und Unterwanderung in diesem Raum – Aspekte, die Kommunitaristen wie Etzioni oder Walzer als zentrale Probleme der Gemeinschaft ansehen (Etzioni 1995, 1995a; Walzer 1995). Charles Taylor stellt in seinem Werk *The Ethics of Authenticity* (1992) fest, dass politische Machtlosigkeit die Entfremdung von der Gemeinschaft fördert. Deshalb ist eine zentrale Frage, ob die Online-Communities das individuelle Gefühl von Macht stärken oder schwächen und ob die Gefahr der Manipulation wirklich besteht.

Je enger Menschen mit der Technologie verknüpft sind, um so schwieriger wird es, die traditionellen Unterscheidungen zwischen dem spezifisch Menschlichen und dem spezifisch Technischen in der Kommunikation aufrechtzuerhalten. So fragt die Psychologin am MIT Sherry Turkle: Spielt sich unser Leben *am* oder *im* Bildschirm ab? (1998, 30) Die herkömmliche Trennung zwischen Mensch und Maschine kann nicht bestehen bleiben, wenn Erfahrungen in computervermittelten Welten gemacht und diese Erfahrungen Teil der Sozialisierung werden.⁷⁴ Die Computerisierung und Beteiligung an Online-Gemeinschaften stellt – wie die Simulation der Lebensräume

⁷⁴ Fortschritte in der Psychopharmakologie („Wem lauscht man, wenn man 'Prozac' lauscht?“) und die Fortentwicklung der Genetik sind nur einige wissenschaftliche Fortschritte, die dem Trend entsprechen, Menschen als Maschinen zu betrachten (nach Turkle 1998, 36).

in Gated Communities – ein zentrales Element der Entwicklung von einer „Kultur der Identifikation“ zu einer „Kultur der Simulation“ dar. Authentizität, die traditionellerweise durch die Verhaftung in lokalen Strukturen vermittelt wird, nimmt in ihrer Bedeutung für die Netzworkebildung ab. Um die Konsequenzen aus dieser Entwicklung für die Identitätskonstruktion der Nutzer und ihr soziales Verhalten untersuchen zu können, müssen die verschiedenen Möglichkeiten der computervermittelten Kommunikation als ihre Grundlage detaillierter dargestellt werden.

6.3. Online Kommunikationsformen

Im folgenden Text werden die vielfältigen Kommunikationsarten im Internet näher untersucht, um herauszufinden, welche wirklich als Basis für die Bildung sozialen Kapitals dienen können, weil sie soziale Interaktionen, die Bildung von Normen, Vertrauen, Netzwerkstrukturen und Ressourcen ermöglichen.

6.3.1. Email, Mailinglisten und Newsgroups

Emails sind – wie das Internet selbst – als ein militärisches Projekt Ende der 1970er Jahre entstanden. Große Firmen wie IBM und Texas Instruments nutzten sie schon damals für die betriebsinterne Kommunikation. Nachrichten wurden allerdings an eine zentrale *target machine* geschickt. Erst Ende der 1980er Jahre konnten Nachrichten von Individuum zu Individuum verschickt werden. Bis vor einigen Jahren hatten Mailprogramme kryptische Kommandeebenen. Leichter wurde die Kommunikation durch graphische Oberflächen. Im Rahmen der Email-Kommunikation kann eine Liste von Adressaten versammelt werden, an die die Nachricht verschickt wird. Listserv macht es noch leichter eine solche *mailing list* zusammenzustellen. Nachrichten können hier abonniert werden. Obwohl sich gerade über die Listen Interessengruppen zusammenfinden, fehlt soziale Interaktion. Gleichwohl bedeutet die Teilnahme an einer solchen Liste eine Ressource, die oft hilfreiche Informationen vermitteln kann. Email und Listserver sind asynchrone Anwendungen, dabei kann Email die one-to-one Kommunikation mit anderen

Individuen oder Gruppen durch Listen oder Listserver Software unterstützen. Die Email kommt zum Nutzer, es handelt sich also um eine „*push*-Technologie“. Da alle Nachrichten, die an eine Liste gesandt werden, durch einen einzigen Punkt müssen, bieten Email-Listen eine gute Möglichkeit für den Bereitsteller zu kontrollieren, wessen Beiträge akzeptiert werden. Er kann alle Anfragen persönlich kontrollieren, oder einzelne Nachrichten an die Liste zensieren. Allerdings sind die meisten Email-Listen als offene Strukturen zugänglich, da es zu viel Zeit und Mühe kosten würde, diese Kontrolle tatsächlich auszuüben.

Usenet News ist ein Netzwerk, das Diskussionsgruppen zu Hunderten von Themen bietet. Newsgroups und ihr Inhalt sind hierarchisch nach verwandten Themen organisiert. Die meisten Diskussionen sind offen für alle und nicht moderiert. Dies kann allerdings in aggressiven Bemerkungen resultieren und *junk mails* sind üblich. Es handelt sich ebenfalls um eine asynchrone Anwendung allerdings mit einer „*pull*-Technologie“, die Nutzer müssen Gruppen und Nachrichten selektieren, die sie lesen wollen und diese aktiv anfordern. Das Usenet hat keine zentrale Autorität, da nicht von einer Stelle aus kontrolliert werden kann, was hinzugefügt wird. Es gibt keinen „Besitzer“ der Newsgroups, der regulierend eingreift, und doch haben sie eine bestimmte Ordnung und Struktur. Jeder kann die Inhalte der Newsgroups lesen, neue Newsgroups schaffen oder zu einer bereits bestehenden Beiträge leisten. So entsteht ein offener und spannender sozialer Raum, durchlässiger als jene Systeme es sind, die von einer zentralen Instanz kontrolliert werden. Die Ordnung im Usenet ist ein Produkt der Balance zwischen individueller Freiheit und dem Interesse am kollektiven Gut. Manche Newsgroups sind wilde, kaum geordnete Orte, während andere gut organisiert und produktiv sind.

Die Autorinnen Thimm und Ehmer kommen in ihrer Untersuchung einer spezifischen Newsgroup für Senioren in Deutschland (de.soc.senioren) zu dem Ergebnis, dass diese keineswegs nur zum reinen Informationsaustausch dient, sondern phasenweise Stammtisch, Kummerkasten und Arena ist (2000, 238). Die Intensität der internen Diskussionen war dabei überraschend. Da das Selbstkonzept älterer Menschen häufig auf den polarisiert negativen Bildern des Alters beruht, wurden die emotionalen Komponenten des Alterns stark thematisiert. Die Befunde der Autoren zeigten auch, dass Netzkommunikation nicht nur stark

textsortenspezifisch ist, sondern dass die Beteiligten selbst den Kommunikationsraum in seiner konkreten Art und Weise konstituieren. So wurde von den Beteiligten keine Kritik an der Form der Kommunikation geübt, die über Absenderidentifizierung per Emailadressen (die in nahezu allen Fällen mit dem Namen kodiert sind) stattfindet, sondern es herrschte eine deutliche Akzeptanz solcher Offenheit (Thimm und Ehmer 2000, 226f).

Da in der Email-Kommunikation sowohl „paraverbale Botschaften“ (z.B. Stimmhöhe, Lautstärke, Tempo), wie auch „extralinguistische Äußerungen“ (z.B. Mimik und Gestik) fehlen, die gerade für die Kommunikation emotionaler Botschaften von großer Bedeutung sind, haben sich eine Reihe neuartiger „expressiver Ausdrucksmittel“ durchgesetzt (Döring 1999, 41). Hierzu gehören die bereits weithin bekannten Emoticons – zum Beispiel das lächelnde Gesicht ☺. Die Verwendung von Emoticons kann nicht nur die Decodierung von Botschaften erleichtern, sondern unterstreicht auch den informellen Charakter der Kommunikation. Bei ASCII-Kunst werden aus alphanumerischen Zeichen bzw. ASCII-Zeichen (ASCII= *American Standard Code for Information Interchange*) Symbole und Bilder erstellt (siehe Abbildung in Döring 1999, 43). Kleine Bildchen werden gern in die Signatures aufgenommen und sind so ein Mittel der Selbstdarstellung. Soundwörter wie „hmm“ oder „tststs“ deuten Gedankenprozesse oder Emotionen an. Das Abwechseln von Groß- und Kleinbuchstaben innerhalb von Wörtern erbringt einen Verfremdungseffekt. Diese sehr augenfällige Modifikation der Schriftsprache ist ursprünglich ein erKeNNuNgsMerKMAl dEr hAcKer-sZene. Aktionswörter wie *zwinker*, *würg* dienen der Beschreibung situativer Vorgänge. Sie ähneln Soundwörtern aus der Comic-Sprache und haben einen besonders informellen Charakter (Döring 1999, 41ff).

Emails und Listserver bilden an sich keine gemeinschaftlichen Einheiten. Sie können bereits bestehende soziale Netzwerke, oder im Netz gebildete Gruppenstrukturen als nutzenswerte Kommunikationsmöglichkeit verstärken.

6.3.2. Bulletin Boards, Webseiten und Chats

Bei elektronischen Nachrichtentrettern werden Nachrichten nicht automatisch verschickt, sondern die Nutzer müssen die Seite aufrufen, um Informationen zu erhalten. Viele Bulletin Boards sind in Webseiten integriert und bekommen so einen Kontext, der ihre Aufgabe erläutert. Sie präsentieren Nachrichten in chronologischer Ordnung. Nur Antworten sind direkt unter der ursprünglichen Nachricht zu finden. Wie bei Emails, handelt es sich um asynchrone Anwendungen, da die Nachrichten zeitversetzt hinterlegt werden. Preece beobachtet ein Bulletin Board über einen längeren Zeitraum:

Members of this community ask medical questions, circulate helpful information, make jokes, offer and ask for support. An analysis of 500 messages sampled from the board during a period of ten months in 1997-1998 showed that in addition to serving as an exchange of factual information, this was an extraordinarily empathic community; 45 percent of messages were empathic compared with 17 percent that focused on factual information. (Preece 2000, 45)

Nach Preece handelt es sich um eine Gemeinschaft, die klar fokussiert war, denn zwischen den Partizipanten bestand eine soziale Beziehung. Sie unterstützten sich und Patienten meldeten sich nach ihrer Genesung zurück, um anderen Tipps zu geben. Zusätzlich gab es Email- und Telefonkontakte zwischen den Teilnehmern. Allerdings handelt es sich nicht um eine dauerhafte Gemeinschaft, sondern eher um eine Interessengruppe oder ein Diskussionsforum. Das gemeinsame Interesse oder Ziel eines Diskussionsforums bestimmt die Art der Kommunikation mit. In einer Studie von Hunderten Listserver und Bulletin Board Communities war das Mitgefühl unter den Mitgliedern in den Patientennetzwerken und sogenannten *emotional support communities* am höchsten. Aggressive Kommentare fanden sich am häufigsten in religiösen, politischen und kulturellen Communities (Preece 2000, 81).

In der frühen Phase wurde das Web hauptsächlich dafür genutzt, Zugang zu Dokumenten zu verschaffen und diese zu verbinden. Interaktion findet erst seit kürzerer Zeit statt. Webseiten können heute sowohl die asynchrone (zum Beispiel in Form von Diskussionsgruppen), wie die synchrone Kommunikation (zum Beispiel als chat) unterstützen. Wegen der graphischen Benutzeroberfläche können Webseiten mit Bildern und Tönen einen spannenden Kontext für Text Chat bieten. Viele MUDs haben Webseiten um Bilder und Dokumente zu sammeln, die im Zusammenhang mit

dem MUD stehen. Sie enthalten ebenfalls Verbindungen zu den persönlichen Webseiten der MUD-Mitglieder.

Text Chats unterscheiden sich von Bulletin Board Systemen und Emails insofern, als es sich um synchrone Anwendungen handelt. Eine Anzahl von Chattern kann in realer Zeit kommunizieren, indem Textzeilen hin und her geschickt werden. Chat ist eine der beliebtesten Formen der Interaktion im Internet und verantwortlich für gutes Geschäft – zum Beispiel für kommerzielle Online-Anbieter wie America Online. Bei Chats wird ein zentraler Rechner genutzt, der dem Besitzer die Kontrolle über den Zugang zum System und zu den einzelnen Kanälen garantiert. In kommerziellen Chats treten Moderatoren auf. Sie werden entweder von den anbietenden Unternehmen für ihre Leistung bezahlt, oder übernehmen die Aufgabe, die Kommunikation zu beobachten und einzugreifen, freiwillig. Im größten nicht-kommerziellen *System Internet Relay Chat* (IRC) hat jeder Kanal einen Besitzer, der Nutzer aus dem System nehmen kann, den Zugang kontrolliert und entscheidet wie viele Nutzer hineingelassen werden (Kollock und Smith 1999, 6). Email Diskussionslisten und Konferenzsysteme sind nach dem Modell der Post und öffentlich zugänglicher Anschlagbretter konzipiert, während Text Chat nach dem Modell des CB Funk organisiert ist.

Die Chat-Kommunikation ist eine Mischform schriftlicher und mündlicher Komponenten von Sprache. So besteht zum Beispiel die Möglichkeit zu flüstern. Private Nachrichten können an einen anderen User verschickt, oder ein Zweiergespräch in einem separaten Fenster geführt werden, ohne dass dies für Dritte einsehbar ist (Schmidt 2000, 115). Zeitlich ist die Kommunikation nicht beschränkt. Jeder kann sich jederzeit einloggen und kommunizieren. Da das Internet eine nahezu weltumspannende Institution ist, ist ein Austausch mit Menschen aus allen Zeitzonen möglich, es kann davon ausgegangen werden, dass zu jeder Zeit Kommunikationspartner anzutreffen sind. Der virtuelle Kommunikationsraum ist somit niemals leer.

Chatgruppen haben stärker gemeinschaftlichen Charakter, da sie oft sehr enge soziale Netzwerke zwischen den Mitgliedern spinnen (z. B. Patientennetzwerke). Wie in

realen Selbsthilfegruppen finden regelmäßige Treffen statt, der Kontakt ist emotional geladen und die Kommunikation intensiv.

6.3.3. MUDs und MOOs

Multiuser dungeons sind eine Mischung aus einem Abenteuerspiel und einem Chat. Die Abkürzung MUD stand ursprünglich für *multi-user dimension*, der Name eines Computerspiels, das Richard Bartle und Roy Trubshaw 1979 entwickelten (Rheingold 1994, 183; Reid 1995, 165). Es handelt sich um textbasierte, virtuelle Realitäten, die ein Gefühl für reales Territorium vermitteln, weil meist verschiedene betretbare Räume aneinander geknüpft sind. Bereits in den 1970er Jahren wurden Abenteuerspiele sehr populär. Allerdings musste sich bei den frühen Spielen meist ein einzelner Spieler seinen Weg durch ein Labyrinth bahnen, dabei Hinweise aufgreifen und sich verteidigen. Den nächsten Schritt in der Entwicklung brachten Spiele, in denen eine Gruppe zusammenspielen und wie bei Chats miteinander kommunizieren konnten. In neueren Versionen von MUDs nehmen Spieler einen Character an, einen sogenannten *avatar*. Mit dieser Figur bewegen sie sich durch virtuelle Räume, erlegen Ungeheuer, sammeln Dinge oder Waffen ein und werden in Abenteuer verwickelt.

MOOs sind objekt-orientierte MUDs, also textbasierte, virtuelle Welten, die physische Metaphern – wie etwa Häuser, Räume und Städte – benutzen. Alles in diesen Welten – auch die Charaktere – sind von jemandem geschaffen und gehören ihm oder ihr. Die Vielfältigkeit der Objekte ist sehr groß. Spieler bewegen sich von Ort zu Ort und kommunizieren mit anderen auf ihrem Weg. MUDs und MOOs werden von Systemadministratoren unterhalten, die als *wizards* bezeichnet werden und spezielle Privilegien haben. Sie vergeben Passwörter und leiten die Aktivitäten, moderieren wenn nötig bei Konflikten. Nachschlagebücher der Befehle ermöglichen Spielern zu kommunizieren. Diese Befehle können Gefühle ausdrücken, wie etwa lächeln, lachen, weinen, schreien. Sie zu lernen erfordert Zeit und Ausdauer. LambdaMOO – die größte und eine der ältesten – wurde 1997 von Pavel Curtis und Kollegen bei Xerox PARC geschaffen. Sie enthält nicht nur ein riesiges Haus, sondern einen japanischen Garten, Strände, Höhlen, Durchgänge und andere

phantastische Räume. LambdaMOO hat über 9000 Spieler und manchmal spielen über 200 Nutzer gleichzeitig. TinyMOO hat in seiner neueren Variante über 3000 Spieler (Preece 2000, 58). MUDs und MOOs sind synchrone Textanwendungen mit graphischer Umgebung und Avatars.

MUDs und MOOs sind oft stark hierarchisiert. Verschiedene Privilegien werden den Nutzern entsprechend ihrem Status in der Hierarchie zugewiesen. So wird ein Anreiz geschaffen, sich langsam hinaufzuarbeiten. Verglichen mit einem einfachen Chat-Raum repräsentieren MOOs komplexe Gemeinschaften, deren Programmierung schwierig und sehr langwierig ist. Ein Mitglied zu werden, bedeutet dann auch die Bereitschaft, die Befehle zu lernen und von den anderen Spielern akzeptiert zu werden.

Die virtuellen Welten innerhalb der MUD- und MOO-Systeme haben soziale Attribute von physischen Orten und viele der üblichen sozialen Mechanismen werden übernommen. Die Nutzer behandeln die dargestellten Welten der MUD-Programme wie reale. Das System bietet den Spielern eine Bühne, aber es gibt kein Drehbuch vor. Einige Autoren bestätigen, dass durch die weniger starke soziale Kontrolle Spieler sich ungehemmter als im wirklichen Leben verhalten und weniger von Konventionen beeinflusst sind (Reid 1995, 173). Sicher trägt die Anonymität dazu bei, dass sich die Spieler freier fühlen, zu sagen und zu tun, was sie möchten. Amy Bruckman hat in ihrer Arbeit am Massachusetts Institute of Technology die psychologischen und sozialen Spezifika der MUD-Kultur untersucht und sie als „Identitätswerkstätten“ bezeichnet (1992).

Diese Systeme bilden Gemeinschaften, die auf starker sozialer Interaktion beruhen. Normen regulieren die Verhaltensweisen. Im Team zusammen zu spielen erleichtert oft das Erreichen eines vorgegebenen Ziels. Hierarchien weisen den Mitgliedern Status und bestimmte Rollen zu – z. B. den Wizards als Moderatoren.

6.4. Identität und Selbstdarstellung

Die lange gepriesenen neuen Möglichkeiten des Webs haben auch schon neue Enttäuschungen mit sich gebracht. Die computergestützten interaktiven Beziehungen zwischen Personen scheinen oft nicht das zu sein, was sie vorgeben. Ein Grund ist sicher, dass sich viele Personen in ihren Email-Beschreibungen anders darstellen, als sie von außen betrachtet sind – so zum Beispiel bei trivialen Aspekten wie der Größe oder dem Gewicht. Identität spielt eine zentrale Rolle in den virtuellen Gemeinschaften. In der Kommunikation mit anderen ist das Wissen um dessen Identität essentiell wichtig für das Verständnis und die Evaluation der Interaktion. Gleichzeitig ist die Identität in der körperlosen Welt der virtuellen Gemeinschaften vieldeutig. In der realen Welt wird die Identität mit dem Körper gewissermaßen „verkörpert“ und entsprechend der Erscheinung werden gewisse Persönlichkeitsmerkmale und soziale Rollen zugewiesen. Obwohl die Identität komplex ist und gewissen zeitlichen Bedingungen und Umständen unterworfen wird, bietet der Körper eine dauerhafte Festschreibung.

In der virtuellen Welt spielt der Körper nur indirekt eine Rolle, da die Interaktion auf Kommunikation beruht. So kann eine einzige Person viele elektronische Identitäten schaffen. Online-Communities schaffen neue Möglichkeiten für die Auseinandersetzung mit Identität und Körper: Vor allem die computervermittelte Kommunikation im Internet mit ihren Spielwelten, Selbsthilfegruppen und Diskussionsforen hat die Art und Weise, wie personale Identität erlebt und erzeugt wird, grundlegend verändert. In den Echtzeitgemeinschaften des Cyberspace wandeln Personen an der Schwelle zwischen Realem und Virtuellem (Turkle 1998, 11). Durch die Kreation verschiedener Identitäten für unterschiedliche Spiele, empfinden einige Nutzer ihr Leben als „zyklisches Pendeln“ zwischen der realen Welt und einer Reihe von virtuellen Welten (Turkle 1998, 15). Notorsche MUD-Spieler sind oft Menschen, die an ihrem Arbeitsplatz den ganzen Tag am Computer arbeiten – als Architekten, Programmierer, Sekretärinnen, Studenten und Wertpapiermakler. Sie schlüpfen ihre Spielfiguren im MUD von Zeit zu Zeit ein und gehen ihrer Arbeit am Computer nach. Einige lassen spezielle Programme laufen, die signalisieren, wenn eine bestimmte Figur sich anmeldet, oder wenn sie von einem MUD-Bekanntem ausgerufen werden. Im Verlauf eines Tages treten sie in den

aktiven Spielraum ein und verlassen ihn auch wieder, oder sie haben mehrere Spiele gleichzeitig geöffnet.

So sitzt zum Beispiel ein achtzehnjähriger Erstsemesterstudent am MIT morgens um zwei Uhr am Computer und entspannt sich in einem MUD, in dem er zwanglos mit anderen plaudert, trägt einen Flame-War in einem anderen aus und im letzten ist er heftig in sexuelle Geschichten verwickelt, gleichzeitig versucht er eine Hausaufgabe zu Ende zu bringen, die er am nächsten Tag abgeben soll (Turkle 1998, 15). MUDs sind also nicht nur Orte, an denen das Selbst eine multiple Identität entfaltet und durch die Sprache erschaffen wird, sondern auch Sphären, in denen Menschen und Maschinen in eine neue Beziehung zueinander treten. „So werden MUDs zu evokativen Objekten für die Reflexion über menschliche Identität und allgemeiner gesehen, über eine Reihe von Ideen, die heute unter dem Etikett der 'Postmoderne' firmieren.“ (Turkle 1998, 22)

Der Mediensoziologe Waldemar Vogelgesang stellt in seiner Untersuchung jugendlicher Netznutzer fest, dass Online-Rollenspiele für sie in einen kontinuierlichen Prozess der Selbst-Befragung, Selbst-Vergewisserung und Selbst-Verwandlung mündet (Vogelgesang 2000, 254). Wie in der Jugendszene üblich, finden sich auch im Netz die spezifischen Stilelemente der Darstellungs- und Distinktionsformen, also:

[...] neotribale Vergemeinschaftungen, deren mediengebundenes Symbolkapital neben einer Überhöhung und Ästhetisierung des Alltäglichen unterschiedliche Zeichensysteme, Kommunikationsmuster und Handlungsfelder generiert, in denen eigene Normen und Präferenzen gelten, die gleichermaßen Optionen für selbst gewählte Ich-Darstellungen erweitern wie den Spezialisierungsgrad der außerberuflichen, persönlichen und privaten Identitäten erhöhen. (Vogelgesang 2000, 254)

Der poststrukturalistische Ansatz in jüngerer Zeit bietet eine Grundlage für solche Interpretationen, denn die Denker dieser Schule haben einen radikalen Versuch zur Dezentralisierung des Ichs unternommen. Nach Auffassung von Jacques Lacan führen die komplexen Assoziationsketten, die für uns alle Bedeutung konstituieren, zu keinem Endpunkt oder zentralen Selbst. So verknüpft er die Psychoanalyse mit dem postmodernen Versuch, das Selbst als einen Ort des Diskurses darzustellen, statt es als reales Gebilde oder dauerhaft geistige Struktur zu definieren. Die Informatik hat in vieler Hinsicht zu diesem Verständnis beigetragen: „Ihre distributiven, parallelen und emergenten Bottom-up-Geistmodelle haben die

informationsverarbeitenden Top-down-Modelle ersetzt“ (Turkle 1998, 287). Das Internet hat einen zentralen Beitrag zur Idee der multiplen Identität geleistet. Seine Nutzer können ein Selbst schaffen, indem sie durch viele verschiedene Identitäten vagabundieren. Das Internet ist damit zu einem Versuchsraum geworden, in dem Ich-Konstruktionen getestet werden. Viele Sozialwissenschaftler und Psychologen haben versucht, die neue Identitätserfahrung theoretisch zu erfassen. „Proteisch“ nennt sie Robert Jay Lifton, während Kenneth Gergen die „Vervielfältigung der Masken als übersättigtes Selbst“ bezeichnet (Lifton 1993; Gergen 1996).

Indem eine männliche Person im Netz eine weibliche Identität annimmt, ein Schüler sich als akademischer Experte für Virusfragen ausgibt, Phrasen und Signaturen auf die Zugehörigkeit zu einer Subkultur hindeuten können (Donath 1999, 30), spielt die Verortung der Identität doch eine Rolle und ist nicht irrelevant. In den Interessengruppen und Selbsthilfenetzwerken des Usenet ist ein Aspekt der Identität oft besonders wichtig – zum Beispiel die gemeinsame Krankheit.

Nicola Döring spricht in ihrer ausführlichen sozialpsychologischen Untersuchung computervermittelter Kommunikation im Hinblick auf die Anonymität in einer rein textorientierten Kommunikationssituation von einem „Nivellierungseffekt“, der eintritt, denn weder die imposante Gestalt, noch die laute Stimme oder die elegante Kleidung schaffen in diesen Szenarien einen Kommunikationsvorteil (Döring 1999, 214). Diese Nivellierung ist entscheidend verantwortlich dafür, soziale Hemmungen, Hürden, Privilegien und Kontrollen abzubauen. Dieser „enthemmende Effekt“ begünstigt dann auch Offenheit, Ehrlichkeit, Partizipation und Egalität, auf der anderen Seite allerdings verstärkte Feindlichkeit, normverletzendes und antisoziales Verhalten (Döring 1999, 214). Die Nivellierung gleicht Statusunterschiede aber nur teilweise aus. Zusätzlich sind netzspezifische Distinktionsmechanismen entstanden, die im folgenden Text noch diskutiert werden.

Verschiedene Elemente der Internet-Kommunikation können zur Verifizierung der angegebenen Identität des Nutzers beitragen. Die Domain in einer Email Adresse (Name@Domain) kann sehr aufschlussreich sein, wenn sie zum Beispiel von bekannten Institutionen kommt – eine Information zur Ozeanographie zum Beispiel von *whoi.edu* (Woods Hole Oceanographic Institute) und zur militärischen Sicherheit

in den USA von *.mil* (US Militär) sprechen für eine gewisse Kompetenz des Nutzers oder der Nutzerin. Domains, die unentgeltlich zugänglich sind, können so auf die finanzielle Situation des Nutzers verweisen wie *cleveland.freenet.edu*. Domains können für den Nutzer einen besonderen Status bedeuten, in denen kommerzielle Massendienste wie *Prodigy* und *America Online* einen geringen Wert darstellen:

I have to admit, I do have an account on prodigy, because (sic!) my mom has had it for a few years, and it was free for me, I never use it though, it's embarrassing [...] I think I'd be the same way if I had AOL, I would be embarrassed to post or reply or just be seen anywhere with a loser@aol.com address. I guess it just seems that they are so stupid .. – alt.2600” (Donath 1999, 36)

Accounts bei Institutionen – wie Schulen oder Universitäten – sind meist weniger privat als kommerzielle, da der Name des Nutzers in der Organisation bekannt ist, und Fehlverhalten zu direkten Konsequenzen führen kann. Einige Studenten haben ihren Zugang verloren, da sie gegen die Regeln der Institution verstoßen haben (Donath 1999, 37). Neben den Ländercodes wie *.us* oder *.de* usw. können verschieden Anhängsel auf die Zugehörigkeit zu einer Organisation oder Community hinweisen: In den USA ist *.edu* ein Hinweis auf eine Bildungsinstitution, *.com* bezeichnet einen kommerziellen Anbieter, non-profit Organisationen sind mit *.org* gekennzeichnet. Anonyme Remailer Adressen können diese Art der Identifizierung unmöglich machen, stoßen im Netz aber häufig auf negative Reaktionen. Der Name des Accounts ist ein wichtiger – aber dennoch eingeschränkter – Hinweis auf die Identität des Nutzers.

In der Online-Gemeinschaft WELL wurde die Benutzererkennung zur Verhinderung von Anonymität benutzt, denn nur so schien die positive Atmosphäre Bestand zu haben. Jeder musste seine Beiträge mit seiner echten Benutzererkennung versehen. Pseudonyme konnten zwar verwendet werden, wurden aber bei jeder Nachricht mit der wirklichen Benutzererkennung verbunden. Dies wurde als soziale Regel in die Software fest mit eingebaut (Rheingold 1994, 67). In manchen Chat-Channels besteht die Möglichkeit, den Nickname mittels einer Chiffrenummer zu verschlüsseln – so zum Beispiel in Channel *Blind Date* innerhalb *Metropolis*. Die Benutzung von Chiffres wird dort allerdings stark angefeindet und die Aussagen über die Verwendung von Chiffrenummern sind durchweg negativ konnotiert. Die Identifizierung des Chatters über den Nickname, der ja auch eine gewisse Anonymität darstellt, scheint für die Unterhaltung von zentraler Wichtigkeit, um eine Vorstellung des Gegenübers entwickeln zu können (Gallery 2000, 83). Die

Namenswahl wird somit zur zentralen Selbstdarstellungs-Requisite (Döring 2000, 197).

Der Inhalt einer Nachricht kann ebenfalls in vielfältiger Hinsicht aufschlussreich sein: Er kann direkte Hinweise auf Name, Alter, Geschlecht geben und gleichzeitig durch den Gebrauch der Sprache indirekte Hinweise erzeugen.

Viele Elemente, die in der face-to-face Kommunikation eine zentrale Rolle spielen, existieren in der Online-Kommunikation nicht. Der Klang der Stimme, Körpersprache und Augenkontakt im Gespräch herzustellen, sind Faktoren, die besonders den ersten Eindruck von einer Person sehr stark mitgestalten. Da die Umgebung in der Kommunikation immer eine wichtige Bedeutung hat, ist die Online-Kommunikation auf das Internet als Rahmen angewiesen. So ist in dieser Umgebung ein verständnisvolles Nicken, um Zustimmung auszudrücken, nicht einfach möglich. Vielen Nutzern erscheint die Atmosphäre kühler als andere Kommunikationssituationen. Wallace führt diesen Effekt auf die fehlenden Zustimmungen zurück, die Verständnis ausdrücken, eine positive Kommunikationsatmosphäre schaffen und Konflikten vorbeugen können (1999, 16). Die zeitliche Verzögerung in der asynchronen Online-Kommunikation (z. B. Email oder Diskussionsforen) trägt zusätzlich zur sachlichen Atmosphäre bei.

Verschiedene Studien zeigen, dass in der Schriftsprache nicht dieselben Reaktionen verzeichnet werden können, wie im Gespräch:

We don't just *appear* a little cooler, testier, and disagreeable because of the limitation of the medium. Online, we appear to be less inclined to *perform* those little civilities common to social interactions. Predictably, people react to our cooler, more task-oriented impression and respond in kind. Unless we realize what is happening, an escalating cycle begins. The online group members *could* have typed simple phrases to express more agreement and to release tension if they had realized the importance of such utterances to the impression they were making and to the group's functioning. (Wallace 1999, 17; kursiv im Original)

Die emotionale Intelligenz, die in sozialen Interaktionen zum positiven Verlauf eines Gesprächs einen großen Beitrag leistet, ist bei der Online-Kommunikation weniger aktiv. Aus diesem Vakuum entstanden die Emoticons. Zusätzlich werden linguistische Weichmacher verwendet (im Deutschen etwa: ich hasse ihn *nicht wirklich*). Viele der verwendeten Abkürzungen – wie etwa IMHO (*in my humble opinion*) oder BTW (*by the way*) – haben ebenfalls die Funktion eine sachliche

Nachricht weniger brüsk zu machen. Neben der Email-Kommunikation gibt es in synchronen Kommunikationsformen, wie den Chats, mehr Möglichkeiten Emotionalität einzubringen. In MUDs können die Spieler sogar verschiedene Befehle nutzen, um in der Interaktion zu „sprechen“, zu „schreien“ oder zu „flüstern“. Wenn Avatars benutzt werden, gibt es meist eine Funktion, die eine Figur „glücklich“ (sie tanzt dann) oder „wütend“ (schüttelt mit der Faust) sein lässt.

Impression management spielt bei der Darstellung der eigenen Identität im Internet eine große Rolle. Klassische Statussymbole kommen bei textbasierter Kommunikation nicht zur Geltung. Der erste Schritt einen bestimmten Eindruck zu erzeugen, gelingt über den Nickname, also das Kürzel mit dem eine Person in eine Kommunikationssituation eintritt. Die meisten Nutzer bleiben dauerhaft bei ihrem Nickname: „They establish an online persona and work on the self-presentation of that identity rather than jumping from online skin to skin.“ (Wallace 1999, 29) Persönliche Homepages werden meist ebenfalls zur soliden Darstellung der eigenen Person genutzt. Einige dienen als Plattform für bestimmte Informationen, andere sollen die Arbeitsleistung im computertechnischen Bereich darstellen. Fast immer stellen die gestaltenden Personen jedoch auch ihren Lebenslauf und Informationen zu ihrer Person ins Netz:

A key feature is that they move in the opposite direction of what cyberspace postmodernists claim; rather than fragmenting the self, personal home pages are attempts to integrate the individual, make a personal statement of identity, and show in a stable, replicable way what the individual stands for and what is deemed important. (Wallace 1999, 33)

Das Internet bietet vielfältige Möglichkeiten mit Identitäten zu experimentieren. Besonders in westlichen postindustriellen Ländern sind verschiedene Lebensstilgruppen und Karriereoptionen ständig verfügbar und so das Neuverhandeln der Identität zu einem Teil der Lebenserfahrung geworden. Nicht nur in der Jugend führen Identitätskrisen zu intensiven Auseinandersetzungen und eventuellen Neudefinitionen von Lebenszielen. Für viele Nutzer hat besonders das Erfahrungen sammeln mit alternativen Identitäten im Netz eine große Attraktivität. Es ist einfacher und kostet weniger Überwindung in einem Chat mit schwulen Männern und lesbischen Frauen Erfahrungen auszutauschen, als in eine stadtbekanntes Schwulenbar zu gehen. Zusätzlich zieht es kaum Konsequenzen nach sich, mit einer alternativen Identität im Netz zu experimentieren. Wird die Diskussion zu heiß, kann das Gespräch einfach abgebrochen werden.

Das Internet wird in diesem Zusammenhang als *identity laboratory* bezeichnet, in dem sich zahlreiche Spieler, Bühnen und ein Publikum für persönliche Experimente finden (Wallace 1999, 48). Einige Autoren sprechen auch von der Möglichkeit der Simulation: Identitäten werden nicht nur konstruiert, sondern simuliert.

Textvermittelte Kommunikationsräume können somit als „Hyperrealitäten“ interpretiert werden, in denen das Fiktive immer weniger vom Realen unterscheidbar ist (Baudrillard 1988, 18). Der futuristische Cyborg-Diskurs geht dann auch von einer Hybridisierung von Natur und Technik aus und stellt die Frage inwiefern wir überhaupt „natürliche“ – also untechnisierte – Körper antreffen (Döring 1999, 231). Weniger futuristisch als der anthropologische Cyborg-Diskurs nimmt sich der psychologische Ansatz von Bruckman (1992) und Turkle (1995) aus, der die Internet-Szenarien als Bühnen zur Selbstdarstellung sieht. Hier kann das Subjekt seine vielfältigen Facetten ausdrücken und ausleben, was der Persönlichkeitsentwicklung durchaus zugute kommen kann. Turkle nennt das Beispiel einer jungen Frau, die das schwierige Verhältnis zu ihrer eigenen Mutter in einem realen Rollenspiel aufarbeitet, in dem sie selbst die Rolle einer Mutter übernimmt – solche Erfahrungen seien in Online-Rollenspielen in vielfältiger Weise möglich (1998, 302ff).

Identitätsmerkmale wie etwa Rasse, Geschlecht oder Hautfarbe, die in der face-to-face Kommunikation bedeutend sind, sind in der körperlosen Welt des Internet nicht direkt wahrnehmbar. Vorurteile und Stereotype oder auch die Zuweisung bestimmter Eigenschaften aufgrund von äußeren Merkmalen entwickeln sich so nicht im üblichen Sinn. Während physische Kennzeichen online fehlen, findet sich trotzdem eine *racial identification* (Burkhalter 1999, 61). Viele Diskussionsgruppen beschäftigen sich ausschließlich mit Themen wie der Hautfarbe und der rassischen Zugehörigkeit. In den von Burkhalter untersuchten Foren kategorisieren die Diskussionsmitglieder sich selbst nach den gängigen Kriterien (African American, Chinese, European American, White, Latino usw.), benutzen aber ebenfalls Slangwörter (*sell-out, banana, brother*).⁷⁵ Burkhalter bestreitet, dass es sich im Hinblick auf die Identität bei Online-Interaktionen um einen *ambiguous social space* handelt

⁷⁵ Der Fokus von Burkhalter lag auf drei Newsgroups in soc.culture mit den Adressen soc.culture.african.american, soc.culture.jewish und soc.culture.mexican.american (1999, 61).

(1999, 62): „Reading a thread titled ‚All niggers must die’ brought with it no ambiguous social space“ (1999, 62). Allerdings besteht weiterhin eine generelle Unsicherheit bei rassischen Klassifizierungen, denn: „Certainty of racial identity offline or online is always contingent – absolut proof is not available and rarely necessary“ (Burkhalter 1999, 62)

Der Körper als Referent wird in der Online-Kommunikation durch die Adresse und den Text der Nachricht ersetzt. Während keine Sicherheit in Fragen der rassischen Identifizierung in irgendeiner Art von Kommunikation besteht, verändert das Medium den Gebrauch von rassischer Identität. So kann die durch inhaltliche Äußerungen vertretene Perspektive gerade in Bezug auf Themen, die mit Rasse zu tun haben ein Hinweis auf die Identität des Autors oder der Autorin geben:

One consequence is that any discrepancy between author’s perspective and author’s stated identity may be resolved by adjusting the identity to fit the perspective. In offline interaction, individuals may use another’s racial identity to make assumptions about their perspectives, beliefs or attitudes. Online interaction uses an individual’s perspectives, beliefs and attitudes to make assumptions about the individual’s racial identity. (Burkhalter 1999, 62)

Die Grundannahme in Burkhalters Aufsatz, die auf eine klassische Unterscheidung zwischen ethnischer und rassischer Zugehörigkeit zurückgeht, scheint im Netz nicht mehr zu gelten:

Ethnicity is based upon cultural markers of membership, such as language, religion and countless symbols such as clothing, holidays, music, literature, tattooing, and so on, whereas race is marked by heritable phenotypes. (Zitiert nach Burkhalter 1999, 60).

Kulturelle Elemente bezeichnen Ethnizität, phänotypische Elemente rassistische Zugehörigkeit. Da letzterer Aspekt in der Online-Kommunikation nicht erkennbar ist, wird rassistische Zugehörigkeit dort ebenfalls über *cultural markers* transportiert. Deshalb können nach Burkhalter Bezeichnungen wie *sisters*, verwendet für African American women als Authentizitätsbeleg verwendet werden. Hierbei handelt es sich um eine kulturelle Referenz. In Burkhalters Analyse finden sich viele Hinweise darauf, inwiefern Hautfarbe und ethnische Zugehörigkeit im Netz thematisiert werden, seine Folgerungen aus dem Inhalt bestimmter Nachrichten auf die Identität des Autors oder der Autorin sind jedoch kaum mehr als Vermutungen.

Interessanterweise finden sich in den untersuchten Newsgroups häufig *recharacterizations* – die Selbstidentifizierung in einer Nachricht wird von einer anderen Person hinterfragt – um die Ernsthaftigkeit der Mitteilung in Frage zu

stellen. So wird eine Person, die sich selbst als „pro-Black African-American“ bezeichnet, von einem Diskussionsmitglied als „white racist troll“ bezeichnet (Burkhalter 1999, 70). Die Bildung von Stereotypen ist im Netz komplexer, findet aber ebenfalls statt: „Stereotyping in face-to-face interaction follows from an assumed racial identity. Online interaction differs in that the imputation tends to go in the other direction – from stereotype to racial identity.“ (Burkhalter 1999, 73)

Im Gegensatz zur frühen Phase der Internet-Nutzung, in der Enthusiasten davon ausgingen, die Online-Welt wäre ein utopischer Raum, wo sogar Rassismus überwunden werden könnte, ist deutlich geworden, dass Stereotypenbildung und Diskriminierung nur andere Strukturen angenommen haben, keinesfalls aber aus der virtuellen Welt verschwunden sind. Besonders beim Thema Rasse lässt gerade die computervermittelte Kommunikation keine Zwischentöne zu. Es ist entweder kein Thema (weil es als unsichtbares Konzept nicht thematisiert wird und für das Gespräch nicht relevant scheint) oder es ist das zentrale Thema (weil das Konzept thematisiert wird und sofort engagierte Debatten auslöst) (Kolko u. a. 2000, 1). Dabei werden politische Fragen oft zu persönlichen *ad hominem* Attacken, die in der Struktur des Mediums begründet sind. Die Bemerkung „[...] that race is a social construct rather than a biological or genetic fact“ führt in einer Listserv Gruppe dann auch nicht zu einer Diskussion, in der Fakten und Interpretationen abgewogen werden, sondern zu einem zunehmend an Niveau verlierenden Flame-War, verbunden mit Beschimpfungen der Autorin „[...] as a dangerous relativist who didn't believe in the real world, a politically correct deconstructionist spouting false ‚fringe‘ theories, and a raving lunatic who thought that a white couple could produce a baby with brown skin and epicanthic folds.“ (Kolko 2000, 2)

Verschiedene Studien belegen, dass besonders die Darstellung der Identität oft mit dem Gebrauch der Sprache verbunden ist. Mark Warschauer untersucht in einer Studie mit Sprach-Studenten an der University of Hawaii die Verbindung zwischen der hawaiianischen Sprache und dem Gefühl der Studenten für ihre Identität als Hawaiianer. Das Internet wird dabei als „Revitalisierungselement“ für die Sprache benutzt. Warschauer sieht einen „Techno-Universalismus“, der zu einer Art Online-Nationalismus führt. Cyber-Englisch und in den virtuellen Gemeinschaften verborgene rassische Konnotationen missachten die Identitäten der Mitglieder. Die

Globalisierung betont auf der einen Seite die Rolle des Englischen als eine internationale *lingua franca*. Auf der anderen Seite verstärkt computervermittelte Kommunikation im Internet den Trend zu multiplen subjektiven Identitäten, der durch vielfältige Einwanderung, Mischehen usw. bereits eingeleitet ist.

Relokalisierungen schaffen im Internet Raum für lokale Sprachen. So kann die englische Sprach-Hegemonie untergraben werden. Hawaii ist mit seinem *multiracial ethnic mix* gewissermaßen ein Vorbote der Strukturen, die sich bald in Kalifornien, Washington, Texas usw. finden werden, wo ebenfalls immer mehr Menschen einen multirassischen Background haben. So hat Warschauer's Fazit für die gesamte USA Relevanz:

Sherry Turkle suggests that the identity question posed by cyberspace is ‚Who am I?‘ If Hawaii is an indication of future trends in America, and I believe it is then ‚we‘ is increasingly someone who uses standard English in certain Internet forums but chooses alternate language or dialects in other online domains, and that the exercise of this choice represents an act of cultural resistance against the homogeneity of a white, monolingual America.” (Warschauer 2000, 168)

Nicht nur über Sprache, sondern auch durch den dargestellten Inhalt werden alte Mechanismen der Diskriminierung in der postmodernen Internet-Welt aufrecht erhalten. Tara McPherson argumentiert in ihrer Untersuchung von *neo-Confederate websites* (von Unterstützern der Südstaaten, die sich selber von Klu Klux Klan und anderen extremistischen Organisationen distanzieren), wie stark selbst unter der Vorgabe, möglichst nicht diskriminierend sein zu wollen, das Bewahren der *Southern heritage* eine sehr selektive – vor allem sehr weiße – Version dieser Vergangenheit bedeutet:

Both proponents and critics of online community and culture have noted the Internet’s ability to free us from physical spaces, propelling us into, alternately, freer virtual spaces or bottomless abysses of placelessness, but the constructions of the cyberrebels illustrate the ways in which virtual life serves instead to forge new (and reactionary) relations to precise geophysical spaces. If these virtual rebels are not willing to abandon the physical South in pursuit of virtual glory, neither do they seem very interested in experimenting with the hybridity of the self. Rather, the neo-Confederates are reformulating identity politics for the cyberrealm, intent on the construction of a fairly unified cybersubject. (McPherson 2000, 129)

Neben rassistischen Identitäten wurde die Auflösung von Geschlechtszugehörigkeiten im Cyperspace immer wieder proklamiert. So in Donna Haraways „Cyborg Manifesto” (1991) – in dem der *postgender* und *posthuman* Cyborg ein hybrides, fließendes, fragmentiertes und vor allem postmodernes Selbst darstellt. Maskerade

und Täuschung, Identitätswechsel und Rollenspiel sind zu zentralen Elementen der Selbstdarstellung im Internet geworden. Während die relativ hohe Anonymität im Netz einen idealen Boden für vielfältige Identitätskonstruktionen bietet, kann sie in sozialen Interaktionen zu einer Schwächung führen, da eine ständige Unsicherheit die Kommunikationssituation begleitet.

6.4.1. Maskerade und Täuschung

Für Sozialpsychologen sind Elemente der Täuschung ein altbekanntes Phänomen. Auch in realen Situationen fällt es schwer, die Täuschung als solche zu erkennen. Wallace berichtet von einer psychologischen Studie mit Polizisten und Zollinspektoren, die vorher schon spezielle Schulungen durchlaufen hatten. Sie sollten bei Videoaufzeichnungen anhand des Gesichtsausdrucks, der Körpersprache, Gesten und sprachlichen Elemente der Aufgenommenen wahre von falschen Aussagen unterscheiden. Sogar mit der speziellen Ausbildung konnten die Teilnehmer nicht viel mehr als raten, welche Aussagen wahr seien. Ironischerweise lagen die Beamten, die sich mit ihrem Urteil am sichersten waren, meistens falsch (Wallace 1999, 50f). Trotzdem gibt es einige Indikatoren für eine Täuschung – wie etwa eine veränderte Stimmlage, langsames Sprechen, extrem kontrollierte Bewegungen. Gerade beim Lügen ist die Konzentration besonders groß. Da allerdings all diese Hinweise nicht-verbaler Art sind, verlieren sie im Internet ihre Bedeutung – Täuschungen sind nicht sichtbar und werden extrem erleichtert. Stereotypen zu nutzen und damit ein bestimmtes Verhalten des Kommunikationspartners zu evozieren, kann ein schwaches hilfreiches Element sein um die Wahrhaftigkeit des Gesprächsinhalts zu ahnen.⁷⁶

Die Täuschung der anderen über die eigene Identität kann für die Getäuschten sehr schädlich sein. Einige Autoren haben sich mit dem Zeichensystem in Kommunikationssituationen beschäftigt und herausgefunden, dass das *handicap principle* sehr aufschlussreich ist. Nach diesem Prinzip gibt es für jede Mitteilung ein optimales Zeichen, das die Asymmetrie zwischen einem ehrlichen und einem

⁷⁶ Auch in der Tierwelt kann Täuschung eine erfolgreiche Strategie sein, die eigene Sicherheit zu erhöhen, oder an Nahrungsmittel zu kommen: „Why don't more harmless butterflies mimic the bad-tasting monarch?“ (Donath 1999, 32).

betrügerischen deutlich macht. So ist zum Beispiel das Verschwenden von Geld ein Zeichen für Reichtum, weil eine arme Person, die vorgibt reich zu sein, kein Geld zu verschwenden hat (Donath 1999, 32). Es handelt sich um Zeichen, die zur Bewertung einer Person beitragen können. Konventionelle Zeichen – wie ein T-Shirt auf dem ein Fitnessstudio genannt wird, als Zeichen für Stärke – sind nicht überzeugend. Zeigt der Träger des T-Shirts gleichzeitig einen breiten Nacken und muskulöse Arme, glaubt man der Mitteilung schon eher. Konventionelle Zeichen sind meist leichter zu erwerben und können so von vielen benutzt werden – damit verlieren sie aber auch ihre Bedeutung.

Maskerade ist ein zentraler Bestandteil vieler Online-Spiele. Die Charakteristika der Online-Welten ermöglichen vielerlei Rollenspiele, Halbwahrheiten, Übertreibungen, besonders wegen der Anonymität und der Loslösung von Konsequenzen. Auch wenn es keine wirkliche Anonymität gibt, bedeutet die physische Distanz zu anderen und die niedrige soziale Präsenz weniger Verpflichtung. Wallace zitiert eine Doktorarbeit, die als zentrale Regel eines kindlichen Rollenspiels die *illusion conservation rule* etabliert: Von den Spielern wird erwartet, dass sie im Spiel bleiben und keine Bemerkung darüber machen, dass die vorgestellte Welt ja nicht echt sei, denn durch solche Störungen wird die Fantasie unterbrochen und verliert ihre Kraft (Wallace 1999, 40). Diese klare Grenze zwischen Spielwelt und realer Welt wird durch die Etablierung von Regeln aufrechterhalten. Diese Regeln erhalten den Spielrahmen gegen Bedrohung von außen. Ähnlich wichtig ist die Einhaltung der Regeln in Spielwelten im Internet. Meist dirigiert das Spiel die Spieler in Richtung der richtigen Verhaltensweisen. Im Gegensatz zu Kindern, die Piraten spielen, können jedoch die Übergänge eines Rollenspiels im Internet fließender sein. Mitspieler im Internet-Rollenspiel können die Regeln missverstehen oder nicht realisieren, dass Spieler von einem Kommunikationsrahmen zum anderen wechseln.

Internet-Rollenspiele werden vielfältig kritisiert. Es wird bemängelt, sie stellten lediglich eine Flucht dar. Andere Autoren kritisieren, Rollenspiele können depressiv machen und seien sogar potentiell gefährlich. Weniger kritische Autoren betonen, wie psychologisch fruchtbar es sein kann, sich mit Grundproblemen des eigenen Lebens auseinander zu setzen und neue emotionale Lösungen zu finden. Die Spielsituation kommt dann dem nahe, was in der Psychoanalyse „Durcharbeiten“

genannt wird (Turkle 1998, 303). Viele MUD-Erfahrungen gehen sogar noch darüber hinaus. Da die Handlung keinen vorgegebenen Endpunkt hat, werden sie zu einem festen Bestandteil des wirklichen Lebens der Spieler. In diesem Sinn sind MUDs sehr evokativ und liefern viel Stoff für die Mühle psychodynamischer Therapieprozesse, allerdings werden virtuelle Gemeinschaften der psychologischen Entwicklung nur gelegentlich dienlich sein.

6.4.2. Kommunikationsprobleme und *Gender Bending*

Kommunikation im Netz ist Kommunikation mit Hindernissen, denn face-to-face Kommunikation besteht nicht nur im Inhalt dessen, was gesagt wird, sondern auch in indirekter Kommunikation, wie Gesten, Körpersprache, Gesichtsausdruck, Erscheinung usw. So kommt es besonders häufig zu Missverständnissen, wenn diese zusätzlichen sozialen Hinweise in der Kommunikation fehlen (Preece 2000, 153).

Zusätzliche Probleme in der Kommunikation entstehen, da keine Sicherheit besteht, mit wem man eigentlich wirklich spricht. Studien haben ergeben, dass auf Männer und Frauen im Netz unterschiedlich reagiert wird. Eine der ersten Fragen, die neuen Gesprächspartnern gestellt wird, ist diejenige nach dem Geschlecht. Wenn sich eine Person als weiblich identifiziert, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie mit Fragen bombardiert wird, unerbetene Aufmerksamkeit erhält und manchmal gar beleidigt wird. Als Konsequenz verheimlichen Frauen oft ihre Identität, um ihre Freiheit in der elektronischen Welt zu behalten (Turkle 1995; Preece 2000, 155). Für manche Personen besteht die Spannung auch einfach darin, die Reaktionen auf ihre neue Identität zu sehen. Sowohl Männer wie Frauen wechseln ihre Identität, diese Praxis wird *gender bending* genannt (Preece 2000). Turkle macht in ihrem Klassiker *Life on the Screen* deutlich, dass Personen eine neue Identität annehmen, um ihre eigene Persönlichkeit zu überprüfen, besonders Aspekte ihres Charakters, die sie in der realen Welt als störend empfinden. Online gibt es zum Beispiel für eine sehr schüchterne Person weniger Risiko sich einmal laut und emotional zu verhalten. Falls die Situation bedrohlich zu werden scheint, kann sie mit ein paar Mausclicks beendet werden (Turkle 1995). Es gibt allerdings Risiken, die besonders mit dem

gender bending verbunden sind: So kann es sehr verletzend sein festzustellen, dass der Online-Freund in Wirklichkeit eine Online-Freundin ist oder andersherum.

Gender bending oder *gender swapping* ist ein Aspekt der Rollenspiele, der oft starke Diskussionen auslöst. Reid hat die Reaktionen in verschiedenen MUDs festgehalten: Einige Nutzer empfinden das Wechseln des Geschlechts als eine klare Verletzung der Ethik und lehnen es ab (Reid 1995 164ff). Obwohl Spieler bizarre Selbstbeschreibungen schaffen und zum Elfen, Drachen, oder zur Amazone werden, werden diese fantastischen Selbstdarstellungen eher akzeptiert als ein Wechsel des Geschlechts. Für Männer scheint es eine attraktive Perspektive zu sein, in Frauenrollen zu schlüpfen, da generell an MUD-Rollenspielen weniger Frauen teilnehmen und diese mehr Aufmerksamkeit bekommen, allerdings auch stärkere Anfeindungen (Wallace 1999, 45). Die fehlende Netzpräsenz von Frauen wird allerdings immer mehr als „Gerücht“ oder „Legende“ abgelehnt. Döring verweist in ihrer Untersuchung auf den „exponentiellen Zuwachs des Frauenanteils“ an der Netzpopulation, sowie auf die Tatsache, dass sich unter den Netzneulingen heute bereits mehr Frauen als Männer befinden (Döring 2000, 185). Anstatt den Netzzugang von Frauen von vornherein als Problem zu konstruieren, halten es viele „netzaktive Feministinnen“ für angebrachter, Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem Medium zu unterstreichen. Netzaktive Mädchen und Frauen identifizieren sich als „webgrrls, geekgirls, netchicks, technowhores, bitwitches“ oder „ceiberweiber“ (Döring 2000, 185). Der Cyberfeminismus distanziert sich von der differenzfeministischen Vorstellung, Computer und Computernetzwerke seien tendenziell destruktive, männliche Technologien, die quasi aus der Außenperspektive zu kritisieren wären. Cyberfeministinnen geben sich selbstironisch und poetisch, sie nutzen wissenschaftliche Theorien, Pop-Kultur und ihr intimes Verhältnis zur Technik, um die macht- und geschlechtsbezogenen Implikationen von Computernetzwerken als aktiv Beteiligte zu untersuchen (Döring 2000, 186). Trotzdem belegen viele Studien, dass hinsichtlich geschlechterspezifischer Partizipation an Computernetzwerken in den Dimensionen Zugang, Nutzung und Weiterentwicklung Frauen und Mädchen unterrepräsentiert sind. Viktimisierung nimmt in den Darstellungen von Frauen viel mehr Raum ein als Empowerment.

Einige Männer nehmen weibliche Charaktere an, um Erfahrungen zu machen „what it feels like to be a woman“ – und sind erstaunt darüber wie schnell aus Bewunderung und netter Konversation brutale Beschimpfung werden kann (Wallace 1999, 45). So schreiben auch Mandel und Van der Leun in ihren *Rules of the Net: Online Operating Instructions for Human Beings* (1996): „You are allowed to change your sexual orientation or gender. At will or just for fun. But be prepared to suffer the consequences.“ (Zitiert nach Wallace 1999, 46) Besonders interessant ist, dass Mandel selbst eine eindeutige Erfahrung mit *gender swapping* gemacht hat. Er war eines der Opfer von „Mark Ethan Smith“, einer Frau mittleren Alters im realen Leben, der/die Mandel in The WELL als Sexisten beschimpft hat bis sein/ihr Account auf grund exzessivem *flaming* gesperrt wurde (Wallace 1999, 46).

Eine weitere ausführlich diskutierte und veröffentlichte Geschichte ist die Joan/Alex Schimäre: Alex war ein New Yorker Psychiater, der den Nickname *Shrink, Inc.* in einem CompuServ Chat benutzt hat, um Online-Gespräche mit Frauen zu führen, die davon ausgingen, es handle sich um einen weiblichen Psychiater. Überrascht von der Intensität der Gespräche schuf er eine zweite Persona Joan, als behinderte Person, die aber dank ihrer Kraft und Stärke alle Schwierigkeiten überwinden kann und starke soziale Beziehungen aufbaut. Neben intensiven Gesprächen, experimentierten einige Frauen mit lesbischem *netsex*. Als einige Gesprächspartnerinnen darauf bestanden Joan real zu treffen, musste die Charade beendet werden. Alex erfand die Geschichte einer schweren Krankheit und damit zusammenhängend eines Krankenhausbesuchs. Online-Freunde wollten Joan daraufhin Blumen ins Krankenhaus schicken und ihre Sympathie bezeugen und fanden so heraus, dass es keinen Krankenhausaufenthalt gegeben hatte. Nach der Aufdeckung dieser Geschichte war die Rede von Verrat, die Reaktionen insgesamt vielfältig und komplex. Alex wurde nicht nur zum Vorwurf gemacht, dass er den Charakter nur erfunden hatte, um intime Selbstdarstellungen anderer Frauen zu hören, sondern auch um lesbische Erfahrungen zu machen. Die meisten Gesprächspartnerinnen sahen ihr Vertrauen missbraucht (Wallace 1999, 46f).

Gender bending ist nicht so einfach wie es klingt, denn Personen geben in der Kommunikation mehr über sich preis als sie beabsichtigen. Frauen tendieren zum Beispiel dazu, ihre Kommentare vorsichtiger zu formulieren, selbstkritischer zu sein,

sich eher zu entschuldigen und sie verwenden mehr Adjektive in ihren Sätzen (Tannen 1990; 1994). Demzufolge kann der linguistische Stil das Geschlecht einer Person verraten. Untersuchungen zu textueller Kommunikation legen nahe, dass gerade Emotionen sehr typisch übertragen werden – sowohl semantisch, wie auch syntaktisch. So vermeiden Frauen Kritik in der Email-Konversationen zum Beispiel in dem sie sie als Frage in einer defensiven Form umformulieren: „This may be a naive question, but ...“ (Preece 2000, 156).

6.5. Soziale Beziehungen online

Für funktionierende Kommunikation ist eine gemeinsame Basis besonders wichtig. Das gemeinsame Verständnis für Begriffe, Prozesse und Verhaltensweisen bietet einen *common ground* auf dem das Gespräch basiert. Der Prozess des *grounding* – die Etablierung einer gemeinsamen Basis – ist besonders wichtig, da er von Situation zu Situation variiert. Er ist durch das Kommunikationsmedium und durch die Kommunikationsaufgabe beeinflusst. Nur so kommen die Gesprächsteilnehmer zu der Einsicht, dass sie ein gemeinsames Verständnis von Dinge besitzen. Wenn also ein Teilnehmer von „seinen Hunden“ spricht, ist klar, dass die beiden vor dem eigenen Kamin liegenden Tiere gemeint sind und nicht etwa die eines Nachbarn drei Häuser weiter. In realer Kommunikation kann dieser Prozess durch Mimik und Gestik unterstützt werden – zum Beispiel bestätigt Nicken dem Gesprächspartner das Verständnis des eben Gesagten. Die Kommunikation online ist nicht nur insofern schwieriger als die Gesprächspartner im Normalfall nicht sichtbar sind, sondern zwischen einem Gesprächsbeitrag und der Antwort oft Zeit vergeht – es handelt sich nicht um simultane Kommunikation, sondern um asynchrone, wie zum Beispiel bei Emails. Die fehlende soziale Präsenz muss in der Online-Kommunikation durch besonders häufiges Nachfragen, oder durch effektives Kommentieren kompensiert werden, da keine Gesten die Kommunikation unterstützen können. Deshalb können sogenannte *cross-postings*, die eigentlich irrelevante Themen einführen, einen stimulierenden Effekt auf die Kommunikation in Newsgroups oder Chats haben. Die Gesprächspartner müssen sich erneut gegenseitig ihrer gemeinsamen Basis versichern und damit das *cross-posting* als irrelevante Bemerkung ausschließen (Preece 2000, 171). Gelingt es einen *common ground* zu etablieren und werden die

möglichen Kommunikationsprobleme umgangen oder überwunden, kann es im Netz durchaus zu intensiven sozialen Kontakten kommen.

Mit dem Zugang zu Email, Bulletin Boards, Chats und anderen Online-Kommunikationsformen vervielfältigten sich die Möglichkeiten sozialer Kontakte stark. Gerade im Prozess der Individualisierung moderner Gesellschaften, in dem die Kontakte und Verbindungen durch traditionelle Mechanismen wie Verwandtschaft, soziale Nähe usw. immer schwächer werden, suchen mehr und mehr Menschen Unterstützung und Zusammenhalt online. Wellman und Gulia berichten, dass viele Online-Beziehungen *strong ties* entsprechen, weil sie sich durch Dauerhaftigkeit, freundschaftlichen Kontakt und Reziprozität auszeichnen (1999, 353). So berichten Gesprächsteilnehmer, dass ihre engsten Freunde Mitglieder ihrer elektronischen Gruppe sind, die sie selten oder noch nie gesehen haben. Um so mehr Zeit Menschen online Kontakte pflegen, um so stärker werden auch ihre Verbindungen (Wellman und Gulia 1999, 353).

Es scheint aber auch möglich, dass das Internet bereits bestehende starke Verbindungen noch zusätzlich stützt, dagegen aber schwache Verbindungen nicht in starke umwandeln kann – nach Preece ist dafür dauerhafte face-to-face Interaktion nötig (2000, 22). Viele Schwierigkeiten entstehen daraus, dass Personen die schwachen Verbindungen – also oberflächliche Kontakte – die aus den Treffen im Internet resultieren, für starke Verbindungen halten. Denn nur starke Verbindungen bieten vielfältige soziale Interaktionen und in Krisenzeiten Unterstützung. So schreibt Friedman „[...] rather than creating new kinds of communities, this technology often just creates a false sense of connection and intimacy“ (1997, 377) Preece zitiert verschiedene Studien, die den Zusammenhang zwischen dem Gebrauch des Internet und dem engsten sozialen Umfeld untersuchen:

[...] greater use of the Internet was associated with small, but statistically significant declines in social involvement as measured by communication within the family and the size of people's social networks, and with increases in loneliness, a psychological state associated with social involvement. Greater use of the Internet was also associated with increases in depression. (Preece 2000, 21)

Eine mögliche Erklärung in dieser Verschiebung ist, dass der Gebrauch des Internet Zeit kostet, die vorher mit sozialen Aktivitäten verbracht wurde. Eine ähnliche Erklärung wurde immer für die negativen Effekte des Fernsehens verantwortlich gemacht.

Die in sozialen Gruppen verbrachte Zeit ist ein wichtiges Kriterium für ihre Dauerhaftigkeit und Stabilität. Sowohl elitäre Clubs, wie subkulturelle Gruppen oder eben MUDs nutzen ähnliche psychologische Grundrezepturen um eine stabile Gruppenstruktur mit starken Gefühlen der Zugehörigkeit und Loyalität zu schaffen. Dazu gehören Symbole, die die Zugehörigkeit zur Gruppe demonstrieren, Initiationsriten, bestimmte Einstiegsbedingungen und eben die Investition von Zeit. Dauerhaftigkeit und soziale Struktur hängen zusammen und werden oft als Schwäche der Online-Verbindungen gesehen: „the lack of social cues“ und „the transitory nature of so many online interactions“ (Wallace 1999, 55). Gerade die Schnelligkeit mit der Foren in Netz entstehen, aber auch wieder aufgegeben werden, spricht für diese Einwände. So liegt eine Unzahl von Mailing Listen eigentlich brach. Eine Mail an eines dieser Fossile wird oft Ewigkeiten nicht beantwortet – oder mit der erstaunten Bemerkung. Was die Liste gibt es noch? Eine ähnliche Entwicklung trifft viele Newgroups, Chat-Räume oder Diskussionsforen.

Für einige Nutzer führen die Verbindungen mit ihren Online-Gesprächspartnern zu tieferen Beziehungen, als ihre Kontakte zu Real Life Gruppen. Tom Mandel, der als Teilnehmer an The WELL bereits zitiert wurde, äußerte sich über seine Online-Erfahrungen kurz vor seinem Tod folgendermaßen:

I could start off by thanking you all, individually and collectively, for a remarkable experience, this past decade here on the WELL. For better or worse – there were a lot of both – it has been the time of my life and especially great comfort during these past six months. I'm sad, terribly sad, I cannot tell you how sad and grieved I am that I cannot stay to play and argue with you much longer... . (Wallace 1999, 57)⁷⁷

Viele Mitglieder in Online-Gruppen machen sich über die Struktur der Verbindungen Gedanken. So auch Eric A. Hochman, ein Mitglied einer anderen frühen Online-Community namens ECHO (East Coast Hang Out):

I started thinking about this when, for about the thousandth time since I've been online, someone said to me (in reference to ECHO) "Those people aren't real!" And while I would argue the point, I think ECHO is, in some ways, its own separate little world, one with its own mythology, jargon, and social order; in other words, it has its own culture. An interesting one, because rather than it being an external thing that we adapt to, or have imposed on us, we're collectively creating it, here and now, as we post. (Zitiert nach Wallace 1999, 57; Shirky 1995)

⁷⁷ Mandels Mitteilung wurde aufgezeichnet in K. Hafner: „The epic saga of the Well“. *Wired*, May 1997.

Ein weiteres zentrales Element der Gruppe, die Konformität der Mitglieder, steht in der Online-Umgebung zur Debatte: „A tempting conclusion is that there is something about the computer-mediated communication environment that reduces our tendency to conform to unanimous group position, physical presence being one of them.“

(Wallace 1999, 61) Bei dieser verringerten Tendenz zur Konformität spielt nicht nur die physische Abwesenheit der anderen eine Rolle, sondern auch die Abwesenheit von Statussymbolen und die größere Möglichkeit zur Anonymität.

Jedoch haben sich auch im Netz bestimmte Konventionen etabliert, die zu Konformität führen. Als Beispiel kann hier die linguistische Ähnlichkeit der meisten Emails dienen. Auch die Hinweise der üblichen *netiquette* – zum Beispiel das Hinterlegen einer Mitteilung zu Verhaltensweisen an der Eingangstür – trägt dazu bei, dass vor allem Neuankömmlinge wichtige Regeln kennen. Soziale Konventionen sind in der Online-Umgebung häufiger schriftlich festgehalten als im realen Leben. So treffen wir beim Einkaufen nicht auf eine Liste der üblichen Verhaltensweisen im Laden. Da andere Personen bei der Ausführung üblicher Verhaltensweisen beobachtet werden können, spielt die schriftliche Ausformulierung keine Rolle. Durch die lebenslangen Erfahrungen in einer bestimmten kulturellen Umgebung lernen wir die richtigen Verhaltensweisen. Abweichendes Verhalten führt im Netz zu Reaktionen unterschiedlicher Art – diese reichen von einer milden Korrektur des benutzen Unworts zu wortreichen Attacken auf den Verschicker der Nachricht. Trotz Anonymität herrscht soziale Kontrolle.

6.5.1. Kontrolle

Im Zusammenhang mit den vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten des Internet wird die Frage einer zentralen Kontrollinstanz diskutiert. Die US Regierung hat mit dem *USA Patriot Act* (2001) auch die Überwachung des Internet verschärft. So soll die Vernetzung von anti-demokratischen Organisationen stärker überwacht werden. Im Zusammenhang mit den Online-Communities wird jedoch nicht nur die Kontrolle von außen, sondern auch das Überwachen der Kommunikationsstrukturen und des Tons von Mitgliedern der Gemeinschaften diskutiert.

Moderatoren und Mediatoren überwachen die Communities. Die Hauptaufgabe dieser Gruppe ist das Verhindern von *flames* – aggressive Attacken gegen einzelne. Ein weiteres Problem für viele Gruppen ist der Umgang mit *junk mail* auch *spam* genannt – *spam* ist ein minderwertiges Frühstücksfleisch („spiced ham“).⁷⁸ Außerdem leisten die Moderatoren die Arbeit des Aktualisierens, Verwaltens und Ordnen des Materials.

In den MUDs mit Abenteuerspielebenen herrscht eine strenge Hierarchie, die von der technischen Macht bestimmt wird – diese geht oft mit sozialer Macht und Verantwortung einher. Die Person mit der stärksten Kontrolle über das System ist diejenige, die das MUD Programm verwaltet. Sie hat Zugang zu allen *computer files* im Programm, kann sie modifizieren und ist der „God of the MUD“ (Reid 1999, 109). Die Nutzer haben eine sehr geringe Kontrolle – sie können die MUD-Oberfläche eben nur nutzen. Viele soziale MUDs sind weniger hierarchisch. Computergestützte Kommunikationssysteme wurden lange als Befreiung von sozialen Einschränkungen gefeiert. Von einigen Autoren wurde in den 1980er Jahren festgestellt, dass die Nutzer sich freier und spontaner verhalten als in face-to-face Begegnungen. Keineswegs funktionieren die MUDs ohne soziale Regeln, sie scheinen nur weniger offensichtlich als im täglichen Leben. Eine bereits länger anhaltende Diskussion, dreht sich um den Aufbau einer Netzensur, die teilweise durch (künstlich) intelligente Agenten mit Überwachungsfunktionen gewährleistet werden soll (Turkle 1998, 403). Aus Foucaults Sicht wäre der entscheidende Faktor nicht der, wie oft die Agenten eingesetzt oder ob tatsächlich Zensurmaßnahmen ergriffen würden. Entscheidend wäre vielmehr das Wissen um die jederzeit bestehende Möglichkeit einer Zensur.

Das Gefühl der gewährleisteten Sicherheit bei Online-Interaktionen hängt nach Reid auch mit der großen räumlichen Distanz zusammen und ganz wesentlich mit dem Eindruck, nichts, was im Netz geschieht, könne das reale Leben beeinflussen: „There seems little chance of a virtual action being met with an actual response“ (Reid 1999, 113). Für viele Nutzer sind die Bereiche virtueller und realer Interaktionen jedoch nicht mehr zu unterscheiden. Dann hat ihre Kommunikation im Netz großen Einfluss

⁷⁸ Andere Quellen nennen als Ursprung des Begriffs die TV Show „Monty Python“, in der die Kommunikation durch das unsinnige Wiederholen von spam, spam, spam unterbrochen wurde (Döring 1999, 66).

auf Handlungen im Real Life. So wurde *Ash*, das berühmte Suizid-Forum im Netz zu einem „Zerrspiegel aller hochfliegenden Internet-Visionen von Freiheit und Autonomie, denn hier schlägt die Achtung des freien Willens in Gefühllosigkeit um und Selbstbestimmung in Destruktion“ (Zekri 2003, 11). Nachdem die Reaktionen auf einen angekündigten Suizid (des 17jährigen schwer depressiven Patrick Marks aus Lawrence, Kansas) von Glückwünschen bis zu Wetten auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs reichten, haben sich diese Foren eine Reputation als Psychokabinette eingetragen. Hier finden sich makabere Methoden-Diskussionen, in denen die Wirkung von Kohlenmonoxid mit anderen verglichen wird, Informationen über Strangulierungen und Bezugsadressen für Gift, Gas oder Waffen. Der Selbstmord wird hier als Ausdruck individueller Freiheit gefeiert und nicht als Symptom einer schweren, aber oft heilbaren Krankheit erkannt – was die vielfache Forderung nach Verbot aller Suizidforen nach sich zog. Allerdings werden in Deutschland bisher fünf Selbstmorde mit Internetforen in Verbindung gebracht (von 11 000 Fällen im Jahr) (Zekri 2000, 11). Die Diskussion um das Verbot von Suizidforen zeigt sehr deutlich, wie schwierig und polarisiert die Frage nach der Kontrolle des Internets ist. Denn gleichzeitig ist schwer messbar, wie viele Leben vielleicht durch intensive Gespräche mit anderen Betroffenen in den Foren und die Vermittlung von Hilfsangeboten gerettet wurden.

Nach Foucault wird das Phänomen eines sozialen Körpers nicht durch Konsens geschaffen, sondern durch Ausübung der Macht über konkrete Körper. Reid bezieht diese These auf die besonderen Bedingungen der vorgestellten Abenteuerwelten in MUDs: „There, it is the virtuality of power of the virtual world operating upon imagined bodies of individual users that creates the social body of which they are a part“ (Reid 1999, 121). So spielt die Kooperation durchaus eine Rolle, denn viele der bedrohlichen Monster können mit gemeinsamen Anstrengungen einer Gruppe von Nutzern leichter in die Flucht geschlagen werden. Die Notwendigkeit der Zusammenarbeit wurde so in die Struktur vieler Spiele mit eingebaut. Allerdings sind in unterschiedlichen MUDs soziale Systeme integriert, die das jeweils entsprechende Verhalten belohnen. In den sozialen MUDs bedeutet ein hoher Grad an sozialer Interaktion Erfolg, und die Kooperation basiert auf einer *hierarchy of popularity*; in den Abenteuer-MUDs beruht sie dagegen auf einer *hierarchy of*

strength (Reid 1999, 131). Eine Homogenisierung der Nutzer findet statt – wie in anderen sozialen Systemen auch.

Beim Versuch, sein MUD aus der Kontrolle der Wizards zu lösen, machte Pavel Curtis mit seinem LambdaMOO eine einschneidende Erfahrung. Im Dezember 1992 verschickte er eine Email in der die neue Rolle der Mediatoren beschrieben war:

We wizards would just become technicians and leave the moral, political, and social rudder to 'the people'. In the metaphor of that message, I was throwing the baby bird of LambdaMOO society out of the nest of wizards as mothers; in hindsight, I forced a transition in LambdaMOO government, from wizardocracy to anarchy. (Zitiert nach Wallace 1999, 72)

Einige Zeit später begann die Community sich aufzulösen und heftige Kontroversen brachen aus. Curtis hatte die Kontrolle der Wizards aufgehoben, aber keine neue Instanz geschaffen. Später versuchte Curtis mit einem Petitionssystem eine Art demokratische Grundstruktur in die Gemeinschaft zurückzubringen. Auch das Petitionssystem scheiterte, weil immer wieder Polarisierungen in der Gruppe stattfanden, die die endgültige Abstimmung verhinderten.

Shirky macht in *Voices from the Net* (1995) deutlich, warum viele Gespräche im Netz so stark polarisiert werden:

The greatest loss in public discourse on the net is the loss of moderate voices. In many public political forums, it is almost impossible to develop and refine ideas of real political complexity because there are a spate of constant challenges from extremes. For instance, people who want to reform welfare have a difficult time talking without being attacked by those wanting to abolish it altogether. (Shirky 1995; zitiert nach Wallace 1999, 74)

In demokratischen Gesellschaften entscheiden meist Gruppen, um die potentiellen Extreme eines Individuums auszugleichen – Kommissionen und Ähnliches. Seit den 1960er Jahren haben sozialpsychologische Studien zu diesem Thema jedoch belegt, dass gerade durch die Diskussion die Gruppe eher bereit ist eine extreme Entscheidung zu treffen, als die an der Entscheidung beteiligten Individuen es tun würden (Wallace 1999, 75).

6.5.2. Gruppenstrukturen

Um das soziale Kapital in Gruppenstrukturen zu eruieren ist es nach Putnam nötig, die Netzwerke zivilen Engagements in einer Gemeinschaft zu betrachten. Putnam

fokussiert dabei allerdings sehr stark auf die Beteiligung an organisierten Gruppen, wie etwa Gesangsvereine oder Bowlingligen. Ein großer Unterschied zwischen Putnams Beispielen zivilen Engagements und den virtuellen Aktivitäten ist die gemeinsame physische Aktivität (wie das Singen oder Bowlen), die im Netz nur in veränderter Form möglich ist (nämlich durch das Medium). Einige Autoren gehen davon aus, dass der Austausch von Informationen und die soziale Unterstützung im Netz diese gemeinsame physische Aktivität ersetzt (Blanchard und Horan 2000, 164). So rückt das gemeinsame Interesse in das Zentrum eines Netzwerks. Die Vielfalt der Themen in Netz bedeutet, dass sich auch zu den abwegigsten Interessen Personen zusammenfinden können. In der realen Umgebung ist es meist nicht möglich, so spezifisch nach Interessen mehrere Personen zusammen zu bekommen. Das Fehlen der moderaten Stimmen in einer Diskussion hat den Effekt, dass der Extremismus verstärkt wird. In Online-Gruppen verstärkt sich die Polarisierung und ein längerer Zeitraum wird benötigt, um einen Konsens zu erreichen (Wallace 1999, 77).

Eine Gruppendynamik, die sich im Netz etwas anders darstellt als im realen Leben ist demzufolge die der Minderheitenmeinung. Nutzer, die eine Minderheitenmeinung vertreten, fühlen sich im Netz – wie erwartet – tatsächlich freier ihre Meinung zu äußern, denn niemand wird den Kopf über ihre Meinung schütteln. Allerdings haben ihre Bemerkungen auch einen geringeren Einfluss auf den Rest der Gruppe. Wallace nennt die Untersuchung von Poppy Lauretta McLeod an der University of Iowa als Beispiel. Gruppenmitgliedern wurden jeweils Informationen zu den Unternehmen A, B und C zur Verfügung gestellt. Ihre Aufgabe war es nun in der Diskussion – in einem synchronen Chat oder face-to-face – herauszufinden, in welche Firma es sich zu investieren lohnen würde. Wenn allen Beteiligten alle Informationen zur Verfügung gestanden hätten, wäre das Unternehmen A die beste mögliche Wahl. Die Informationen wurden jedoch so verteilt, dass jeweils eine Person über den bedeutsamsten Teil verfügte und somit gezwungen war, eine Minderheitenmeinung zu vertreten. Wie zu erwarten, versuchten diese Personen ihrem Argument Gehör zu verschaffen, waren aber in der Online-Diskussion besonders erfolglos. Als Ergebnis fällten die Online-Gruppen schlechte Entscheidungen und tätigten die falschen Investitionen. Wallace bewertet dieses Ergebnis als eine *pain-gain* Relation: Während der Vertreter der Minderheitenmeinung in einem face-to-face Szenario mit

starken Reaktionen auf seine Meinung rechnen muss, ist das Risiko online viel geringer. Aber genau die notwendige kämpferische Haltung überzeugt auch erst die anderen Gesprächsteilnehmer in der face-to-face Diskussion (Wallace 1999, 83).

Gruppenkonstellationen im Netz verhalten sich in vielerlei Hinsicht wie reale Gruppen in der Interaktion. Wenn die räumliche Umgebung – real oder virtuell – es ermöglicht, entsteht eine starke Gruppenidentität. Besonders unter einer Bedrohung durch Außenseiter knüpfen die Gruppenmitglieder ihre Verbindungen noch enger und entwickeln negative Stereotypen gegenüber den Mitgliedern der anderen Gruppe. Starke Konflikte zwischen den Gruppen entstehen in *winner-takes-all competitions*. Wenn ein wertvolles übergeordnetes Ziel existiert, das nur durch Zusammenarbeit beider Gruppen zu erreichen ist, kommt es zur Kooperation und die negativen Stereotypen lösen sich auf. Einfache Dinge reichen, um eine Gruppenzugehörigkeit zu markieren, wie etwa eine gemeinsame Farbe und andere kennzeichnende Elemente. Die Kriterien für die Gruppenzugehörigkeit können noch so absurd sein, meist reichen sie aus, um ein *minimal group phenomenon* auszulösen. Dies bedeutet die Tendenz der Mitglieder sich mit ihrer Gruppe zu identifizieren und sie anderen gegenüber zu bevorzugen (Wallace 1999, 92).

Statussymbole zur Markierung von Gruppengrenzen sind im Netz zwar nicht so offensichtlich wie im realen Alltag, existieren aber in vielfältiger Form. Die Gruppen formieren sich ohne traditionelle Barrieren, wie etwa die Zugehörigkeit zu bestimmten Berufsgruppen, den sozioökonomischen Status, die Position in einer Unternehmens- oder Organisationshierarchie. Im Netz kommt es zu einem *status equalization phenomenon*, weil Personen aus unterschiedlichen Statusgruppen Kontakt pflegen, ohne es zu wissen (Wallace 1999, 101). Grundlage für diese Interaktion ist die Annahme, dass ein sympathischer Gesprächspartner zur selben Statusgruppe gehört. Da dies im Netz nicht so leicht überprüft werden kann, bleiben Kontakte bestehen oder kommen zustande:

For example, you might be involved in a home improvement discussion group in which participants discuss remodeling and renovation. If you are a six-figure attorney who dabbles in this as a hobby, you might tacitly assume that the others in the group are not too different from you. Recall that we tend to perceive people who share our interests, whom we like, as more similar to us than they actually are. You might be very surprised to learn that a particularly knowledgeable member of the group is actually an unemployed carpenter's assistant on welfare. If you harbored negative stereotypes of welfare recipients, this news could shake you a bit. (Wallace 1999, 101)

So gehen soziale Netzwerke im Netz oft über die üblichen Lebensstilgruppen hinaus, weil traditionelle Statusorientierung keine Rolle spielen kann. Der Medienwissenschaftler Joshua Meyrowitz stellt bereits 1985 fest, dass elektronische Medien Orte und Erfahrungen homogenisiert haben. Besonders das Fernsehen schuf so universelle Welten. Mit dieser Homogenisierung geht jedoch auch eine Unabhängigkeit von sozialer Zugehörigkeit einher: „In many ways, electronic media have homogenized places and experiences and have become common denominators that link all of us regardless of status and ,position“ (Meyrowitz 1985, viii).

Eine Charakteristik, die im Internet elitäre *ingroups* schaffen kann ist Expertise. Die Praxis des *trolling* zeigt, wie Insider an Status gewinnen, wenn sie neuen Mitgliedern in einer Gruppe eine Falle stellen können:

In a discussion of Star Trek bloopers, for example, the poster [der Verschicker der Nachricht] would point out that the directors made an egregious lightning error when they showed a shadow on the Enterprise hull from a nearby spaceship. 'Light of course, does not travel in the vacuum of space so the shadow was impossible.' This is a troll. An unsuspecting newbie or two might jump in and politely point out the error, or even ridicule the poster for stupidity. (Wallace 1999, 101f)

Im Hintergrund schauen in einer solchen Situation andere Veteranen zu, wie die Neulinge in die Falle laufen und gratulieren dem Fallensteller zum Erfolg. Der *troller* steigt im Ansehen seiner *ingroup*.

Eine weitere Möglichkeit an Status zu gewinnen, ist die eigene Kompetenz zu nutzen, um anderen zu helfen. Da es keine Verifizierung – zum Beispiel für akademische Titel gibt – spielt die gegenseitige Hilfe eine große Rolle. Klassisches symbolisches Kapital verliert an Bedeutung. Durch die Beiträge in der Gruppe kann ein Teilnehmer Kredit gewinnen und seinen oder ihren Status aufbessern und damit eine andere Art symbolischen Kapitals gewinnen. So gibt es zum Beispiel Personen in Gesundheitsnetzwerken, die, obwohl sie selbst längst geheilt sind, immer wieder in die Foren zurückkehren um ihre Erfahrung zu teilen, Fragen zu beantworten oder nur Mut zu machen (Preece 2000, 180).

Hilfeleistung ist eine Möglichkeit an Status zu gewinnen. In realen Situationen erhöht die Anzahl von *bystanders* die Wahrscheinlichkeit, dass keine Hilfe geleistet wird. Mehr Menschen bedeuten nicht mehr Sicherheit. Die anwesenden Personen müssen überhaupt in der Lage sein, die Notsituation wahrzunehmen. So führt zum

Beispiel ein hoher Lärmpegel oder ablenkende Geräusche zu einer geringeren Hilfsbereitschaft (Wallace 1999, 192). In einer Menschenmenge ist es oft nur den sehr nahe Stehenden möglich zu sehen, ob gerade jemand in Ohnmacht fällt. Zusätzlich muss die Situation richtig interpretiert werden. Eine Flasche Alkohol oder ein Blindenstock in der Hand eines Stürzenden auf der Straße beeinflussen die Motivation zu helfen unterschiedlich. Sind mehrere Personen anwesend, ist es naheliegend anzunehmen, dass eine andere Person in der Hilfeleistung kompetenter sein könnte – also wird nicht geholfen, der andere soll es doch tun. Die Annahme im Internet mit seinen Millionen Nutzern käme es gerade aufgrund dieses *numbers phenomenon* zu keinerlei Hilfeleistung ist allerdings falsch – das Gegenteil ist der Fall (Wallace 1999, 195). Neben dem Statusgewinn führt auch das geringere Risiko für die eigene Person zu einer wahren Hilfeflut, denn dort wird weder jemand mit einer Waffe bedroht noch nimmt er oder sie körperlich direkt Schaden.

Dabei wird deutlich, dass gerade die Selbsthilfegruppen im Internet für Männer eine besondere Attraktivität haben. In einer Untersuchung der Harvard Medical School und der University of Michigan wurde die Beteiligung an Selbsthilfegruppen für *parents of children with special needs* sowohl face-to-face, wie online untersucht. Die Eltern, die sich an Online-Hilfe wandten, empfanden ihre Situation als sehr stigmatisiert – zum Beispiel mit einem Kind mit Down Syndrom. Sie bekamen oder suchten nicht sehr viel Hilfe von ihren Freunden und Familien. Die Hälfte der Nutzer der elektronischen Gruppen waren Väter. So gut wie kein Vater nahm an einer Face-to-face Gruppe teil – für Männer scheint es leichter, anonym um Hilfe zu bitten (Wallace 1999, 205).

Gerade bei der Entstehung von stabilen, dauerhaften Gruppenstrukturen im Netz spielen die persönlichen Interessen eine zentrale Rolle. Im Zusammenhang mit der gestiegenen Nutzerquote ist die Rede von *digital citizens*, *global villagers*, *the net generation* oder *the superconnected*. Generalisierte Meinungen besagen, dass *digital citizens* wirklich besonders informiert, offen, beteiligt an politischen Diskussionen, interessiert an ihrer persönlichen Freiheit, stolz auf ihre Kultur und aktive Unterstützer freier Nationen sind (Katz 1997, 274f). Die Schlussfolgerung, dass es sich bei den Internet-Nutzern um eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten handelt, ist

jedoch absurd – nicht mehr oder weniger als es eine Gemeinschaft der Fernsehzuschauer, Telefonbesitzer und Mobiltelefonnutzer gibt.

Bestehende Organisationen nutzen das Internet, um die Kontakte von Mitgliedern zu verstärken. So bieten viele Städte in den USA nicht nur die Möglichkeit Formulare per Internet anzufordern und Behördengänge per Computertastatur zu erledigen, zusätzlich schaffen sie Foren, in denen lokale Politik, globale Probleme oder persönliche Anliegen der Bürger diskutiert werden können. Offen ist allerdings, inwiefern die Diskussionen Eingang in den politischen Entscheidungsfindungsprozess finden. Die Hoffnung ist groß, dass das Internet gerade auf lokaler Ebene ein Chance darstellt, es mit der „Politikverdrossenheit der Bürger aufzunehmen“ (von Korff 1998; Barber 1984). Insofern ist zwar von der Beteiligung der Bürger die Rede, wie stark der Einfluss jedoch wirklich ist bleibt fraglich. So schreibt Volker Leib:

Im politischen Willensbildungsprozeß und zur Herstellung von Transparenz steht Computernetzen und computervermittelter Kommunikation eine große Karriere bevor, aber hinsichtlich der Verbreitung politischer Partizipation oder gar einer Infrastruktur politischer Entscheidungsprozesse ist Skepsis angebracht. Das Internet ist kein Ort für Entscheidungen. (Leib 1998, 94).

Der MIT Professor William Uricchio spricht in einem Vortrag davon, dass Bürgernetze die „community participation“ erhöhen, aber nur im Bereich „cultural citizenship“; der Einfluss auf den politischen Produktionsbereich von Entscheidungen lässt sich so nicht belegen. Die Bürgernetze sind Teil einer „participatory culture“.⁷⁹

Das bereits angesprochene Phänomen der *glocalization* lässt sich anhand der Gruppenstrukturen im Internet leicht belegen. Nicht nur lokal bezogene Bürgernetze des Internet finden großen Zuspruch, auch politische Ereignisse überall auf der Welt führen zu Vernetzungsstrukturen: Unterstützer für die studentische Bewegung in China nach dem Vorfall auf dem Tiananmen Platz 1989 fanden sich im Internet zusammen (Wallace 1999, 105) und der weltweite Protest gegen G7-Treffen organisiert sich übers Netz (z. B. in Italien).

⁷⁹ William Uricchio (MIT): „Convergence and Diffusion: The Struggle to Define Media Practice at the Dawn of the 21st Century“ am 15.5.2003 an der Bayerischen Amerika Akademie in München.

In den USA spielte das Internet Mitte der 1990er Jahre eine zentrale Rolle beim Protest gegen die neue Anti-Immigrationsgesetzgebung in Kalifornien. Studenten organisierten sich vom Campus aus (und 2000 trafen sich zum Protestmarsch in San Francisco). Die Veröffentlichung des sogenannten Starr-Report im Internet war ein wesentlicher Bestandteil des Impeachment-Verfahrens gegen Clinton.

Oft dient das Netz zur schnellen Bereitstellung von Informationen. So geschehen zum Beispiel beim Oklahoma City Bombing im April 1995. Bereits wenige Stunden nach der Explosion hatten Studenten in Oklahoma spezielle Informationsseiten eingerichtet. Diese verzeichneten nicht nur eine Liste der Verwundeten, sondern auch die Krankenhäuser, in denen sie versorgt wurden und die Adressen von Kliniken, die Blutspenden entgegennahmen. Als Informationsquelle waren diese Seiten nicht nur schnell geschaffen worden, sondern genauer und richtiger als zum Beispiel die Fernsehberichterstattung (Wellman und Gulia 1999, 337). In der Folge entstanden unzählige Diskussionsforen, die sich mit dem Ereignis beschäftigten und in denen Hinterbliebene ihre Trauer und Wut äußerten.

Wenn im Zusammenhang mit computervermittelter Kommunikation vor Gemeinschaftsverlust gewarnt wird, ist damit meist die Gefahr gemeint, dass bestehende Gruppen ihre Kommunikation ins Netz verlagern und dadurch immer häufiger das mit der face-to-face Kommunikation verbundene Gemeinschaftserlebnis verlieren (Döring 1999, 411). Bereits bestehende Gruppen nutzen das Netz jedoch zur unkomplizierten Verstärkung ihrer Kommunikation. Dies gilt besonders für lokale Kleingruppen, die sich weiterhin face-to-face treffen. Zusätzlich gewinnen universelle Diskurse im Zuge der Globalisierung an Bedeutung. Virtuellen Netzwerken wird nicht nur vorgeworfen, segregierte Öffentlichkeiten und meinungskonforme Insider-Zirkel zu schaffen, sondern auch die Nutzer davon abzuhalten, sich für Belange in ihrem realen Umfeld einzusetzen (Döring 1999, 413). Dies ist allerdings vielfach widerlegt, denn die Nutzer weisen kein reduziertes, sondern stattdessen ein überdurchschnittliches soziales und politisches Engagement außerhalb des Netzes auf (Leib 1998; Döring 1999).

6.6. Online Communities

Heute ist die komplette Welt in sogenannten „Online-Communities“ abgebildet: „There are communities for shopping, investing, sending greetings, learning, finding information of all kinds, sharing passions, discussing any and all topics under the sun, or just for chatting with friends.“ (Preece 2000, XV) Der Begriff wird für viele Arten der sozialen Interaktion im Internet benutzt. Unternehmer wollen mit ihrer Hilfe die Kundengewinnung fördern und Programmierer entwickeln Software, die eine entsprechende Nutzung ermöglicht. Selbst Unternehmensberatungen wie McKinsey beschäftigen sich mit Online-Communities als Ergänzung von e-Commerce Leistungen:

Mit dem Aufkommen virtueller Communities in Online-Netzen vollzieht sich eine bislang einzigartige Verlagerung der Macht von den Waren- und Dienstleistungsanbietern auf die Käufer. Anbieter, die diesen Machttransfer verstehen und ihn nutzen, können durch außergewöhnliche Kundenloyalität und eindrucksvolle Erträge belohnt werden. Aber nur jene Anbieter, denen es gelingt, schnell und energisch virtuelle Communities zu formen, werden letztlich gewinnen und vorn bleiben. (Hagel 1998, 17)

Das wirtschaftliche Potential virtueller Gemeinschaften besitzt große Attraktivität. Allerdings ist die Interaktion in einer Gemeinschaft ein komplexer Prozess und lässt sich nicht unbedingt von außen gestalten und kontrollieren. Das kollektive Ziel der Gemeinschaft und die Rollen der beteiligten Mitglieder beeinflussen die Interaktion. Akteure im Internet versuchen vorrangig ihre persönlichen Ziele zu verwirklichen – wie Informationen zu finden, Freunde zu gewinnen, besondere Schnäppchen zu machen, unterhalten zu werden. Die Schaffung einer Gemeinschaft ist dabei meist kein vorrangiges Ziel, sondern ein eintretender Prozess, wenn das Interesse und die Kommunikationsstrukturen langfristiger angelegt sind. Gerade im unternehmerischen Bereich sind deshalb in den letzten Jahren einige Versuche fehlgeschlagen, Kundenkreise als Community zu kreieren.

Die Wahrnehmung von Online-Communities ist polarisiert: Manche Autoren sehen sie nur als freundschaftliche Beziehungen in einer positiven Atmosphäre, während andere dunkle Verschwörungen, subversives und kriminelles Verhalten hinter den computergestützten Interaktionen vermuten. Preece liefert folgenden

Definitionsvorschlag mit vier zentralen Elementen:

An online community consists of: *People*, who interact socially as they strive to satisfy their own needs or perform special roles, such as leading or moderating. A shared *purpose*, such as an interest, need, information exchange, or service that provides a reason for the community.

Policies, in the form of tacit assumptions, rituals, protocols, rules, and laws that guide people's interactions. *Computer systems*, to support and mediate social interaction and facilitate a sense of togetherness. (Preece 2000, 10, kursiv im Original)

Rheingolds Definition geht weniger von zielgerichteten sozialen Kontakten aus, sondern stärker von zufälligen Kontakten, die dauerhaft sind, weil sie auf gemeinsamen Interessen beruhen:

[...] virtual communities are cultural aggregations that emerge when enough people bump into each other often enough in cyberspace. A virtual community is a group of people who may or may not meet one another face to face, and who exchange words and ideas through the mediation of computer bulletin boards and networks. (Rheingold 1994, 57-58)

Die Essenz einer virtuellen Gemeinschaft fasst Rheingold zusammen:

In cyberspace, we chat and argue, engage in intellectual discourse, perform acts of commerce, exchange knowledge, share emotional support, make plans, brainstorm, gossip, feud, fall in love, find friends and lose them, play games and metagames, flirt [...] We do everything people do when people get together, but we do it with words on computer screens, leaving our bodies behind. [...] our identities commingle and interact electronically, independent of local time or location. (Rheingold 1994, 58)

Gerade im Hinblick auf die wirtschaftlichen Potentiale der Online-Communities ist der Begriff aufgeweicht. Chat-Gruppen oder Anschlagboards werden bereits als gemeinschaftliche Entität bezeichnet. Im wirtschaftlichen Sinn zählt nur, was Menschen auf eine Webseite zieht und wie lange sie verweilen – ein Konzept, das auch als *stickiness* bezeichnet wird (Preece 2000, 17). Der Erfolg von America Online (AOL) hat deutlich gemacht, wie viel Geld in der Kommunikation mit Freunden, der Familie, den darum gruppierten Dienstleistungen und der Aktie an einem solche Unternehmen zu verdienen ist.⁸⁰ Unternehmer des E-Commerce interessieren sich hauptsächlich für die Möglichkeit durch Online-Communities potentielle Kunden länger auf den Webseiten zu halten und zu positiver Kommunikation über gekaufte Dinge und Dienstleistungen anzuregen. Jones macht deutlich, dass das Web ein von den Kräften des Marktes bestimmter sozialer Raum ist (1999).

Neben den oben dargestellten Elementen *Personen*, *gemeinsames Interesse*, *bestimmte Richtlinien* und *ein gemeinsames Computersystem* müssen zusätzliche Kriterien genannt werden, die eine Gemeinschaft als soziale Einheit definieren. Die

⁸⁰ AOL hat wenig Geld mit der tatsächlichen Erbringung der Dienstleistung verdient, aber durch den Internet-Boom viel Geld auf dem Kapitalmarkt.

Mitglieder müssen mehrmals *aktiv partizipieren* und mit anderen Mitgliedern *interagieren* (das Lesen von Informationen eines Bulletin Boards ohne Interaktion entspricht keiner gemeinschaftlichen Struktur). Durch die Kommunikationsstruktur etablieren sich nicht nur gemeinsame Richtlinien wie Konventionen, Sprache, Umgangsformen, sondern es werden *Ressourcen* verfügbar. Auch bei Online-Communities sollte die soziologische Unterscheidung zwischen Gruppe, Netzwerk und Gemeinschaft eine Rolle spielen. Viele Interessengruppen finden im Netz Informationen, bilden deshalb jedoch keine Gemeinschaft (soziale Interaktion fehlt). Ein immer wichtiger werdendes Element im Netz sind jedoch die *community networks*. Reale Städte wie Seattle im Staat Washington oder Blacksburg im Staat Virginia haben schon lange ein Bürgerforum im Netz, um Verbindungen und gegenseitige Unterstützung der Bürger zu ermöglichen.

Anita Blanchard und Tom Horan stellen in ihrer Untersuchung⁸¹ des sozialen Kapitals in computervermittelter Kommunikation fest, dass bestimmte Faktoren die Mobilisierung von Sozialkapital erleichtern – dabei ist die physische Nähe (wie sie zum Beispiel in Bürgernetzen eine Rolle spielt) ein zentraler Aspekt:

First, from the table, it is clear, that physically based virtual communities are more likely to increase social capital than are geographically dispersed ones. [...] Second, social capital should increase when opportunities for civic engagement are facilitated by physically based virtual communities. (Blanchard und Horan 2000, 159)

Die Autoren konzentrieren sich in ihrer Studie stark auf die Bedeutung geographischer Bezugspunkte und bleiben damit innerhalb einer klassischen Definition von Gemeinschaft – die sich auf lokalen Zusammenhalt bezieht. Sie bestätigen aber auch, dass in geographisch unabhängigen Online-Communities das generelle Vertrauen erhöht wird und Normen der Gegenseitigkeit zur Geltung kommt. Zusätzlich stellen sie auch für die auf einen geographischen Bezugspunkt basierenden virtuellen Gemeinschaften fest, dass das gemeinsame Interesse eine grundlegende Motivation für den Zusammenhalt darstellt (Blanchard und Horan 2000, 171).

Besonders die Beispiele für Online-Communities aus dem Bereich Gesundheitswesen dokumentieren anschaulich, dass ein gemeinsames Interesse auch

⁸¹ Die Studie entstand im Rahmen eines Graduiertenprojekts an der Claremont Graduate University und wurde zuerst in der *Social Science Review* Vol. 16 No. 3 im Herbst 1998, 293-307 veröffentlicht.

unabhängig von geographischer Nähe zu starken sozialen Bindungen und Gemeinschaftsstrukturen führen kann. Das National Cancer Institute (NCI) stellt verschiedene Informationen bereit: aktuelle Informationen für Mediziner, Untersuchungen und Artikel für Wissenschaftler und ausführliche Erläuterungen für Patienten. Dabei ermöglichen Links zu den jeweiligen Online-Communities den Nutzern mit anderen zu kommunizieren, die sich in derselben Situation befinden, oder mit demselben Problem beschäftigen (Preece 2000, 39). Gerade in medizinischen Bereich gibt es unzählige Communities von Patienten, die sich gegenseitig unterstützen. Meist sind sie von einer Bulletin Board oder Listserver Software unterstützt oder bestehen aus einer persönlichen Webseite.

Wissenschaftler nutzen vielfältige Strukturen des Internet. Das sogenannte H-Net spielt bei der internationalen Verknüpfung der unterschiedlichsten Fachbereiche eine zentrale Rolle. Ursprünglich handelte es sich bei den H-Nets um Diskussionsgruppen und Mailing-Listen von amerikanischen Historikern, die über Internet ihre Kommunikationsstrukturen enger verknüpften. Heute gibt es H-Nets zu allen geistes- und sozialwissenschaftlichen Schwerpunkten und zusätzlich Stellenangebote und Lehrmaterial. Die British Open University und das New Jersey Institute of Technology sind erfolgreiche virtuelle Universitäten, die von Tausenden Studenten bereits besucht wurden (Preece 2000, 61).⁸²

In Staat, Wirtschaft und Industrie wird viel über distributive, parallele und emergente Organisationen gesprochen, deren Struktur der Architektur eines Computernetzwerks nachempfunden ist. Dieser utopische Diskurs der Dezentralisierung ist zur gleichen Zeit in Mode gekommen, in der die gesellschaftliche Fragmentierung zugenommen hat. Diese Vorstellung von der idealen gemeinschaftlichen Vergangenheit in der vielfältige soziale Interaktionen stattgefunden haben, wird nun auf die medialen Welten übertragen. Unterdessen wird versucht über computervermittelte Kommunikation neue Stammeswelten aufzubauen. Im politischen Rahmen ist der Übergang zu Dezentralisierung in der Regel mit einem Wechsel von Autokratie zu Demokratie verbunden. Eine Illusion dezentraler Mitbestimmung wird erzeugt, obwohl die Zügel weiterhin sehr straff gehalten werden (Turkle 1998, 286).

⁸² In Deutschland bietet zum Beispiel die Fernuniversität Hagen ihre Kurse via Personal Computer und Internet an.

In der Literatur wird der Begriff der virtuellen Gemeinschaft meistens sehr weit gefasst und schließt Personenkreise ein, die sich regelmäßig in computervermittelten Szenarien treffen (Mailinglisten, Newsgroups, Chat-Channels, MUDs, Foren von Online-Diensten usw.). Während Rheingold (1994) den emotionalen Charakter und das Zusammengehörigkeitsgefühl virtueller Gemeinschaften hervorhebt und somit einen sozialpsychologischen Gemeinschaftsbegriff verwendet, entwickelt Höflich (1996) einen kommunikationstheoretischen Begriff, der auf Kommunikationsregeln und gemeinsamem Mediengebrauch basiert. Anders als virtuelle Gruppen sind Gemeinschaften zeitlich stabiler. Sie sind ein Kontaktforum, dass sich durch wiederholte, regelgeleitete Kommunikation an einem virtuellen Ort konstituiert (Döring 1999, 395). Oft wird in der Gemeinschaft die gesellige und soziale Funktion der Zusammenkunft betont.

Virtuelle Gemeinschaften sind *glocalized*, es findet eine weltweite Verbindung einerseits und eine verstärkte Auseinandersetzung mit lokalen Belangen gleichzeitig statt (Wellman und Gulia 1999, 354). Das Ergebnis einiger Studien zeigt, dass trotz globaler Vernetzung geografische Lokalität weiterhin eine Rolle spielt (Döring 1999, 407). So finden sich in vielen Berichten über Netzgemeinschaften Hinweise auf persönliche Treffen, sei es zwischen einzelnen Mitgliedern oder auf gemeinsamen Parties und Veranstaltungen.

Online-Communities unterscheiden sich in vielfältiger Hinsicht von realen Gemeinschaften. Häufig werden jedoch beim Vergleich völlig un reale Modelle von realen Gemeinschaften zur Grundlage genommen, die in einer solchen Form nie existiert haben. Wenn Kritiker Online-Communities als isolierter als reale Gruppen beschreiben, dann beruht der Vergleich mehr auf einem Ideal als auf empirisch existierenden face-to-face communities. Wichtig ist festzustellen, dass Untersuchungen auch der realen Gemeinschaften einen veränderten Fokus haben, denn Gemeinschaft wird heute nicht mehr durch die physische Nähe der Mitglieder definiert, sondern das Konzept stützt sich stärker auf soziale Netzwerke.

Für Gemeinschaften online – wie für reale – gibt es eine kritische Masse; hat die Gemeinschaft zu wenig Mitglieder, ist die Diskussion nicht interessant genug, um sie

immer wieder anzuziehen. Hat die Gemeinschaft zu viele Mitglieder, wird die Struktur chaotisch und einige Gesprächspartner werden die Kommunikation abbrechen. Allerdings variiert die mögliche kritische Masse je nach Fokus der Gemeinschaft und Persönlichkeit der Gesprächsteilnehmer. Einige Autoren definieren drei Stadien virtueller Gemeinschaften, entsprechend ihrer „Reife“ (Döring 1999, 407f). Gemeinschaften im frühen Stadium konzentrieren sich vor allem auf die technischen Aspekte der virtuellen Umgebung. Im mittleren Stadium steht nicht das Technische, sondern das Soziale in Form von Small Talk oder Flirt im Vordergrund. Im reifen Stadium zeichnet sich die Gemeinschaft besonders durch die Vielfältigkeit der Stimmen aus. Neuankömmlinge wollen erste Kontakte knüpfen, alte Bekannte über ihre Lieblingsthemen sprechen. Zu diesem Zeitpunkt treten häufig Interessenkonflikte auf.

Eines der entscheidenden Kriterien für die Funktionsfähigkeit einer Gemeinschaft ist die Chance, dass zwei Individuen sich wieder treffen, da sie sich nur so an Konventionen und gegenseitige Regeln halten. Ist dies nicht der Fall, werden Individuen nur den Profit in der Gemeinschaft suchen, ohne ihr Verhalten mit anderen abzustimmen. Dies ist zum Beispiel in den UseNet News Gruppen der Fall, wo Personen kommen und gehen können wie sie wollen, ohne Beteiligung und Konsequenzen. Nach Preece ist die Kooperation entsprechend niedrig und das allgemeine Benehmen in diesen Gruppen schlecht (2000, 189). Diese Kriterien sind nicht nur grundlegend für die Kooperation, sondern bestimmen auch das Verhalten in Gemeinschaften. Sie können deshalb Erklärungen liefern für die teilweise drastischen Kommentare und Bemerkungen in Online-Communities, die in realen Gemeinschaften so wohl nicht erscheinen würden.

Auch für die Vertrauensbildung in den Gemeinschaften sind Normen und Regeln existentiell. Nach Fukuyama entsteht Vertrauen in einer Gemeinschaft mit regelmäßigem, ehrlichem und kooperativem Verhalten, basierend auf gemeinsamen Normen (Fukuyama 1995). Vertrauen resultiert vor allem auch aus vorhergehenden positiven Erfahrungen oder aus der Erwartung, dass zukünftige Interaktionen einem bereits bekannten Muster entsprechen. Für manche Online-Communities, wie etwa medizinische oder e-commerce Netzwerke, ist Vertrauen extrem wichtig. So spielen in Geschäftsbeziehungen die Informationen eine zentrale vertrauensschaffende Rolle.

Ein Modell mit drei Komponenten soll besonders in den Online-Communities Vertrauen schaffen: Die erste Komponente ist die Klärung des Kontexts, in dem Verhandlungen oder Interaktionen stattfinden. Personen oder Unternehmen müssen so belegen, wer oder was sie wirklich sind – in Form von bereits vorhandener Kompetenz oder zurückliegender erfolgreicher Geschäfte. Die zweite Komponente sind klare und wahre Zugeständnisse. In einer *business* oder *health community* kann dieser Aspekt die Qualität eines Produkts oder einer Dienstleistung garantieren. Die dritte Komponente adressiert den Aspekt, dass Vertrauen auch immer bedeutet ein Risiko einzugehen. Dieses Risiko zu minimieren, muss ein zentraler Aspekt der Online-Communities sein. Garantien oder Nachweise über bereits erbrachte Leistungen sind hilfreich (Preece 2000, 194).

Ein weiteres zentrales Element, das Gemeinschaften auszeichnet, ist die Grenzziehung (Barth 1969). Intranet Communities sind eng begrenzt auf die Mitglieder eines Unternehmens. Ansonsten funktioniert die Grenzziehung, wie in realen Gemeinschaften, durch bestimmte Bedingungen der Mitgliedschaft oder eine Registrierung und verwendete gemeinschaftliche Symbole. Die Grenzüberschreitung ist jedoch leichter, denn die Nutzer können sich jederzeit und ohne Erklärung wieder zurückziehen. Eine solche Rückzugsmöglichkeit erleichtert das Ausprobieren ungewohnter und als sozial riskant empfundener Handlungen (Döring 1999, 415). Eine Konsequenz dieses Phänomens ist, dass sogenannte *hate groups* oder andere Gruppen mit einer besonders starken Gruppenidentität aus gesellschaftlichen Randbereichen über das Internet starke Verbindungen aufbauen können.

Wenn *the medium is the message* nach Marshall McLuhan noch immer gilt, muss im Zusammenhang mit den Online-Communities als sozialen Netzwerken auch die Struktur der dahinterliegenden technischen Netzwerke betrachtet werden. *Social informatics* beschäftigen sich mit den sozialen Aspekten der Computerisierung. Der soziale Kontext der Informationstechnologie spielt eine zentrale Rolle dabei, wie Nutzer damit arbeiten. Die Nutzungsmöglichkeiten wiederum beeinflussen ihre sozialen Beziehungen. Als Beispiel dienen Preece zwei elektronische Zeitschriften⁸³, die jeweils von einer anderen Infrastruktur unterstützt sind. Im ersten Fall gibt es neben der Zeitschrift vielfältige Links zu anderen Personen und Informationen, die

⁸³ Leider ist in der Quelle nicht verzeichnet, um welche Zeitschriften es sich handelt.

Leser anregen, in Diskussionen über die Artikel zu treten. Im anderen System ist ein *review panel* angeschlossen und durch einen Herausgeber kontrolliert, ohne eine Möglichkeit zur Diskussion der Artikel. Gemeinschaftliche Strukturen werden sich in diesen zwei Systemen sehr unterschiedlich entwickeln (Preece 2000, 194f).

Kritiker befürchten durch die Verlagerung gemeinschaftlicher Strukturen ins Netz eine weitere Verstärkung der sozialen Isolierung. Michael Hein spricht in seinem Aufsatz „The Erotic Ontology of Cyberspace“ (1992) von der Möglichkeit einer Verbundenheit in Computernetzwerken, die Realität negiert, weil durch die Online-Kommunikation scheinbar urbane Isolierung und Entfremdung durchbrochen werden können. Die so entstandenen neuen Gemeinschaften operieren allerdings mit Repräsentationen der eigenen Person, in denen Teile der Identität versteckt werden und können so zu einer amoralischen Gleichgültigkeit anderen menschlichen Verbindungen gegenüber führen. Die virtuelle Realität wird als ein weiteres „Simulacrum“ bezeichnet, das keinen Kontakt zum realen Leben hat (Wellman 1999, 332). Beschworen wird außerdem die Gefahr, dass die sozialen Beziehungen im Netz reale ersetzen und somit eine zerstörerische Wirkung haben können. Die persönlichen Berichte von *cyberaddicts*, die ihre realen Freunde und Familie vernachlässigen, weil sie ihre verfügbare Zeit nur noch mit dem Computer verbringen und *cyberwidows*, deren Partner sich aufgrund der exzessiven Nutzung von den Abhängigen trennen, zeigen, dass bei übertriebenem Gebrauch computergestützter Kommunikation durchaus ganz reale Probleme entstehen können (Wellman und Gulia 1999, 348).

Viele Autoren formulieren das Verhältnis zwischen Online- und Offline-Communities allerdings positiver. Sie sind der Meinung, dass Internet-Gemeinschaften die realen unterstützen und lokale Strukturen noch besser zusammenhalten können. Virtuelle Gemeinschaften bieten demnach die Möglichkeit unabhängig von Hautfarbe, Geschlecht oder geographischen Gegebenheiten soziale Kontakte zu pflegen. Es handelt sich hierbei jedoch um eine genauso idealisierte Sicht von Gemeinschaft, wie bei verschiedenen anderen Formen. Wie oben deutlich gemacht, finden sich auch in der Online-Kommunikation Indikatoren für die Geschlechtszugehörigkeit, den Bildungsstand oder die räumliche Zuordnung eines Nutzers – Geschlecht, Alter, kulturelles Milieu und sozioökonomischer Status sind

weniger sichtbar, aber ebenso präsent wie in anderen sozialen Interaktionen. In elektronischen *support groups* können Nutzer Informationen und emotionale Unterstützung finden. SeniorNet zum Beispiel verschafft Zugang zu Beratern in Trauerfällen, die sonst nicht verfügbar wären (Wellman und Gulia 1999, 338).

Da es sich bei den Kontakten meist um *weak ties* handelt, werden besonders viel Informationen vermittelt (wie oben dargestellt eignen sich die schwachen sozialen Beziehungen hierfür besonders). Die Bereitschaft zu helfen, ist in der computergestützten Kommunikation besonders hoch. Sie korrespondiert nicht mit Situationen im realen Leben, wo gerade die Anwesenheit von vielen Menschen die Hilfsbereitschaft senkt (Wellman und Gulia 1999, 341). Wichtig als Basis für die Bereitschaft zu helfen, sind die im Netz existierenden Normen der *generalized reciprocity*. Nutzer zeigen ihren Respekt für das System indem sie ihre Hilfe anbieten (Wellman und Gulia 1999, 343). Auch die realen Gemeinschaft zeichnen sich nicht mehr durch ständigen face-to-face Kontakt aus. Meist werden die Zeiten zwischen den realen Treffen durch Telefonanrufe überbrückt – so nutzen Mitglieder ein weiteres elektronischen Medium zur Stabilisierung ihrer sozialen Kontakte. Besonders im Arbeitsumfeld werden die sozialen Kontakte durch zusätzliche computergestützte Kommunikation und ein breites Informationsangebot in einem Intranet erfolgreich unterstützt. Auch hierbei handelt es sich um eine virtuelle Gemeinschaft der Arbeitnehmer eines bestimmten Unternehmens. Die *multiplexity* der möglichen sozialen Beziehungen im Netz wird als Gewinn gesehen, da sowohl zu speziellen Interessen wie zu allgemeinen Bedürfnissen Gleichgesinnte gefunden werden können – was in dieser Bandbreite im realen Umfeld nicht möglich wäre.

Im Hinblick auf die Bedeutung der virtuellen Gemeinschaften für das soziale Kapital einer Person muss ihr Einfluss auf die Handlungsfähigkeit mit einbezogen werden. Die Diversifizierung der sozialen Rollen, die Online-Kommunikation ermöglicht, bedeutet zwar oft ein Gefühl der Authentizität und Anerkennung für das Individuum, senkt aber gleichzeitig das Empfinden für die Kohärenz der eigenen Person und verringert damit die Handlungsfähigkeit in realen Situationen.

6.7. Soziales Kapital in virtuellen Gemeinschaften

Die von Robert Putnam und anderen Autoren formulierte These, durch Technisierung und damit einhergehende soziale Isolierung verliere die Gemeinschaft an sozialem Kapital ist zu kurz gedacht. An diese These schließt sich immer die Diskussion an, ob Computerbekanntschaften ohne reale Treffen nicht ebenfalls sozial wertvolle Kontakte darstellen. Darüber hinaus müssen die sozialen Beziehungen im Netz aber auf ihre Fähigkeit untersucht werden, die soziale Identität der Nutzer zu stabilisieren und soziales Vertrauen, sowie wirksame Normen zu etablieren. Wenn das Internet als reines Informationsnetzwerk genutzt wird, erfüllt es seinen Zweck und unterstützt das Humankapital des Nutzers, indem schnell und vielfältig Informationen vermittelt werden. Die Kommunikation mit Kollegen und Freunden wird durch das Verschicken von Emails erleichtert. Über diesen praktischen Nutzen hinaus müssen jedoch auch die sozialen Elemente erfüllt sein, um soziales Kapital als Ressource in computergestützter Kommunikation zu mobilisieren.

Gesamtgesellschaftlich betrachtet findet durch die neuen Kommunikationsmöglichkeiten des Internet in den USA gleichzeitig eine Fragmentierung und Homogenisierung statt. Joshua Meyrowitz, Professor für Medienstudien an der Universität von New Hampshire und Autor von *No Sense of Place* (1985), einem zentralen Werk über den Einfluss der elektronischen Medien für soziale Rollen, formuliert diese Tatsache in folgenden Thesen: Demnach unterstützen elektronische Informationssysteme (und nicht nur der Inhalt der Medien) die Verwischung von sozialen Rollen auf der Makroebene. Nicht nur kulturelle Muster verändern sich, es kommt auch zu einer Hybridisierung von Männer- und Frauenrollen, Kindern und Erwachsenen. Politische Führer suchen Volksnähe, während das Volk mehr Mitsprache in regionalen, nationalen und internationalen Angelegenheiten fordert. Die medientheoretische Analyse der Verwischung der sozialen Rollen zeigt eine Fragmentierung der Rollen auf der Mikroebene, dadurch unterscheiden sich Individuen in der gleichen Kultur stärker. Gleichzeitig zeichnen die von großen Unternehmen kontrollierten Medien trotz dieser Rollenverschiebungen ein verfälschtes Bild nationaler und globaler Einheit und werden so zu „Desinformations-Systemen“. Dies wird allerdings zunehmend von verschiedenen Gruppen im nicht von Konzernen kontrollierten Rahmen des

Internet in Frage gestellt. Daraus resultiert die medientheoretische Diskussion darüber, welche Schwierigkeiten der Versuch mit sich bringt, Medieninhalte effektiv kontrollieren zu wollen.⁸⁴

Die Vervielfältigung und Fragmentierung sozialer Rollen auf der Makroebene führt zu größeren Schwierigkeiten bei der Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke und stabiler Beziehungen, die als Basis für soziales Kapital dienen können. So entstehen gleichzeitig mehr Chancen auf soziales Kapital, das Potential in diesen Chancen ist jedoch jeweils geringer. Die Desintegration der Identität und das Gefühl der Inkohärenz der Nutzer bleibt bestehen. Die „selektive Aktivierung von Identitäten im Internet“ (Döring 1999, 269) aufgrund leicht und anonym zugänglicher sozialer Szenarien im Netz unterstützt die wahrgenommene Fragmentierung des „Selbst“.

Besonders in der computergestützten Kommunikation wird deutlich, dass die gewachsene Wählbarkeit von sozialen Bindungen nicht nur den Grad an Freiheit steigert, sondern auch die Risiken des Abgewählt- oder Verlassenwerdens. Größere Freiheit wird so durch einen Verlust an elementarer Sicherheit erkaufte. Um in dieser Situation die notwendigen identitätsstabilisierenden Wirkungen zu erbringen, brauchen Individuen heute eine größere Fähigkeit Beziehungsarbeit zu leisten, die den notwendigen Transfer sozialer Leistungen ermöglicht.

Die Netzwerkforschung hat nicht nur gezeigt, dass Personen heute mehr eigeninitiierte soziale Beziehungen haben – Freundeskreise, Nachbarschaftskontakte, Interessengemeinschaften, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen –, sondern auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte Gruppen besondere Defizite bei der erforderlichen Beziehungsarbeit aufweisen (Keupp 1999, 278). Döring erläutert als ein Ergebnis ihrer vielschichtigen Untersuchung, dass sozial Privilegierte alte und neue Medien stärker nutzen. Sie haben überdurchschnittlich viele mediatisierte zwischenmenschliche Kontakte, die ihr ohnehin über dem Durchschnitt liegendes Beziehungsspektrum noch erweitern. Soziale Isolation, Einsamkeit und verstärkter Fernsehkonsum gehen hingegen mit sozialer Unterprivilegierung einher, für die gerade auch ein Mangel an mediatisierten Kontakten typisch ist (Döring 1999, 439).

⁸⁴ Oben aufgeführte Thesen wurden von Joshua Meyrowitz in seinem Beitrag zur Konferenz zum Thema *Media Cultures* (15-17 Mai 2003) der Bayerischen Amerika-Akademie vorgestellt und erläutert.

So kommt es zu einer doppelten Benachteiligung der sozial Schwachen. Sie haben nicht nur seltener Zugang zu den neuen Informationstechnologien, sondern damit konfrontiert, sind sie auch schlechter ausgestattet, um die notwendige Beziehungsarbeit zu leisten, die für die Mobilisierung sozialen Kapitals nötig wäre.

Universelle Aussagen über netzbedingte Veränderungen von Identitäten, sozialen Beziehungen und Gruppen sind nicht sinnvoll, vielmehr muss man sich in allen drei Bereichen mit kontextspezifischen, subtilen und ambivalenten Effekten beschäftigen (Döring 1999, 251). Beziehungen im Netz, die auf einem gemeinsamen Interesse aus den Bereichen Hobby, Computer oder Beruf beruhen, haben meist funktionalen Charakter und sind häufig „lockere sachbezogene Beziehungen“, die das soziale Kapital der beteiligten Personen vergrößern (Döring 1999, 364). Sie bieten eine Chance, Kontakte außerhalb des engen persönlichen Umfeldes aufzunehmen und fördern die Integration in die funktional differenzierte Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Sphären. Die in Chat-Channels, MUDS und anderen sozialen Kommunikationsforen geknüpften „lockeren emotionalen Beziehungen“ bergen bereits eine größere Gefahr nur im Fiktionalen zu agieren (Döring 1998, 364). „Emotionale enge Netzbeziehungen“ pflegen nur Personen, die sich stark mit der Netzkultur identifizieren (Döring 1998, 364). Bei diesen Personen von kontaktarmen, sozial isolierten Individuen auszugehen ist ein Vorurteil. Die pessimistischen Voraussagen, das Internet reduziere soziale Interaktionen, stimmen so nicht. Die von den Wissenschaftlern James E. Katz und Ronald E. Rice der Rutgers University durchgeführte nationale US-Studie der Internet-Nutzung in den Jahren von 1995 bis zum Jahr 2000 bestätigt, dass Internet-Nutzung die Kommunikation verstärkt und gerade die Internet-Nutzer auch außerhalb ihrer virtuellen Netzwerke vielfältige soziale Kontakte haben:

The Internet does not supplant prior communication forms but rather supplements them. Some users appear to send more e-mail and watch less television, but we found no reduction in overall communication levels. Further, there was no evidence that the Internet usage diminishes friendship or kinship networks; Internet users are slightly more sociable and communicate more with friends and family. (Katz and Rice 2002, 329).

Die Studie von Katz und Rice widerlegt die These, dass Internet-Nutzung zu Einsamkeit und sozialer Isolation führt. Im Gegenteil, oft werden klassische soziale Beziehungen zwischen Freunden und Familie verstärkt und zusätzlich entstehen neue Kontakte, in denen ebenfalls soziales Kapital mobilisiert werden kann:

In sum, our evidence has shown many ways in which the Internet builds traditional forms of social capital, including new relationships, access to and cocreation of practical information and theoretical understandings, and networks of friendship, purposive community, and political organizations. (Katz und Rice 2002, 330)⁸⁵

Allerdings kann für einige Nutzer die fiktionale Welt der Online-Communities zur Gefahr werden, wenn ihre Attraktivität höher ist als die des alltäglichen Lebensumfeldes. Insofern hat das Netz eine so große Bedeutung für Jugendliche in den Suburbs, die die Homogenität ihrer Umgebung durch multiplexe Erfahrungen im Netz ergänzen. Besonders fatal ist, wenn das Verhalten auf der Spielebene – das weniger starke Konsequenzen hat – auch ins reale Leben umgesetzt wird.

Eine weitere Dichotomie im Zusammenhang mit den elektronischen Kommunikationsformen zeigt deutlich, wie sie als Ressource genutzt werden können. Neben der zentralisierten monopolistischen Kulturindustrie in den USA, die sich ständig auf der Suche nach Synergieeffekten befindet,⁸⁶ haben sich *peer-to-peer networks* etabliert, die dezentral und dehierarchisiert die Monopolisten umgehen (Gnutella, Napster oder Linux können hier als Beispiele dienen)⁸⁷. In diesem Sinne bedeutet die computervermittelte Kommunikation eine Möglichkeit, weltweit vernetzte Informationssysteme aufzubauen und die Monopolisten zu umgehen – bis solche Systeme verboten werden, wie im Fall von Napster. Die *peer-to-peer networks* bauen erheblich auf die Informations- und Kompetenzvermittlung der Mitglieder untereinander auf, sie bilden keine traditionelle Gemeinschaft, mobilisieren jedoch starkes soziales Kapital als Ressource.

⁸⁵ Empirische Ergebnisse der von 1995-2000 auf nationaler Ebene durchgeführten Untersuchung finden sich in den Kapiteln 1-13 des Werks von Katz und Rice.

⁸⁶ Beispiele sind das Konglomerat aus MTV, HBO, AOL, Time Warner und CNN, oder die Bertelsman-Gruppe.

⁸⁷ Gnutella ist eine Software, mit deren Hilfe Musikfiles geladen werden können. Napster für MP3s. Linux als *open-source software*.

7. Schlussbetrachtung

Grundlage dieser Arbeit ist eine Analyse der aktuellen US-Gesellschaft im Hinblick auf die soziale Vernetzungsstruktur gemeinschaftlicher Einheiten. Die untersuchten sozialen Entitäten sind in die Gesellschaft eingebettet. Verschiedene Wahrnehmungen der Gesellschaft definieren so die Rahmenbedingungen der Analyse. Nach Amitai Etzioni handelt es sich um eine „Verantwortungsgesellschaft“, in der die moralische Verwahrlosung zu weniger persönlicher Verantwortung gegenüber sich selbst und sozialer Verantwortung gegenüber anderen führt (Etzioni 1993). Anthony Giddens schreibt von den westlichen Demokratien als „modernen Gesellschaften“, die eine Phase der Radikalisierung erleben, sich aber weiterhin durch eine industriell-kapitalistische Wirtschaft sowie wissenschaftliche und technologische Instanzen auszeichnen (Giddens 1998). Ronald Inglehart dagegen sieht die Entwicklung hochtechnisierter Gesellschaften als einen umfassenden kulturellen Wandel, in dem die bisher vorherrschenden materialistischen Werte zurückgedrängt werden und sich ein größer werdender Anteil der Bevölkerung in einer „postmodernen Gesellschaft“ postmaterialistischen Werten zuwendet (Inglehart 1997). Neil Postman beschäftigt sich weiterhin mit einer „totalen Mediengesellschaft“, die durch die Allgegenwart des Fernsehens gekennzeichnet ist (Postman 1991). Durch die weltweit verzweigten elektronischen Datenverarbeitungssysteme haben sich nach Ansicht Richard Sennetts die Lebens- und Arbeitswelten gravierend verändert. Nichts ist mehr vorhersehbar und berechenbar. Daraus entsteht der Zwang in einer „flexiblen Gesellschaft“ sich ständig neuen Gegebenheiten anzupassen und ein hohes Maß an Kreativität, Mobilität und Eigeninitiative zu entwickeln (Sennett 1998). Alle Erklärungsmodelle legen die Aufmerksamkeit auf bestimmte Aspekte der Realität, die Einfluss auf die Argumentation meiner Arbeit nehmen.

Der Fokus dieser Arbeit richtet sich jedoch auf die USA als eine sozial stark stratifizierte Gesellschaft, in der soziale Verbindungen über Klassengrenzen hinaus selten geworden sind. So ist der amerikanische Wohnungsmarkt ein hochgradig nach Rasse und Einkommensstruktur segregierter Bereich. Die Verteilung von öffentlichen Geldern, Finanzierungsmodelle von Banken und Gemeindestrukturen,

sowie die selektive Verfügbarkeit öffentlicher Transportmittel tragen dazu bei, diese Segregation nach Rasse und Klasse aufrechtzuerhalten.

Auch das politische System leistet Unterstützung zur Stratifizierung von geographischen Einheiten. Die Schaffung von *single-member, winner-takes-all* Wahlbezirken im Prozess des *gerrymandering* trägt dazu bei, homogene Wohn- und Wähleinheiten zu schaffen. Denn nur, wenn sich eine eindeutige Mehrheit für einen Kandidaten findet, hat dieser eine Chance als Vertreter ins House of Representatives nach Washington zu ziehen.

Ein weiteres Phänomen, das soziale mit geographischer Grenzziehung verbindet, ist der Verlust öffentlichen Raumes. Klassische Marktplätze oder Innenstädte existieren nicht und der verbliebene Bereich, der der Öffentlichkeit zugänglich war, wird immer mehr in private Konsumeinheiten umgewandelt. Nicht nur die *shopping malls* rund um amerikanische Kleinstädte sind solche Orte, wo sich Gemeindeleben auf Privatgrund abspielt, sondern auch der Times Square in New York. Zusätzlich sorgt die Verfolgung von sogenannten „Quality of Life“-Vergehen (zum Beispiel in New York) dafür, dass es zu einer schleichenden Entmündigung im Namen von Sicherheit und Recht und Ordnung kommt. Die Daily News haben einige der obskursten Fälle gesammelt: So musste eine schwangere Frau aus Brooklyn, die sich erschöpft auf die U-Bahntreppe niederließ 50 Dollar Strafe bezahlen. Ein Tourist aus Israel, der in der U-Bahn eingenickt war, bekam einen Strafzettel für die widerrechtliche Belegung von zwei Sitzplätzen. Ein Friseur in der Bronx musste 105 Dollar dafür bezahlen, dass er vor seinem Salon auf einer Milchbox saß (Kreye 2003, 13).

Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Bedeutung sozialen Kapitals in der amerikanischen Gesellschaft müssen die Schwachstellen der US-Demokratie diskutiert werden. Palma J. Strand geht in ihrem Artikel „Forced to Bowl Alone?“ in *The Nation* (Februar 2003) davon aus, dass die Amerikaner keineswegs nur freiwillig auf soziale Netzwerkstrukturen zurückgreifen, sondern die Struktur der demokratischen Institutionen und im besonderen die momentane Regierung daran Schuld sind. Als Fakt gilt: „Too many of us don't participate. Too many of us have forsaken the public for the private. [...] Citizens have given way to consumers; the

collective American public has devolved into an aggregation of private individuals.”
(Strand 2003, 25)

Historisch betrachtet bilden bürgerschaftliche Organisationen und das Interesse der Öffentlichkeit die Grundpfeiler der amerikanischen Demokratie: Nach dem Unabhängigkeitskrieg wurden die Amerikaner durch die entstehenden politischen Routinen des repräsentativen Systems in umfassendere und auf Konkurrenz basierende Kontexte eingebunden. Für die politischen Gremien auf nationaler und einzelstaatlicher Ebene fanden Wahlen statt, und die politischen Parteien kämpften um die Gunst der Wähler, so dass die Bürger einer Stadt mit gleichgesinnten Föderalisten oder Jeffersonianern in anderen Städten Kontakt bekamen. In der Folge der Amerikanischen Revolution breitete sich das Ideal der aktiven Staatsbürgerschaft aus. Die Mobilisierung der Öffentlichkeit, ein hoher Informationsbedarf und starke Organisationen wurden Teil der politischen Kultur.

Auch in den religiösen Bewegungen finden sich diese anti-institutionellen Strukturen wieder, denn Verfassung und Bill of Rights garantierten jeder Glaubensrichtung die Freiheit zu predigen und zu missionieren. Die offene, wettbewerbsorientierte Situation begünstigte evangelikale Bewegungen auf der regionalen bis zur nationalen Ebene. Vor allem die frühen Methodistenprediger, die regelmäßig durch ihre Bezirke ritten, gelten als Pioniere einer neuen Vereinsorganisation (Skocpol 2002, 115).

Durch kompetitive Nachahmung breitete sich ein neues Modell des Aufbaus von Vereinigungen im frühen Amerika aus – ein Modell, das auch verschiedene Laienvereinigungen bald übernahmen. Bereits zur Zeit der Nationsgründung begannen amerikanische bürgerschaftliche Vereinigungen, das Strukturmodell von nationaler Regierung, einzelstaatlicher Regierung und kommunaler Verwaltung zu übernehmen. Nach Skocpol hatten die USA bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein ein besonderes Staats- und Gesellschaftsmuster, denn das Land verfügte über ein ausbalanciertes bürgerschaftliches Leben, in dem die Märkte zwar expandierten, die Bürgergesellschaft aber bestehen blieb und in dem der Staat ehrenamtliche Vereinigungen direkt und indirekt förderte. So mussten die nationalen Eliten immer auch das Interesse der Mehrheit der Bevölkerung wahren – Arme und andere sozial marginalisierte Gruppen waren allerdings von diesem Prozess immer

ausgeschlossen. Trotz dieser positiven Beurteilung der amerikanischen Bürgergesellschaft im historischen Sinn, sieht die Autorin für die Zukunft etwas schwärzer:

Now that old civic America is coming to an end. And for all that the post-1960s United States is more racially inclusive and gender-integrated, it remains to be seen whether the emerging civic world of professionally dominated associations without members can sustain or renew the vitality of American democracy. (Skocpol 2002, 136)

Für den Soziologen Robert Wuthnow ist ein großer Teil des Schwundes an Sozialkapital in den USA auf marginalisierte Gruppen konzentriert, die im Allgemeinen schon von vornherein über einen geringeren Bestand an sozialen Netzwerken verfügt hätten. Der Schwund sozialen Vertrauens ist zwar in allen gesellschaftlichen Kreisen festzustellen, muss jedoch dem Versagen der nationalen politischen Führung angelastet werden und nicht den Veränderungen des gesellschaftlichen Alltagslebens. So wurde die Kluft zwischen den privilegierten und sozial marginalisierten Gruppen noch vertieft.

In this view, a possible reason for the decline in social capital is that existing social arrangements have become systematically more exclusionary, causing some segments of the population to feel unwelcome and to cease participating, or failing to provide the resources that people need to engage in civic activities. (Wuthnow 2002, 79).

Besonders die Situation nach dem zweiten Golfkrieg hat die Loslösung der amerikanischen Regierung von bürgerschaftlicher Unterstützung deutlich gemacht. Die Unterstützung und das Engagement der Bürger ist für wesentliche Entscheidungen und deren Umsetzungen nicht mehr notwendig:

Unlike in earlier days of the Republic, government programs today are administered by civil service 'experts'; citizen-employees selected through political patronage but with strong ties to their fellow citizens are passé. Taxes are automatically withheld rather than needing to be paid by affirmative taxpayer action. The military is well-paid, well-trained and all-volunteer; citizen-soldiers are no longer needed or, precluding war, wanted. (Strand 2003, 26).

Diese Reformen haben die Regierung zwar effizienter, gleichzeitig aber auch weniger demokratisch gemacht. Verwaltung, Finanzen und Militär waren traditionell Möglichkeiten für Bürger, auf die Entscheidungsfindung Einfluss zu nehmen. So haben besonders die sozial Privilegierten gelernt, das System für ihre Zwecke zu gebrauchen und praktizieren eine *personal democracy*. Über die persönlichen und lokalen Strukturen hinaus lohnt sich das Engagement nicht mehr.

Der beschworene Niedergang sozialen Kapitals in der amerikanischen Gesellschaft hat in vielfältiger Hinsicht mit diesen gesellschaftlichen Veränderungen zu tun.

Nachdem ich in der Einleitung meinen methodischen Ansatz, der aus einer Kombination der erklärenden Soziologie und kulturtheoretischer Aspekte besteht, näher erläutert habe, beschreibt mein theoretischer Teil die vielen Facetten sozialen Kapitals, die in der Untersuchung mit einbezogen werden müssen. Dabei prägt der Habitus der Mitglieder einer Gemeinschaft ihre Fähigkeit, soziale Ressourcen zu mobilisieren. Wie Spieler im Feld gestalten sie ihre sozialen Interaktionen. Während Pierre Bourdieu in seiner Kapitaltheorie verschiedene Formen von Kapital in einer Typologie nebeneinander stellt und ihre Funktion innerhalb der Sozialstruktur untersucht, beschäftigt sich James Coleman mit der Konsequenz sozialen Kapitals für das Humankapital der Individuen. Robert Putnam legt sich bei seiner Analyse sehr auf organisierte Aktivitäten und Vereinsstrukturen fest, die für ihn Sozialkapital in der Bürgergesellschaft ausmachen. Mit seiner Beschreibung des Niedergangs in den USA hat er die Diskussion um das Konzept verstärkt.

Von den oben genannten Autoren werden einige zentrale Aspekte bereits angesprochen, die Elemente des Konzepts sind. Da ich jedoch in den empirischen Beispielen immer wieder auf diese zurückkomme, sind sie in einem eigenen Kapitel detaillierter ausgeführt. Die Konstruktion von sozialen Identitäten hat sich im Rahmen der Individualisierung und Fragmentierung der Gesellschaft stark verändert. Traditionelle Sinnzusammenhänge verlieren an Bedeutung und müssen durch Beziehungsarbeit ersetzt werden. G. H. Mead und E. Erikson beschäftigen sich als klassische Soziologen bereits mit der Frage inwiefern die Identitätskonstruktion das Verhalten eines Individuums beeinflusst. Erving Goffman beschreibt die Selbstdarstellung als *impression management*, das einen bestimmten Eindruck bei anderen erzeugen soll. So befinden sich handelnde Personen auf einer Bühne der sozialen Interaktion.

Soziales Kapital als Ressource kann nur in sozialen Netzwerken mobilisiert werden. Gerade innerhalb eines solchen Netzes ist die Beziehungsarbeit von zentraler Bedeutung, denn nur so kommt es zum Austausch von Informationen, Geschenken, oder Zeit. Stabilität und Dauerhaftigkeit entscheiden über die Effizienz eines Netzwerkes mit. Beziehungsstrukturen als Netzwerke sind Grundlage für die Mobilisierung sozialen Kapitals.

Besonders Francis Fukuyama hat sich mit der Entstehung und Bedeutung von gegenseitigem Vertrauen in Netzwerkstrukturen beschäftigt. Vertrauen erleichtert soziales Handeln und macht die Etablierung von Normen als Verhaltensregeln möglich. Soziale Normen und gegenseitiges Vertrauen sind Formen von sozialem Kapital.

Je nach Untersuchungsansatz – in der Soziologie, Ökonomie oder Politikwissenschaft – werden vielfältige Definitionen für soziales Kapital verwendet. Ich stelle diese verschiedenen Konzeptionen dar, um mich dann für die Untersuchung meiner drei empirischen Bereiche auf ein Konzept festzulegen. Soziales Kapital ist eine individuelle Ressource, deren Basis soziale Netzwerke darstellen. Wird soziales Kapital in einer Gemeinschaft mobilisiert, kommt es zu einer besseren Durchsetzungsfähigkeit von Normen und gegenseitigem Vertrauen. Diese Elemente stellen für das Individuum Handlungserleichterungen dar. Gleichzeitig können sie für die Gemeinschaft an sich wertvoll sein. Die Untersuchungsebene – Individuum, Gemeinschaft oder gesellschaftliche Strukturen – müssen deshalb immer deutlich voneinander unterschieden werden. Auch die negativen Konsequenzen von hohem sozialen Kapital in einer Gruppe werden hier dargestellt. Für den gemeinschaftlichen Zusammenhalt hat es negative Konsequenzen, wenn sich einzelne Gruppen, die sich durch besonders starke Netzwerke auszeichnen, aus diesem ausgliedern. Einerseits geht die Solidarität mit der Gemeinschaft als einer Nation oder einer städtischen Gemeinde verloren – damit vielleicht auch die Steuergelder. Andererseits kann es in der ausgegliederten Gruppe zu einer Radikalisierung kommen, da nur noch die gruppeninternen Werte und Normen relevant sind. Auf individueller Ebene bedeuten starke Netzwerke und hohes soziales Kapital manchmal einen massiven sozialen Druck. Die Konformitätserwartung kann soweit gehen, dass Eigeninitiative und Kreativität einzelner Individuen leiden. Als „downside of social capital“ wird die starke Homogenisierung von Alejandro Portes und Patricia Landolt dann bezeichnet, wenn sie sich auf die Wirtschaftlichkeit der Gruppe bezieht und bedeutet, dass weniger produktive Mitglieder von anderen mitgetragen werden müssen – etwa in einer ethnischen Enklavenökonomie.

Verschiedene Formen von sozialem Kapital müssen unterschieden werden: Die Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen ist formal geregelt, während spontane Treffen unter Müttern auf dem Spielplatz oder zu einem Stammtisch informell stattfinden. *Bridging social capital* bezeichnet jenes soziales Kapital, das Mitglieder aus unterschiedlichen Gruppen verbindet, während *bonding social capital* sich auf die Verbindungen von Mitgliedern in relativ homogenen Gruppen bezieht. Einmal werden somit soziale Grenzen durchbrochen, in der anderen Variante die Konformität in der Lebensstilgruppe und damit die Grenzziehung verstärkt.

Neben der Konzeptionalisierung erweist sich auch die Messbarkeit sozialen Kapitals als schwierig, da es in seiner Form sehr unkonkret sein kann. Quantitative Studien messen die Aktivität im sozialen Bereich. Komparative Studien vergleichen Partizipation an Organisationen in verschiedenen lokalen Gegenden oder Gruppen. Qualitative Studien untersuchen oft den normativen Druck, der in einer Gemeinschaft herrscht.

Die Aktualität des Konzepts besteht in der Vielseitigkeit der gesellschaftlichen Problemlösung, die durch soziales Kapital möglich erscheint. Hierzu gehören nicht nur die Verbesserung des Humankapitals in funktionierenden sozialen Strukturen, sondern auch die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Gemeinschaft, die sich in mehr Unternehmertum, Wirtschaftlichkeit und gegenseitige Hilfeleistung, stabileren sozialen Netzwerken, einem stärkeren Gemeinschaftsgefühl und gegenseitigem Vertrauen manifestiert. Allerdings muss ein kritischer Blick auf die Resultate der Untersuchungen zu sozialen Kapital gelegt werden, denn die teilweise als Annahme formulierte gesellschaftliche Bedeutung sozialen Kapitals, im Sinne einer alternativen neuen Form, um soziostrukturelle Probleme zu lösen, kann nicht bestätigt werden. In diesem Sinne setzen sich soziale Pathologien fort und gesellschaftlich marginalisierte, bzw. soziostrukturell benachteiligte Gruppen können soziales Kapital als individuelle Ressource seltener nutzen.

Dabei spielt der Begriff der Gemeinschaft in der Auseinandersetzung eine zentrale Rolle. Ursprünglich wurde Gemeinschaft stark über geographische Faktoren definiert. Dieser Raumbezug hat eine historische Komponente. Gemeinschaft verstanden als psychokulturelle Einheit verbindet die Vorstellung der Sicherheit, die

Mitglieder einer Gemeinschaft durch ihre Zugehörigkeit gewinnen, mit der Idee, dass sie gemeinsame Werte, Normen und Ziele haben. Die von Ferdinand Tönnies formulierte Dichotomie zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft hat immer noch Bestand, denn die Gemeinschaft wird häufig idealisiert, während die Gesellschaft für Individualisierung und Fragmentierung steht. Auch Talcott Parsons bleibt mit seinen *pattern variables* in dieser Tradition. Der Handelnde muss sich zwischen verschiedenen Optionen entscheiden – so etwa zwischen Eigeninteresse und den Verpflichtungen der Gruppe gegenüber. Max Weber berücksichtigt sehr stark, dass Rationalität Handlungsfreiheiten erst eröffnet. Jürgen Habermas baut noch einmal auf Tönnies auf, indem er Lebenswelt und System als zwei Handlungssphären etabliert, zwischen denen sich der Akteur entscheiden muss.

Die Semantik des Gemeinschaftsbegriffs unterscheidet sich in der amerikanischen Tradition von der deutschen. In den USA ist der Gemeinschaftsdiskurs in das Selbstverständnis der Nation eingebaut, gleichzeitig ist von Anfang an ein individualistischer Liberalismus vorhanden, der auf John Locke zurückgeht. Im Gegensatz zum deutschen Verständnis, wo sich immer die Idee einer „Schicksalsgemeinschaft“ fortgesetzt hat, wird im Zusammenhang mit dem Selbstverständnis der USA stärker auf das Konzept einer „Solidargemeinschaften“ zurückgegriffen. Die freiwillige Mitgliedschaft und das eigene Engagement als aktives Mitglied einer solchen Gemeinschaft, werden dann in der amerikanischen Variante auch eher betont. Die *community studies* haben sich in den USA sehr lange mit räumlich abgegrenzten Gemeinschaftsstrukturen beschäftigt. Nach Benedict Anderson rührt das Gemeinschaftsgefühl jedoch auch sehr stark von wahrgenommenen Gemeinsamkeiten her, in diesem Sinne handelt es sich um *imagined communities*, die nicht mehr auf tägliche reale face-to-face Interaktion angewiesen sind. Dies gilt zum Beispiel für die virtuellen Gemeinschaften.

Die Kommunitaristen formulieren die im Diskurs der Moderne aufgetretenen Klagen über die Zerstörung von Gemeinschaft als ein politisch-moralisches Problem und etablieren damit eine liberalismus- und individualisierungskritische Position. Amitai Etzionis Programm des Kommunitarismus beschreibt eine traditionelle, auf moralischen Vorstellungen basierende Wertegemeinschaft, in der individuelle Unterschiede und Orientierungen nur eine geringe Rolle spielen dürfen. In Michael

Walzers Entwurf nimmt die multikulturelle Grundlage der USA den zentralen Platz ein. Nach Walzer muss eine Gemeinschaft die Differenz ihrer Mitglieder aushalten. Besonders bei Charles Taylor wird deutlich, wie schwierig die Grenzziehung bei der Zulassung von Gruppeninteressen auf nationaler Ebene ist.

Wie stark soziale Netzwerke Kapital mobilisieren können, und inwiefern damit eine stabile Gemeinschaft entsteht, hängt also nicht nur von den nationalstaatlichen Vorgaben ab, sondern auch von der Struktur der Interaktionen. Die Verbindung dieser beiden Aspekte, die jeweils im theoretischen Teil ausführlich dargestellt wurden, findet ihre Anwendung in vielfältigen Gemeinschaftsstrukturen innerhalb der US-Gesellschaft. Im zweiten empirischen Teil der Arbeit wurden drei Arten von Gemeinschaften auf ihre Sozialstruktur und die Einbindung in nationalstaatliche Parameter untersucht. Dabei handelt es sich um Gated Communities als Siedlungsstrukturen, Ethnic Communities als Einwanderergemeinschaften und die neuentstandenen Virtual Communities als computergestützte Kommunikationsnetzwerke.

Die drei untersuchten Felder weisen sehr unterschiedliche Formen von sozialem Kapital auf.

Für die Einwanderergruppen kann soziales Kapital vielfältige Wirkungen haben. Soziale Netzwerke bedeuten meist eine Möglichkeit zur sozialen Mobilität. Die Etablierung von Normen in der ethnischen Gemeinschaft kann ein wichtiger Faktor sein, der auch die Chancen auf soziale Mobilität in der Gesamtgesellschaft erhöht. Die Arbeitsmarktlage bestimmt die Bedeutung der sozialen Netzwerke in der ethnischen Gemeinschaft mit. Oft stellen diese informellen Verbindungen eine Alternative zur geschlossenen Struktur des primären Arbeitsmarktes dar. Ethnische Identitäten werden durch hohes soziales Kapital in der Gemeinschaft verstärkt. In den Gated Communities entsteht besonders homogenes soziales Kapital. Eine Loslösung von der Gesamtgesellschaft findet in geographischer, sozialer, politischer und finanzieller Hinsicht statt. *Bonding social capital* führt zu einem hohen Konformitätsdruck innerhalb der Gemeinschaft und verstärkt die Grenzziehung zum Rest der Bevölkerung. Simulierte kleinstädtische Verhältnisse und eine utopische Vorstellung von Gemeinschaft unterstützen diese Abgrenzung.

Virtuelle Gemeinschaften sind als Begriff sehr unklar. Alle computervermittelten Kommunikationsformen werden tendenziell als Online-Communities bezeichnet. Untersucht man diejenigen mit starker und dauerhafter sozialer Interaktion, stellt man die Mobilisierung von sozialem Kapital in Form von Informationsvermittlung, Hilfeleistung, Vertrauen usw. fest.

Abschließend möchte ich auf die in der Einleitung formulierten Thesen eingehen.

These: Wenn soziales Kapital Produkt sozialer Interaktion ist, entsteht es in gemeinschaftlichen Strukturen automatisch.

Die effiziente Mobilisierung von sozialem Kapital in sozialen Interaktionen hängt sowohl von Faktoren ab, die sich auf interagierende Individuen beziehen, wie auch von deren soziostruktureller Position. Ist das Individuum Mitglied einer ethnischen Solidargemeinschaft, in der sich Personen befinden, die über vielfältige soziale Kontakte verfügen, erweitert sich das Handlungspotential für den Akteur. Befindet sich die Gemeinschaft, in der sich ein Individuum wiederfindet, in einer geschlossenen Sozialstruktur – wie etwa die *urban underclass* – lassen sich aus den Interaktionen kaum Ressourcen für das Individuum entwickeln. In diesem Zusammenhang ist auch die gesamtgesellschaftliche Situation relevant. Gerade in einer Nation, die sich durch starke ethnische Schichtung auszeichnet, wie die USA, kann die Position einer Gruppe innerhalb dieser ethnischen Sichtung zwar zu starker Solidarität führen, aber produktive Aspekte sozialen Kapitals können sich nicht unbedingt entwickeln. Interaktionsstrukturen in den virtuellen Gemeinschaften machen deutlich, dass noch weitere Faktoren existieren, die für die Mobilisierung sozialen Kapitals als Ressource relevant sind. Neben dem reinen „Gemeinschaftsgefühl“, müssen die Interaktionen eine gewisse Dauerhaftigkeit aufweisen. Kurze Kontakte mit immer neuen Mitgliedern der Gemeinschaft können nicht wirklich stabile soziale Kontakte herstellen. Soziale Interaktion stellt also die Basis für die Entstehung sozialen Kapitals dar. Gleichzeitig müssen jedoch zusätzliche Faktoren erfüllt sein: Dazu gehört eine gewisse Dauerhaftigkeit und Zielgerichtetheit der Interaktion.

These: Soziales Kapital entsteht aus funktionierenden sozialen Netzwerken und kann von den Partizipanten in diesen Netzwerken eingelöst werden.

Soziale Netzwerke sind die Grundvoraussetzung für die Akkumulation von sozialem Kapital. Allerdings ist für den Erhalt dieser Netzwerke dauernde Beziehungsarbeit nötig. Die Durchsetzungsfähigkeit von Normen in diesen Strukturen bedeutet einerseits bereits soziales Kapital, andererseits können so weitere Formen wie gegenseitiges Vertrauen oder Informationsvermittlung erst entstehen. Selbst in den sogenannten *weak ties*, recht oberflächlichen Kontakten, kann soziales Kapital beispielsweise in Form von Informationsvermittlung existieren.

These: Politische Ideen und staatliche Vorgaben können soziales Kapital mobilisieren. So kann die Bildung von sozialem Kapital von außen angeregt werden.

Formelles soziales Kapital hängt von der Funktionsfähigkeit der Organisationsstrukturen in einer Gesellschaft ab. Stabile bürgerschaftliche Organisationen können – wie von Putnam, Skocpol und anderen belegt – einen starken positiven Effekt auf die Bildung von sozialem Kapital haben. Informelles soziales Kapital entsteht oft in Enklaven gerade weil der Staat (auch in Form von Arbeitsmarktpolitik) nicht regelnd eingreift. Die geplante Mobilisierung sozialen Kapitals kann sich insofern eher durch effiziente bürgerschaftliche Organisationen umsetzen lassen.

These: Soziales Kapital kann in andere Kapitalformen – materielles oder symbolisches – umgewandelt werden.

Die Kreditgesellschaften der Einwanderergemeinschaften sind für die Umwandlung der Vertrauensverhältnisse in materielle Austauschstrukturen ein deutliches Beispiel. Schwer messbar scheint dagegen, wie zum Beispiel die Informationsvermittlung in Netzwerken zu einer materiell besseren Situation für das Individuum führt (etwa durch die Vermittlung einer Arbeitsstelle). Da soziale Systeme Statusunterschiede beinhalten können, kann hohes soziales Kapital in der eigenen Gemeinschaft auch in symbolisches umgewandelt werden. Zusätzlich kann soziales Kapital symbolisches Kapital bedeuten, wenn so Zugang zu Minderheitenprogrammen eröffnet wird.

These: Sowohl kleine Gruppen, wie auch ganze Nationen können als Gemeinschaft soziales Kapital bilden.

Generalisiertes Normen und gegenseitiges Vertrauen sind Formen von sozialem Kapital, die sowohl in Kleingruppen, wie in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen entstehen können. Das Informationspotential dichter sozialer Netzwerke hängt jedoch sehr stark von regelmäßigen Interaktionen ab und kann so Gemeinschaften ab einer bestimmten Größe nicht zur Verfügung stehen.

These: Soziales Kapital kann die Solidarisierung mit anderen, die ebenfalls Teil einer Nation sind, verhindern.

Die Tendenz zur Abschottung ist anhand der Gated Communities deutlich belegt. Eine solche Lossagung von allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenhängen bedeutet die Erosion des politischen Gemeinwesens und staatlicher Funktionsfähigkeit (staatliche Sozialsysteme beruhen immer auf einem gewissen Solidarprinzip).

Im Rahmen der Kulturgeschichte stellt soziales Kapital ein aufschlussreiches Konzept dar, mit dem sich vielschichtige soziale Entitäten untersuchen lassen. Damit werden auch die Grundlagen und Funktionen von gemeinschaftlichen Strukturen erfasst. Gesellschaftspolitische und soziale Probleme können jedoch nicht durch die Instrumentalisierung von sozialem Kapital gelöst werden.

8. Bibliographie

- Achinger, Gertrud (Hg.): *Migration und soziale Netzwerke*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1997.
- Acuña, Rodolfo F.: *Anything But Mexican: Chicanos in Contemporary Los Angeles*. New York: Verso, 1996.
- Addams, Jane: *Twenty Years at Hull House*. Chicago, 1920.
- Adler, Paul S.: „Social Capital: The Good, the Bad, and the Ugly”. *Knowledge and Social Capital: Foundations and Applications*. Hg Eric L. Lesser. Boston: Butterworth-Heinemann, 2000, 89-118.
- Ahmad, Muneer: „Homeland Insecurities: Racial Violence the Day after September 11“. *Social Text* 72, Vol. 20, No. 3 (Fall 2002): 101-116.
- Alba, Richard D.: *Italian Americans: Into the Twilight of Ethnicity*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall, 1985.
- Alba, Richard D.: *Ethnic Identity: The Transformation of White America*. New Haven, Conn.: Yale University Press, 1990.
- Alers-Montalvo, Manuel: *The Puerto Rican Migrants of New York City*. New York: AMS, 1985.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities: Reflections on the Origins of Nationalism*. New York: Verso, 1983.
- Appadurai, Arjun: „Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy”. *Public Culture* Vol. 2, No. 2 (Spring 1990): 1-24.
- Apparudai, Arjun: „Globale Landschaften”. *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Hg. Ulrich Beck. Frankfurt: Suhrkamp, 1997.
- Ashley, David: „Postmodernism and Antifoundationalism“. *Postmodernism and Social Inquiry*. Hg. David R. Dickens und Andrea Fontana. London: Guildford, 1994, 53-75.
- Baca Zinn, Maxine: „Family, Race, and Poverty in the Eighties“. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman . Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 512-522.
- Balibar, Etienne und Immanuel Wallerstein: *Race, Nation, Class: Ambiguous Identities*. New York: Verso, 1991.
- Barber, Benjamin: *Strong Democracy. Participation Politics for a New Age*. Berkeley, 1984.

- Barber, Benjamin: „Jenseits von Dschihad und McWorld“. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 16 (19./20. Januar 2002): 17.
- Baron, Stephen, John Field und Tom Schuller (Hg.): *Social Capital: Critical Perspectives*. Oxford: Oxford University Press, 2000.
- Barth, F.: *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Cultural Difference*. London: 1969.
- Basch, Linda u. a.: *Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States*. Langhorne, Penn.: Gordon and Breach, 1994.
- Baudrillard, Jean. *Simulations*. New York: Semiotext(e), 1983.
- Baudrillard, Jean: *Amerika*. München: Matthes & Seitz, 1995. Im Original: Baudrillard, Jean. *America*. New York: Verso, 1988.
- Baudrillard, Jean. *Simulacra and Simulation*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1994.
- Baudrillard, Jean: „The Precession of Simulacra“. *Cultural Theory and Popular Culture*. Hg. John Story. Athens, Georgia: Prentice Hall, 1998, 350-358.
- Baudrillard, Jean: „Der Geist des Terrorismus“. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 260 (12. November 2001): 16.
- Bauer, Thomas and Klaus F. Zimmermann: „Network Migration of Ethnic Germans“. *International Migration Review*, 31, 2 (1997): 143-149.
- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- Beck, Ulrich: *Die Erfindung des Politischen: Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993.
- Beck, Ulrich: *Was ist Globalisierung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.
- Becker, Gary S.: *Human Capital*. New York: Columbia University Press, 1975.
- Becker Gary S.: „The Economic Way of Looking at Life“. *Accounting for Tastes*. Gary S. Becker. Cambridge: Harvard University Press, 1996, 139-159.
- Bell, Jonathan: *Architecture: When the Car and the City Collide*. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser, 2002.
- Bender, Thomas: *Community and Social Change in America*. New Brunswick: Rutgers University Press, 1978.
- Bertels, Lothar: *Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt*. Opladen: Leske und Budrich, 1990.

- Best, Steven: „Foucault, Postmodernism, and Social Theory”. *Postmodernism and Social Inquiry*. Hg. David R. Dickens und Andrea Fontana. London: Guildford, 1994, 25-52.
- Bibas, David: *Immigrants and the Formation of Community: A Case Study of Moroccan Jewish Immigration to America*. New York: AMS Press, 1998.
- Blakely, Edward J. and Mary Gail Snyder: *Fortress America: Gated Communities in The United States*. Washington, D.C.: Brookings Institution, 1997.
- Blanchard, Anita und Tom Horan: „Virtual Communities and Social Capital”. *Knowledge and Social Capital: Foundations and Applications*. Hg. Eric L. Lesser. Boston: Butterworth-Heinemann, 2000, 159-178.
- Blumer, Herbert: „Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus“. *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Hg. Bielefelder Soziologen. Reinbek bei Hamburg: 1978, 80ff.
- Bonacich, Edna: „Class Approaches to Ethnicity and Race“. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 59-75. Zuerst 1980.
- Bonacich, Edna: „Thoughts on Urban Unrest“. *Race and Ethnic Conflict: Contending Views on Prejudice, Discrimination and Ethnoviolence*. Hg. Fred L. Pincus und Howard J. Ehrlich. Boulder: Westview Press, 1994, 404-408.
- Borman, Kathryn M.: *Ethnic Diversity in Communities and Schools*. Stanford, CT: Ablex, 1998.
- Bourdieu, Pierre: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.
- Bourdieu, Pierre: „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“. *Soziale Ungleichheiten*. Hg. Reinhard Kreckel. Göttingen, Soziale Welt Sonderband 2, 1983, 183-198.
- Bourdieu, Pierre: *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Lecon sur la lecon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: 1985.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt: Suhrkamp, 5. Aufl. 1992 (zuerst 1979).
- Bourdieu, Pierre: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: 1992a.
- Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993 (zuerst 1976).

- Bourdieu, Pierre: „A Social Critique of the Judgement of Taste“. *Social Stratification: Class, Race & Gender*. Hg. David B. Grusky. Sociological Perspective. Boulder, Colorado: Westview, 1994, 408.
- Boyer, M. Christine: „Cities for Sale: Merchandising History at South Street Seaport“. *Variations on a Theme Park*. Hg. Michael Sorkin. New York: Hill and Wang, 1992, 181-204.
- Boyer, M. Christine: *Cybercities: Visual Perception in the Age of Electronic Communication*. Princeton: Architectural Press, 1996.
- Brack, Bruce La . *The Sikhs of Northern California*. New York: AMS, 1988.
- Bruckman, Amy. „Identity Workshops: Emergent Social and Psychological Phenomena in Text-Based Virtual Reality“. Master's Thesis (MIT Media Laboratory), 1992.
- Brumlik, M. und Brunkhorst, H. (Hg.): *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993.
- Brundage, Karla: „Passing“. *MultiAmerica: Essays on Cultural Wars and Cultural Peace*. Hg. Ishmael Reed. New York, Penguin, 1997, 116-122.
- Burkhalter, Byron: „Reading race online: discovering racial identity in Usenet discussions“. *Communities in Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 60-75.
- Burt, Ronald: *Structural Holes: The Social Structure of Competition*. Cambridge: Harvard University Press, 1992.
- Butler, Judith: „Explanation and Exoneration, or What We Can Hear“. *Social Text* 72, Vol. 20, No. 3 (Fall 2002): 177-188.
- Carlton, Jim: „Behind the Gates: Walling Off the Neighborhood Is a Growing Trend“. *Los Angeles Times* (8. October 8 1989): sec.I, 3.
- Chomsky, Noam und Heinz Dietrich: *Globalisierung im Cyberspace: Globale Gesellschaft, Märkte, Demokratie und Erziehung*. Bad Honnef: Horlemann, 1996.
- Coleman, James S. und T. B. Hoffer: *Public and Private Highschools: The Impact of Communities*. New York: Basic Books, 1987.
- Coleman, James S.: „Social capital in the creation of human capital“. *Sociological Theory* 6 (1988): 52-57.
- Coleman, James S.: *Grundlagen der Sozialtheorie*. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenburg, 1995.

- Cornell, Stephen und Douglas Hartmann: *Ethnicity and Race: Making Identities in a Changing World*. Thousand Oaks, CA: Pine Forge, 1998.
- Davis, Mike: *City of Quartz: Excavating the Future in Los Angeles*. London: Vintage, 1990.
- Davis, Mike: „Fortress Los Angeles: The Militarization of Urban Space”. *Variations on a Theme Park: The New American City and the End of Public Space*. Hg. Michael Sorkin. New York: Hill and Wang, 1992.
- Dederichs, Andrea Maria. *Das soziale Kapital in der Leistungsgesellschaft. Emotionalität und Moralität in „Vetternwirtschaften“*. Münster: Waxmann, 1999.
- Dickens, David R. und Andrea Fontana (Hg.): *Postmodernism and Social Inquiry*. London: Guildford, 1994.
- Dittrich, Eckhard J. und Frank-Olaf Radtke (Hg.): *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990.
- Dobriner, William M. (Hg.): *The Suburban Community*. New York: G. P. Putnam's Sons, 1958.
- Döring, Nicola: *Sozialpsychologie des Internet: Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen: Hogrefe, 1999.
- Döring, Nicola: „Geschlechterkonstruktionen und Netzkommunikation“. *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Hg. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000, 182-207.
- Donath, Judith S.: „Identity and deception in the virtual community”. *Communities In Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 29-60.
- Dunn, Robert G.: *Identity Crises*. 2000.
- Edelman, P.: „Welfare and the ‘Third Way’“. *dissent* (Winter 1999): 14-16.
- Eglash, Ron: „Race, Sex, and Nerds: From Black Geeks to Asian American Hipsters“. *Social Text* 71, Vol. 20, No. 2 (Summer 2002): 49-64.
- Erikson, Erik H.: *Childhood and Society*. New York: W.W. Norton, 1950.
- Erikson, Erik H.: *Identity: Youth and Crises*. New York: W.W. Norton, 1968.
- Esser, Hartmut: *Soziologie: Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Esser, Hartmut: „The Rationality of Everyday Behaviour”. *Rationality and Society* 5, 1, (1993): 7-31.

- Etzioni, Amitai: *The Spirit of Community: Rights, Responsibilities and the Communitarian Agenda*. New York: Crown, 1993.
- Etzioni, Amitai: „Too Many Rights, Too Few Responsibilities“. *Toward a Global Civil Society*. Hg. Michael Walzer. Providence, RI: Berghahn, 1995, 99-105.
- Everett, Anna: „The Revolution Will Be Digitized: Afrocentricity and the Digital Public Sphere“. *Social Text* 71, Vol. 20, No. 2 (Summer 2002): 125-146.
- Fenton, Steve: *Ethnicity: Racism, Class and Culture*. London: Macmillan, 1999.
- Fernández Kelly, M. Patricia: „Social and Cultural Capital in the Urban Ghetto: Implications for the Economic Sociology of Immigration“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995: 213-248.
- Fernández Kelly, M. Patricia und Richard Schauffler: „Divided Fates: Immigrant Children and the New Assimilation“. *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996: 8-29.
- Fischer, William C. (Hg.): *Identity, Community, and Pluralism in American Life*. New York: Oxford University Press, 1997.
- Fine, Ben und Francis Green: „Economics, Social Capital, and the Colonization of The Social Sciences“. *Social Capital: Critical Perspectives*. Hg. Stephen Baron, John Field und Tom Schuller. Oxford: Oxford University Press, 2000, 78-93.
- Fisher, Robert und Joseph Kling (Hg.): *Mobilizing the Community: Local Politics in the Era of the Global City*. Newbury Park, London: Sage Publications, 1993.
- Flap, Henk, Adem Kumcu und Bert Bulder: „The Social Capital of Ethnic Entrepreneurs and their Business Success“. *Immigrant Business and the Urban Economic Fringes*. Hg. J. Rath. London: Macmillan, 1997.
- Flusser, Vilém: *Medienkultur*. Frankfurt am Main: Fischer, 1997.
- Foster, Lawrence: *Women, Family and Utopia: Communal Experiments of the Shakers, the Oneida Community and the Mormons*. Syracuse, NY: University Press, 1991.
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994. Für das französische Original: *Surveiller et Punir. La Naissance de la Prison*. Editions Gallimard, 1975.

- Friedman, B.: *Human Values and the Design of Computer Technology*. Cambridge: Cambridge University Press, 1997.
- Fukuyama, Francis: *The End of History and the Last Man*. New York: Macmillan, 1992.
- Fukuyama, Francis: *Trust: Social Virtue and the Creation of Prosperity*. New York: Simon & Schuster, 1995.
- Fukuyama, Francis: „Social Capital and the Global Economy”. *Foreign Affairs* 74, (1995 a): 89-103.
- Fukuyama, Francis: *The Great Disruption: Human Nature and the Reconstitution of Social Order*. New York: Simon & Schuster, 1999.
- Gallery, Heike: „bin ich-klick ich' – Variable Anonymität im Netz“. *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Hg. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000, 71-88.
- Gamm, Gerald und Robert D. Putnam: „The Growth of Voluntary Associations in America, 1840-1940“. *Patterns of Social Capital*. Hg. Rotberg, Robert I. Cambridge: Cambridge University Press, 2001, 173-220.
- Gans, Herbert J.: *The Levittowners: Ways of Life and Politics in a New Suburban Community*. New York: Columbia University Press, 1967.
- Gans, Herbert J.: „Symbolic Ethnicity: The Future of Ethnic Groups and Cultures in America“. *Ethnic and Racial Studies*, 2, 1 (1979): 1-20.
- Gans, Herbert J.: „Deconstructing the Underclass“. *APA Journal*, 56 (Summer 1990): 1-7.
- Gans, Herbert J.: „Second Generation Decline: Scenarios for the Economic and Ethnic Futures of Post-1965 American Immigrants”. *Ethnic and Racial Studies*, 15 (April 1992): 173-192.
- Garreau, Joel: *Edge City - Life on a New Frontier*. New York, 1991.
- „Gary S.Becker”. R. Swedberg (Hg.): *Economics and Sociology. Redefining their Boundaries: Conversations with Economists and Sociologists*. Princeton: Princeton University Press, 27-46.
- Geertz, Clifford: *Old Societies and New States*. New York: Free Press, 1963.
- Gellner, Winand und Fritz von Korff (Hg.): *Demokratie und Internet*. Baden Baden: Nomos, 1998.
- Gergen, Kenneth J.: *Das übersättigte Selbst: Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg: 1996.

- Gibson, M. A.: *Accommodation without Assimilation: Sikh Immigrants in an American High School*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1989.
- Gibson, M. und J. U. Ogbu (Hg.): *Minority Status and Schooling: A Comparative Study of Immigrant and Involuntary Minorities*. New York: Garland, 1991.
- Giddens, Anthony: *The Third Way: The Renewal of Social Democracy*. Cambridge: Polity, 1998.
- Gidley, Mick (Hg.): *Modern American Culture*. New York: Longman, 1993.
- Glazer, N. und Moynihan, D. P.: *Ethnicity: Theory and Experience*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1975.
- Glazer, N.: *Ethnic Dilemmas: 1964-1982*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1983.
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper. 6. Auflage 1997. Originalausgabe: *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday, 1959.
- Goffman, Erving: *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*. Harmondsworth, 1968.
- Gordon, Milton M.: *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press, 1964.
- Gordon, Milton M.: *Human Nature, Class and Ethnicity*. New York: Oxford University Press, 1978.
- Graf, Friedrich Wilhelm: „Zur Einführung“. *Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft*. Hg. Friedrich Wilhelm Graf, Andreas Plasshaus und Stephan Schleissing: Stuttgart: Kohlhammer, 1999.
- Granovetter, Mark: „The Strength of Weak Ties“. *American Journal of Sociology* 78, 6 (1973): 1360-1380.
- Granovetter, Mark: „The strength of weak ties: A network theory revisited.“ *Social Structure and Network Analysis*. Hg. P. M. N. Lin. Beverly Hills, CA: Sage, 1982, 105-130.
- Granovetter, Mark S.: „The Strength of Weak Ties.“ *Sociological Theory*, Hg. V. R. Collins. San Francisco, 1983, 201-233.
- Granovetter, Mark: „The Economic Sociology of Firms and Entrepreneurs“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995: 128-165.

- Granovetter, Mark: *Getting a Job*. 2. Auflag. Chicago: University of Chicago Press, 1995b.
- Greeley, Andrew: *Ethnicity in the United States: A Preliminary Reconnaissance*. New York: Wiley, 1974.
- Grieswelle, Detlef: *Allgemeine Soziologie*. Stuttgart: Kohlhammer, 1978.
- Gutmann, Amy. „Die kommunitaristischen Kritiker des Liberalismus“.
Kommunitarismus: Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Hg. A. Honneth Frankfurt a. M.: Campus, 1993, 68-83.
- Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Luchterhand: Berlin, 1969 (zuerst 1962).
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987 (zuerst 1981).
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987 (zuerst 1981).
- Hagel, John III und Arthur G. Armstrong: *Net Gain – Profit im Netz: Märkte erobern Mit virtuellen Gemeinschaften*. Wiesbaden: Gabler, 1998.
- Hall, Peter: *Cities of Tomorrow*. Oxford, UK: Blackwell, 1996. Besonders Kapitel 9 „The City on the Highway“, 273-318.
- Hank, Rainer: „Jobs, Jobs, Jobs oder: Über das Kapital, das Arbeit schafft“. *Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft*. Hg. Friedrich Wilhelm Graf, Andreas Plasshaus und Stephan Schleissing: Stuttgart: Kohlhammer, 1999, 71-82.
- Hanifan, Lyda Judson: *The Community Center*. Boston: 1920.
- Haraway, Donna J.: „A Cyborg Manifesto: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“. *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. New York: Routledge, 1991, 149-182.
- Harvey, David: *The Condition of Postmodernity*. Oxford: Blackwell, 1990.
- Haug, Sonja: *Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland*. Opladen: Leske und Budrich, 2000.
- Haus, M.: *Lokale Politik, soziales Kapital und Bürgergesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 2001.
- Hein, Michael: „The Erotic Ontology of Cyberspace“. *Cyberspace: First Steps*. Hg. Michael Benedikt. Cambridge: MIT Press, 1992.

- Heisler, Doreen und Warren Klein: *Inside Look at Community Association Ownership: Facts and Perceptions*. Alexandria, VA.: Community Association Institute, 1996.
- Heckmann, Friedrich: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation: Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart: Enke, 1992.
- Heitmeyer, W. (Hg.): *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens zur Konfliktgesellschaft*. Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- Heitmeyer, W. (Hg.): *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens zur Konfliktgesellschaft*. Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- Hillary, George: „Definitions of Community: Areas of Agreement“. *Rural Sociology* 20 (Juni 1955).
- Hirschman, Charles und Morrison G. Wong: „The Extraordinary Educational Attainment of Asian-Americans“. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 169-184.
- Hoffer, T., A. Greeley und J. S. Coleman: „Achievement and Growth in Public and Catholic Schools“. *Sociology of Education*, 58/2, 74-97.
- Hollinger, David A.: *Postethnic America: Beyond Multiculturalism*. New York: Basic, 1995.
- Holtz-Bacha, Christina: „Fragmentierung der Gesellschaft durch das Internet?“ *Demokratie und Internet*. Hg. Winand Gellner und Fritz von Korff. Baden-Baden: Nomos, 1998, 219-226.
- Honneth, Axel (Hg.): *Kommunitarismus: Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Campus, 1993.
- Honneth, Axel: „Posttraditionale Gemeinschaften: Ein konzeptueller Vorschlag“. *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Hg. M. Brumlik und H. Brunkhorst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993, 260-272.
- Hughes, Robert: *Bilder von Amerika*. München: Karl Blessing, 1997.
- Huntington, Samuel P.: *The Clash of civilizations and the remaking of world order*. New York: Simon & Schuster, 1996.
- Inglehart, Ronald: *Modernization and Postmodernization*. Princeton: Princeton University Press, 1997.

- Jackson, Kenneth T.: *Crabgrass Frontier – The Suburbanization of the United States*. New York, N. Y., 1985.
- Jacobs, Jane: *The Death and Life of Great American Cities*; New York: Random House, 1961.
- Jameson, Frederic: „Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism.“ *New Left Review* 146 (1984): 53-92.
- Jencks, Christopher und Paul Peterson: *Urban Underclass*. Washington, D.C.: The Brookings Institution, 1991.
- Jencks, Christopher: *Rethinking Social Policy: Race, Poverty, and the Underclass*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1992.
- Joas, H.: „Gemeinschaft und Demokratie in den USA. Die vergessene Vorgeschichte Der Kommunitarismus-Diskussion“. *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Hg. M. Brumlik und H. Brunkhorst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993, 49-62.
- Jones, Steven G. (Hg.): *Cybersociety: Computer-Mediated Communication and Community*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1995.
- Jones, Steven G.: „Understanding Community in the Information Age“. *Cybersociety: Computer-Mediated Communication and Community*. Steven G. Jones (Hg.). Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1995, 10-35.
- Kant, Immanuel: *Zum ewigen Frieden*. Königsberg, 1795 (in der Ausgabe von 1995).
- Kasinitz, P.: *Caribbean New York: Black Immigrants and the Politics of Race*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1992.
- Kasinitz, P. und J. Rosenberg: „Missing the Connection: Social Isolation and Employment on the Brooklyn Waterfront“. Working Paper; Michael Harrington Center for Democratic Values and Social Change, Queens College of the City University of New York, 1994.
- Katz, J.: „The digital citizen“. *Wired* 68(December 1982): 274-275.
- Katz, James E. und Ronald E. Rice: *Social Consequences of Internet Use: Access, Involvement, and Interaction*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 2002.
- Keil, Hartmut: „Die deutsche Amerikaeinwanderung im städtisch-industriellen Kontext: Das Beispiel Chicago 1880-1910“. *Auswanderer, Wanderarbeiter, Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts*. Hg. K. J. Bade. Ostfildern, 1984, 378-405.

- Kennedy, David J.: „Residential Associations as State Actors: Regulating the Impact of Gated Communities on Nonmembers”. *Yale Law Journal* 3, Vol. 105 (Dezember 1995): 761-793.
- Keupp, Heiner und Bernd Röhrle (Hg.): *Soziale Netzwerke*. Frankfurt a. M.: Campus, 1987.
- Keupp, H.: „Die Suche nach Gemeinschaft zwischen Stammesdenken und Kommunitärer Individualität“. *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens zur Konfliktgesellschaft*. Hg. W. Heitmeyer. Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997, 279-312.
- Keupp, Heiner u. a.: *Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1999.
- Keupp, Heiner: *Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden*. München: Sozialpädagogisches Institut, 2000.
- Kolko, Beth E., Lisa Nakamura und Gilbert B. Rodman: *Race in Cyberspace*. New York: Routledge, 2000.
- Kollock, Peter und Marc A. Smith: „Communities in Cyberspace“. *Communities in Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 3-28.
- Komar, Ingrid: *Living the Dream: A Documentary Study of the Twin Oaks Community*. Communal Societies and Utopian Studies Series. Norwood, Pennsylvania: Norwood Editions, 1983.
- Korff, Fritz von: „Kommunale Bürgernetze im Internet“. *Demokratie und Internet*. Hg. Winand Gellner und Fritz von Korff. Baden-Baden: Nomos, 1998, 95-110.
- Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Soziale Welt Sonderband 2, 1983.
- Kreye, Adrian: „Strafzettels Traum. Born to be mild: Der amerikanische Alltag bringt nur noch Lifestyle-Rebellen hervor“. *Süddeutsche Zeitung* 133 (12. Juni 2003): 13.
- Lamphere, Louise (Hg.): *Structuring Diversity: Ethnographic Perspectives on the New Immigration*. Chicago: University of Chicago Press, 1992.

- Lasch, Christopher: *The Culture of Narcissism: American Life in an Age of Diminishing Expectations*. New York: W. W. Norton, 1991 (zuerst 1979).
- Lasch, Christopher: *The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy*. New York: W. W. Norton, 1995.
- Leib, Volker: „Wissenschaftsnetze und Bürgernetze. Vom selbstgesteuerten Internet Zur elektronischen Demokratie?“. *Demokratie und Internet*. Hg. Winand Gellner und Fritz von Korff. Baden-Baden: Nomos, 1998, 81-94.
- Lemann, N.: „Kicking in Groups“. *Atlantic Monthly* (April 1996): 1-9.
- Lesser Eric L. (Hg.): *Knowledge and Social Capital: Foundations and Applications*. Boston: Butterworth-Heinemann, 2000.
- Licklider, J. C. R.: *Libraries of the Future*. Cambridge, MA: MIT Press, 1965.
- Licklider, J. C. R. und R. W. Taylor: „The computer as a communication device“. *Science & Technology* 76 (1968): 21-31.
- Liebersohn, Stanley: *Ethnic Patterns in American Cities*. New York: Free Press, 1963.
- Lifton, Robert Jay: *The Protean Self: Human Resilience in an Age of Fragmentation*. New York: 1993.
- Light, Ivan: *Ethnic Enterprise in America*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press, 1972.
- Light, Ivan: „Immigrant and Ethnic Enterprise in North America“. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights: Allyn and Bacon, 1991, 307-318.
- Light, Ivan and Carolyn Rosenstein: *Race, Ethnicity, and Entrepreneurship in Urban America*. New York: Aldine de Gruyter, 1995.
- Light, Ivan und Carolyn Rosenstein: „Expanding the Interaction Theory of Entrepreneurship“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995b: 166-213.
- Light, Ivan und Steven J. Gold: *Ethnic Economies*. San Diego: Academic Press, 2000.
- Lloyd Warner, William: *The Social Life of a Modern Community*. Yankee City Series. New Haven: Yale University Press, 1941-1959.
- Loizos, Peter: „Are Refugees Social Capitalists?“. *Social Capital: Critical Perspectives*. Hg. Stephen Baron, John Field und Tom Schuller. Oxford: Oxford University Press, 2000, 124-141.

- Loury, G.: „A Dynamic Theory of Racial Income Differences”. *Women, Minorities, And Employment Discrimination*. Hg. P. A. Wallace and A. le Mund. Lexington, Mass.: Lexington, 1977.
- Malik, Iftikhar Haider: *Pakistanis in Michigan: A Study of Third Culture and Acculturation*. New York: AMS, 1989.
- Mayer, Margit: „Soziales Kapital und Stadtentwicklungspolitik“. *Lokale Politik, soziales Kapital und Bürgergesellschaft*. Hg. M. Haus. Opladen: Leske + Budrich, 2001.
- MacKinnon, R.: „Searching for the Leviathan in Usenet“. *Cybersociety: Computer Mediated communication and community*. Hg. S. G. Jones. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1995, 112-137.
- Mandel, Thomas und Gerard Van der Leun: *Rules of the Net: Online Operating Instructions for Human Beings*. New York: Hyperion, 1996.
- McGoey, Chris E.: „Gated Communities Access Control“.
<http://www.crimedocto.com/gated.htm> (Besuchsdatum: 15. Februar 2002).
- McKenzie, Evan: *Privatopia: Homeowner Associations and the Rise of Residential Private Government*. New Haven: Yale University Press, 1994.
- McPherson, Tara: „I’ll Take My Stand in Dixie-Net: White Guys, the South, and Cyberspace.” *Race in Cyberspace*. Beth E. Kolko u.a. New York: Routledge, 2000, 117-132.
- Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 10. Auflage von 1995. Originalausgabe *Mind, Self and Society*, 1934 von Charles W. Morris herausgegeben.
- Mele, Christopher. „Cyberspace and disadvantaged communities: The Internet as a tool for collective action.” *Communities in Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 290-311.
- Menebröcker, Carsten: *Musikpiraterie im Internet*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2002.
- Meyrowitz, Joshua: *No Sense of Place: The Impact of Electronic Media on Social Behavior*. New York, Oxford: Oxford University Press, 1985.
- Mikl-Horke, Gertraude: *Soziologie*. München: Oldenburg, 1992.

- Min, Pyong Gap: „Problems of Korean Immigrant Entrepreneurs“. *Race and Ethnic Conflict: Contending Views on Prejudice, Discrimination and Ethnviolence*. Hg. Fred L. Pincus und Howard J. Ehrlich. Boulder: Westview Press, 1994, 253-263.
- Monkkonen, Eric H.: *America becomes Urban: The Development of U.S. Cities & Towns 1780-1980*. Berkeley: University of California Press, 1990.
- Moss Kanter, Rosabeth: *Commitment and Community: Communes and Utopias in Sociological Perspective*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1972.
- Murray, Charles: *Losing Ground: American Social Policy, 1950-1980*. New York: Basic Books, 1984.
- Negroponte, Nicholas: *being digital*. London: Hodder and Stoughton, 1995.
- Nelson, Eric: *Mall of America: Reflections of a Virtual Community*. Lakeville, Minnesota: 1998.
- Nakamura, Lisa: *Cybertypes: Race, Ethnicity, and Identity on the Internet*. New York: Routledge, 2002.
- Nunner-Winkler, G.: „Zurück zu Durkheim? Geteilte Werte als Basis Gesellschaftlichen Zusammenhalts“. *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens zur Konfliktgesellschaft*. Hg. W. Heitmeyer .Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997, 360-402.
- Noller, Peter, Walter Prigge und Klaus Ronneberger (Hg.): *Stadt-Welt*. Frankfurt/New York: 1994.
- O’Brian, Jodi: „Writing in the body: gender (re)production in online interaction“. *Communities in Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 76-106.
- Offe, Claus und Susanne Fuchs: „Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschlands“. *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich*. Hg. Robert D. Putnam. Gütersloh: Bertelsman, 2001, 417-500.
- Ostendorf, Berndt (Hg.): *Multikulturelle Gesellschaft: Modell Amerika?* München: Wilhelm Fink, 1994.
- Ostendorf, Berndt: „An American Dilemma Revisited: Gibt es eine (echte) Krise des Liberalismus? Der Versuch einer Anamnese“. *Amerikastudien* Volume 45, 3 (2000), 427-439.

- Ostendorf, Berndt (Hg.): *Transnational America: The Fading Borders of the Western Hemisphere*. Heidelberg: C. Winter, 2002.
- Ostendorf, Berndt: „The Paradox of Tolerance“. *The End of Tolerance?* London: Nicholas Brealey, 2002a, 121-131.
- Ostendorf, Berndt und Stephan Palmié: „Immigration and Ethnicity“. *Modern American Culture*. Hg. Mick Gidley. New York: Longman, 1993, Kapitel 7: 142-165.
- Palmié, Stephan: „Die sogenannte Hispanic Immigration? Diskursive Artefakte und Soziale Wirklichkeiten“. *Multikulturelle Gesellschaft: Modell Amerika?* Hg. Berndt Ostendorf. München: Wilhelm Fink, 1994, 33-52.
- Park, Robert u. a.: *The City*. Chicago University Press, 1925.
- Parsons, Talcott u. a.: *Toward a Theory of Action*. Cambridge, Mass., 1951.
- Paterson, Lindsay: „Civil society and Democratic Renewal“. *Social Capital*. Hg. Stephen Baron, John Field und Tom Schuller New York: Oxford University Press, 2000, 39-55.
- Pincus, Fred L. und Howard J. Ehrlich (Hg.): *Race and Ethnic Conflict*. Boulder: Westview Press, 1994.
- Pongs, Armin: *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?* München: Dilemma, 2000.
- Poplin, Dennis E.: *Communities: A Survey of Theories and Methods of Research*. New York: MacMillan, 1979.
- Popper, Karl R.: „Das Rationalitätsprinzip“. *Karl Popper Lesebuch*. Hg. David Miller. Tübingen: Mohr, 1967.
- Popper, Karl F.: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. 7. Aufl.: Tübingen, 1992, (zuerst 1957).
- Portes, Alejandro (Hg.): *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. New York: Russell Sage Foundation, 1995.
- Portes, Alejandro: „Economic Sociology and the Sociology of Immigration: A Conceptual Overview“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995: 1-41.
- Portes, Alejandro: „Children of Immigrants: Segmented Assimilation and Its Determinants“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the*

- Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995: 248-280.
- Portes, Alejandro (Hg.): *The New Second Generation*. New York: Russell Sage Foundation, 1996b.
- Portes, Alejandro: „Immigration and Its Aftermath“. *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996b: 1-8.
- Portes, Alejandro: „Social Capital: Its Origins and Applications in Modern Sociology“. *Knowledge and Social Capital: Foundations and Applications*. Hg. Eric L. Lesser. Boston: Butterworth-Heinemann, 2000, 43-68.
- Portes, Alejandro and Patricia Landolt: „The Downside of Social Capital“. *The American Prospect*, Volume 7, Heft 26 (May/June 1996).
<http://www.prospect.org/print/V7/26/26-cnt2.html>, 1-6 (Besuchsdatum 9.10.2001).
- Portes, Alejandro und Rubén G. Rumbaut: *Legacies: The Story of the Immigrant Second Generation*. New York: Russell Sage Foundation, 2001.
- Portes, Alejandro und Richard Schauffler: „Language and the Second Generation: Bilingualism Yesterday and Today“. *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996b, 8-29.
- Portes, Alejandro und J. Sensenbrenner: „Embeddedness and Immigration: Notes on The Social Determinants of Economic Action“. *American Journal of Sociology* 98, 6 (1993): 1320-50.
- Portes, Alejandro und Min Zhou: „Should immigrants assimilate?“. *Public Interest* 116 (Summer 1994): 18ff.
- Portes, Alejandro und Min Zhou: „Self-Employment and the Earnings of Immigrants“. *American Sociological Review*, 61 (1996a): 219-230.
- Postman, Neil: *Technopoly*. New York: Alfred A. Knopf, 1991.
- Preece, Jenny: *Online Communities: Designing Usability, Supporting Sociability*. New York: John Wiley, 2000.
- Putnam, Robert D., Robert Leonardi und Raffaella Y. Nanetti: *Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton University Press: Princeton, 1993.
- Putnam, Robert D.: „Bowling Alone: America’s Declining Social Capital“. *Journal of Democracy* 6.1 (Januar 1995): 65-78.
- Putnam, Robert D. „Demokratie in Amerika am Ende des 20. Jahrhunderts“. *Soziales*

- Kapital in der Bürgergesellschaft*. Hg. Friedrich Wilhelm Graf, Andreas Platthaus und Stephan Schleissing. Stuttgart: Kohlhammer, 1999, 21-70.
- Putnam, Robert D.: *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon & Schuster, 2000.
- Putnam, Robert D. *Gesellschaft und Gemeinsinn: Sozialkapital im internationalen Vergleich*. Gütersloh: Bertelsman, 2001. Besonders: *Einleitung* 15-44 und *Schlussfolgerungen* 751-790.
- Putnam, Robert D. (Hg.): *Democracies in Flux. The Evolution of Social Capital in Contemporary Society*. Oxford: Oxford University Press, 2002.
- Rabinow, Paul (Hg.): *Foucault Reader*. New York: Random House, 1984.
- Raeithel, Gert: *Geschichte der Nordamerikanischen Kultur*. Besonders Band 3 „Vom New Deal bis zur Gegenwart 1930-2002“, Abschnitt „Soziales Kapital“. Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 2002, 484-488.
- Reed, Ishmael (Hg.): *MultiAmerica: Essays on Cultural Wars and Cultural Peace*. New York, Penguin, 1997.
- Rehberg, K.-S.: „Gemeinschaft und Gesellschaft - Tönnies und Wir“. *Gemeinschaft Und Gerechtigkeit*. Hg. M. Brumlik und H. Brunkhorst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993, 19-48.
- Reich, Robert B.: „Secession of the Successful“, *New York Time Magazine* (20. Januar 1991): 42.
- Reich, Robert B.: *The Work of Nations: Preparing Ourselves for 21st-Century Capitalism*. New York: A.A. Knopf, 1991b.
- Reid, Elizabeth: „Virtual Worlds: Culture and Imagination“. *Cybersociety: Computer Mediated Communication and Community*. Hg. Steven G. Jones. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1995, 164-183.
- Rheingold, Howard: *Virtuelle Welten. Reisen im Cyberspace*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1992.
- Rheingold, Howard: *Virtuelle Gemeinschaft: Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers*. Bonn: Addison-Wesley, 1994. Im Original: *Virtual Community: Homesteading on the Electronic Frontier*. Reading, Mass.: Addison-Wesley, 1993.
- Rheingold, Howard: „A slice of life in my virtual community“. *Global Networks: Computers and International Communication*. Hg. L. M. Harasim. Cambridge, MA: MIT Press, 1994, 57-80.

- Riesman, David, Reuel Denney und Nathan Glazer: *The Lonely Crowd: A Study of the Changing American Character*. New Haven: Yale University Press, 1950.
- Rifkin, Jeremy: „Work, Social Capital, and the Rebirth of the Civil Society: A Blueprint for a New Third Sector Politics“. NGO's Conference in Strasbourg 1999. <http://stars.coe.fr/Dossiers/Societe/E-Jeremyrifkin.htm> (Besuchsdatum: 9.10.2001).
- Roost, Frank: *Die Disneyfizierung der Städte: Großprojekte der Entertainmentindustrie am Beispiel des New Yorker Times Square und der Siedlung Celebration in Florida*. Reihe Stadt, Raum, Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, 2000.
- Ross, Andrew: *The Celebration Chronicles – Life, Liberty, and the Pursuit of Property Value in Disney's New Town*. New York, 1999.
- Rotberg, Robert I. (Hg.): *Patterns of Social Capital*. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.
- Rumbaut, Rubén G.: „The Crucible Within: Identity, Self-Esteem and Segmented Assimilation Among Children of Immigrants“. *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996b.
- Sassen, Saskia: „New York City's Informal Economy“. *The Informal Economy: Studies in Advanced and Less Developed Countries*. Hg. A. Portes, M. Castells und L. A. Benton. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 1989.
- Sassen, Saskia: *The Global City*. New York: Princeton University Press, 1991.
- Sassen, Saskia: *Cities in a World Economy*. Thousand Oaks: Pine Forge Press, 1994.
- Sassen, Saskia: „Immigration and Local Labor Markets“. *The Economic Sociology of Immigration: Essays on the Networks, Ethnicity and Entrepreneurship*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1995: 87-127.
- Scheuch, Erwin K., und Ute Scheuch: *Cliquen, Klüngel und Karrieren*. Reinbeck b. Hamburg, Rowohlt, 1992.
- Schiller, Herbert Irving: *Mass Communication and American Empire*. Boulder: Westview, 1992.
- Schiller, Herbert Irving: *Information Inequality*. New York: Routledge, 1996.

- Schmidt, Gurly: „Chat-Kommunikation im Internet – eine kommunikative Gattung?“. *Soziales im Netz: Sprache, Beziehungen und Kommunikationskultur im Internet*. Hg. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000, 109-130.
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus, 1992.
- Schuler, D.: *New Community Networks: Wired for Change*. Reading, MA: ACM Press und Addison-Wesley, 1996.
- Schuller, Tom, Stephen Baron und John Field: „Social Capital: A Review and Critique“. *Social Capital: Critical Perspectives*. Hg. Stephen Baron, John Field und Tom Schuller Oxford. Oxford University Press, 2000, 5ff.
- Schwingel, Markus: *Bourdieu zur Einführung*. Hamburg: Junius, 1995.
- Sennett, Richard: *Flesh and Stone: The Body and the City in Western Civilization*. New York: W.W. Norton, 1994.
- Sennett, Richard: *Corrosion of Character: The Culture of New Capitalism*. New York: W. W. Norton, 1998.
- Shirky, Clay: *Voices from the Net*. Emeryville, CA: ZD Press, 1995.
- Silverman, Carol J. and Stephen E. Barton: „Common Interest Communities and the American Dream“. Working Paper No. 463, Institute of Urban and Regional Development in Berkeley, CA: September 1987, 16-17.
- Simmel, Georg: *Soziologie: Untersuchungen über die Form der Vergesellschaftung*. 5. Auflage. Berlin, 1968.
- Simmel, Georg: „Die individuelle Freiheit“. In: *Philosophie des Geldes*. Band 6 der Gesamtausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989, 375-405 (Originalausgabe 1900).
- Skocpol, Theda. „Unravelling from above“, *The American Prospect* 25, (März/April 1996).
- Skocpol, Theda: „Das bürgergesellschaftliche Amerika – gestern und heute“. *Gesellschaft und Gemeinsinn*. Hg. Robert D. Putnam. Gütersloh: Bertelsmann, 2001, 593-654.
- Skocpol, Theda: „From Membership to Advocacy“. *Democracies in Flux: The Evolution of Social Capital in Contemporary Society*. Hg. Robert Putnam. Oxford: Oxford University Press, 2002, 103-136.

- Smith, Adam: *The Wealth of Nations*. 2 Bände. London, New York: 1950. Im Original 1776.
- Smith, Marc A. und Peter Kollock (Hg.): *Communities in Cyberspace*. London und New York: Routledge, 1999.
- Smrekar, Claire: *The Impact of School Choice and Community*. Albany, New York: State University Press, 1996.
- Soja, Edward W.: *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. New York: Verso, 1989.
- Soja, Edward W.: „Inside Exopolis: Scenes from Orange County“. *Variations on a Theme Park: The New American City and the End of Public Space*. Hg. M. Sorkin. New York: Hill and Wang, 1992, 94-122.
- Soja, Edward W.: „Postmodern Urbanization: The Six Restructurings of Los Angeles“. *Postmodern Cities and Spaces*. Hg. Sophie Watson und Katherine Gibson. Cambridge, Mass. Blackwell, 1995, 125-137.
- Sorkin, Michael (Hg.): *Variations on a Theme Park – The New American City and the End of Public Space*. New York, 1992.
- Soto, Lucy: „Suburban Fortresses: Gated Communities Are Going Up, Keeping Out“. *Atlanta Constitution* (September 17 1995): sec. F, 4.
- Stark, Andrew: „America, The Gated?“ *Wilson Quarterly* (Winter 1998): 58-79.
- Stein, Monika: „Möglichkeiten gegenseitiger Hilfeleistungen im sozialen Netzwerk von Arbeitern“. *Soziale Netzwerke*. Hg. Heiner Keupp und Bernd Röhrle. Frankfurt a. M.: Campus, 1987, 109-122.
- Strehmel, Petra und Blanca Dengenhardt: „Arbeitslosigkeit und soziales Netzwerk“. *Soziale Netzwerke*. Hg. Heiner Keupp und Bernd Röhrle. Frankfurt a. M.: Campus, 1987, 139-154.
- Strand, Palma J.: „Forced to Bowl Alone?“. *The Nation* 276, 5 (10. Februar 2003), 25-29.
- Tannen, Deborah.: *You Just Don't Understand: Men and Women in Conversation*. New York: William Morrow, 1990.
- Tannen, Deborah.: *Talking from 9 to 5*. New York: William Morrow, 1994.
- Taylor, Charles: *The Ethics of Authenticity*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1992.

- Taylor, Charles: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Mit Kommentaren von Amy Gutmann, Steven C. Rockefeller, Michael Walzer, Susan Wolf. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1993.
- Taylor, Charles: *Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002.
- Thimm, Caja (Hg.): *Soziales im Netz: Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000.
- Thimm, Caja und Heidi Ehmer: „Wie im richtigen Leben...: Soziale Identität und sprachliche Kommunikation in einer Newsgroup“. *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Hg. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000, 220-239.
- Tittel, Silke: „Internet für alle: Die amerikanische Kleinstadt LaGrange verlegt sich ins Netz“. *DIE ZEIT* Nr. 44 (26. Oktober 2000).
- Thurber, James A. und Coltan C. Campbell (Hg.): *Congress and the Internet*. Upper Saddle River, New Jersey: Prentice Hall, 2003.
- Tocqueville, Alexis de: *Democracy in America*. 3. Ed. New York: 1839.
- Tönnies, F.: *Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963.
- Tollkühn, E.: „Die ‚graue‘ Stadt am Meer“. *Süddeutsche Zeitung* 73 (28. März 2003), V2/1.
- Turkle, Sherry: *Leben im Netz: Identität in Zeiten des Internet*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1998. Im Original: *Life on the Screen. Identity in the Age of the Internet*. New York: Simon & Schuster, 1995.
- Vélez-Ibañez, Carlos: *Bonds of Mutual Trust: The Cultural System of Rotating Credit Associations among Urban Mexicans and Chicanos*. New Brunswick: Rutgers University Press, 1983.
- Vogelgesang, Waldemar: „’Ich bin, wen ich spiele.’ Ludische Identitäten im Netz“. *Soziales im Netz: Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Hg. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2000, 240-261.
- Wacquant, Loic J. D. und William Julius Wilson: „The Cost of Racial and Class Exclusion in the Inner City“. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 498-511.

- Waldinger, R.: „The ‚Other Side‘ of Embeddedness: A Case Study of the Interplay Between Economy and Ethnicity.” *Ethnic and Racial Studies* 18, 1995, 555-580.
- Wallace, Patricia: *The Psychology of the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press, 1999.
- Wallerstein, Immanuel: *The Modern World-System*. (2 Vols). New York und London: Academic Press, 1974.
- Wallerstein, Immanuel: „Klassenanalyse und Weltsystemanalyse”. *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt*. Sonderband 2. Hg. R. Kreckel: 1983.
- Walzer, M.: „The Communitarian Critique of Liberalism“. *Political Theory* 18 (1990): 6-23.
- Walzer, M.: *What it means to be an American*. New York: Marsilio, 1992.
- Walzer, M.: „Die kommunitaristische Kritik am Liberalismus“. *Kommunitarismus: Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*. Hg. Axel Honneth. Frankfurt am Main: Campus, 1993, 157-180.
- Walzer, M.: „Multiculturalism and Individualism“. *dissent* (Spring 1994): 185-191.
- Walzer, M. (Hg.): *Toward a Global Civil Society*. Providence, RI: Berghahn, 1995.
- Walzer, M.: „The Concept of Civil Society“. *Toward a Global Civil Society*. Hg. Michael Walzer. Providence, RI: Berghahn, 1995, 7-27.
- Warren, Roland L.: *The Community in America*. Chicago: Rand McNally, 1972.
- Warschauer, Mark: „Language, Identity, and the Internet”. *Race in Cyberspace*. Hg. Beth E. Kolko u. a. New York: Routledge, 2000, 151-170.
- Waters, Mary C.: *Ethnic Options: Choosing Identities in America*. Berkeley und Los Angeles: University of California Press, 1990.
- Waters, Mary C.: „Ethnic and Racial Identities of Second-Generation Black Immigrants in New York City”. *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996b: 171-196.
- Waters, Mary C.: *Black Identities: West Indian immigrant dreams and American realities*. New York: Russell Sage Foundation, 1999.
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr, 1952.
- Wellman, Brian und Milena Gulia: „Virtual communities as communities: Net surfers don’t ride alone”. *Communities in Cyberspace*. Hg. Marc A. Smith und Peter Kollock. London und New York: Routledge, 1999, 167-194.
- Wellman, Barry und Milena Gulia: „Net-surfers Don’t Ride Alone: Virtual

- Communities as Communities.” *Networks in the Global Village: Life in Contemporary Communities*. Hg. Barry Wellman. Boulder, Colorado: Westview, 1999, 331-366.
- Wellman, B.: *Networks in the Global Village Life in Contemporary Communities*. Boulder, Colorado: Westview, 1999.
- Whyte, W. F.: *Street Corner Society: The Social Structure of an Italian Slum*. Chicago: University of Chicago Press, 1955.
- Whyte, William H.: *The Organization Man*. New York: Simon and Schuster, 1956.
- Wilson, William Julius: *The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass, and Public Policy*. Chicago: University of Chicago Press, 1987.
- Wilson, William Julius: „The Declining Significance of Race”. *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 125-132. (zuerst 1978).
- Wilson, William Julius: *When Work Disappears: The World of the New Urban Poor*. New York: Knopf, 1997.
- Wong, Bernard: *Patronage, Brokerage, Entrepreneurship and the Chinese Community of New York*. New York: AMS, 1988.
- Woo, Deborah: „The ‘Overrepresentation’ of Asian American: Red Herrings and Yellow Perils”. *Race and Ethnic Conflict*. Hg. Fred L. Pincus und Howard J. Ehrlich. Boulder: Westview Press, 1994, 314-326.
- Wuthnow, Robert: „Der Wandel des Sozialkapitals in den USA”. *Gesellschaft und Gemeinsinn*. Hg. Robert D. Putnam. Gütersloh: Bertelsmann, 2001, 655-750.
- Wuthnow, Robert: „Bridging the Privileged and the Marginalized?“. *Democracies in Flux: The Evolution of Social Capital in Contemporary Society*. Hg. Robert Putnam. Oxford: Oxford University Press, 2002, 59-102.
- Yetman, Norman R. (Hg.): *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991.
- Zack, Naomi: *Race and Mixed Race*. Philadelphia: Temple University Press, 1993.
- Zekri, Sonja: „Klick in den Abgrund: Zynische Sterbehilfe, vertrauliche Lebenshilfe: Selbstmordforen im Netz“. *Süddeutsche Zeitung* 95 (25. April 2003): 11.

- Zhou, Min und Carl L. Bankston III: „Social Capital and the Adaptation of the Second Generation: The Case of Vietnamese Youth in New Orleans". *The New Second Generation*. Hg. Alejandro Portes. New York: Russell Sage Foundation, 1996: 197-220.
- Zhou, Min: „Segmented Assimilation: Issues, Controversies, and Recent Research on the New Second Generation". *International Migration Review*, Vol. 31, No. 4, (1997): 975-1008.
- Zolberg, Aristide R.: „The Next Waves: Migration Theory for a Changing World". *Majority and Minority: The Dynamics of Race and Ethnicity in American Life*. Hg. Norman R. Yetman. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon, 1991, 523-537.
- Zwingenberger, Meike. „Gemeinschaftsformen in der globalen Informationsgesellschaft". *Demokratie und Internet*. Hg. Winand Gellner und Fritz von Korff. Baden-Baden: Nomos, 1998, 227-240.

Curriculum Vitae

Meike Zwingenberger

Zur Person

geboren am 16. Juli 1970 in Hannover
 verheiratet seit 1997, geb. Böhning, 2 Kinder

Wissenschaftliche Ausbildung

August 2006	Forschungsaufenthalt an der University of British Columbia, Vancouver
Oktober 2005	Recherche an der Harvard University, Boston
Februar 2004	Abschluss der Promotion: magna cum laude Thema der Dissertation: <i>Soziales Kapital: Communities und die Bedeutung sozialer Netzwerke in den USA</i>
November 1996	Promotionsstudium an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der LMU München
März - April 1996	<i>Research Project</i> an der University of California, Berkeley
1991-1996	Studium der Amerikanischen Kulturgeschichte, Politikwissenschaft und Soziologie an der LMU Abschluß mit Magister Artium (Gesamtnote: sehr gut)
Sommer 1991	<i>Summer Studies</i> an der University of California, Los Angeles, USA im Bereich <i>Mass Media</i> und <i>Political Science</i>
1990-1991	Studium der Amerikanischen Kulturgeschichte, Politikwissenschaft und Komparatistik an der LMU

Berufliche Tätigkeiten

seit März 2004	Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Amerika-Institut der LMU München
2000-2004	Erziehungszeit
1997-2000	Wissenschaftliche Mitarbeiterin, LMU
1999-2000	Frauenbeauftragte der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der LMU
1997-2000	Frauenbeauftragte des Amerika-Instituts
Wintersemester 1996/97	Lehrauftrag am Amerika-Institut der LMU München
1996-1997	Redakteurin in der Abteilung Nachschlagewerke und Electronic Publishing, <i>K. G. Saur Verlag</i>
1996	Betreuung ausländischer Fach- und Führungskräfte bei der Relocation Agency <i>Start-Up-Services</i> , München
1996	Übersetzungen für APA-Guides

	<i>Langenscheid KG</i> , München
1995-1996	Assistentin des Geschäftsführers, <i>K. G. Saur Verlag</i>
1994-1995	Mitarbeiterin in der Presseabteilung <i>K. G. Saur Verlag</i> , München
1993	Teilnahme am Programm <i>Student und Arbeitsmark</i> der LMU
1993	Mitarbeiterin in der Abteilung Logistik <i>Agfa-Gevaert AG</i> , München
1992-1993	Mitarbeiterin der Presseabteilung der Umweltschutz- organisation <i>Artists United for Nature</i> , München
1991-1993	Studentische Mitarbeiterin <i>Joachim Waldrich Verlag</i> , München
1990	Freie Mitarbeiterin bei <i>Radio7</i> , Biberach an der Riß

Stipendien und Auszeichnung

Stipendium des *Faculty Enrichment Program* der kanadischen Botschaft, 2006

Stipendium des Hochschul- und Wissenschaftsprogramm der Ludwig-Maximilians
Universität, München, 2001-2002

Stipendium der Bayerischen Amerika-Akademie, München, 2001

Auszeichnung für sehr gute Leistungen während der Sommerkurse an der
University of California, Los Angeles, 1991

Stipendium des Deutschen Bundestags für ein Highschool-Jahr in den USA,
Ishpeming, Michigan, 1987/88

Veröffentlichungen

Europe and America: Cultures in Translation. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2006.
Mit Britta Waldschmidt-Nelson und Markus Hünemoerder.

„The Broken Narratives Within: Popular Culture, Cosmopolitanism and Transnational Social
Spheres“. *America and Europe: Cultures in Translation*. Britta Waldschmidt-Nelson, Markus
Hünemoerder and Meike Zwingenberger. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2006.

Einwanderungsland USA - Einwanderungsland Bundesrepublik. Hagen: Fernuniversität der
Gesamthochschule Hagen, 1999. Mit Götz Opitz.

„Social Capital - Mission Impossible? A Comparative Analysis of Social Relations in Ethnic
Communities in Germany and the United States“. *Transnational Encounters*. Hg. Guenther
Lenz und Peter Ling. Amsterdam: Amsterdam University Press, 1999.

„Gemeinschaftsformen in der globalen Informationsgesellschaft“. *Demokratie und Internet*.
Hg. Winfried Gellner und Fritz von Korff. Nomos, 1998, 227-241.

„Soziales Kapital in der Informationsgesellschaft“. *Informationsgesellschaft - Von der
organisierten Geborgenheit zur unerwarteten Selbständigkeit?* Hg. Wolfgang Bruncken und
Barbara Frenz-Kowitz. Köln: Almanach junger Wissenschaftler, 1997, 34-35. (Als Meike
Böhning)

Oktober 2006

Meike Zwingenberger